Agraffia und Fatime,

oder:

Die Folgen der Schuld.

Historisch-romantische Erzählung aus der Zeit Königs Siegmund III. von Polen.

Von

J. Satori.

Zweiter Theil.

Braunschweig,
Verlag der Hofbuchhandlung von Eduard Leibrock.
1847.

Während sich Olga und Agraffia über ihre Vorstellung bei Hofe unterhielten, thaten ihre Mutter und deren Freundin Pelagia dasselbe; denn diese hatte gleichfalls bemerkt, daß der Thronfolger unaufhörlich Agraffia mit seinen Blicken verfolgt hatte.

„Nun," sagte Vannienka — in Polen war es zu jener Zeit so gebräuchlich, und es mag vielleicht auch jetzt noch so sein, daß man auch verheirathete Frauen, selbst die vornehmsten, wenn man von ihnen sprach, mit ihrem Vornamen bezeichnete, oder, wenn man es unterließ, doch diesen wenigstens ihrem Familiennamen voransetzte, und den Gebrauch haben wir in dieser Erzählung beibehalten. — „Nun," sagte also Vannienka Ignatowski lächelnd, und ohne es ernstlich zu meinen, „der Thronfolger von Polen wäre allenfalls eine Parthie, die sich für unsere Agraffia passen möchte. Wenn sie

eine Krone auf ihrer schönen Stirn trüge, so fühlte sich vielleicht ihr Ehrgeiz befriedigt."

„Wer weiß, ob es ihr nicht gelingt, sich eine, vermöge ihrer Reize, zu erobern!" versetzte Pelagia, gleichfalls mit sehr heiterem Tone; denn sie betrachtete die Reden ihrer Freundin sehr richtig als Scherz, weshalb sie fortfuhr: „denn die Geschichte hat uns Beispiele der Art genug überliefert; Rußland, Polen und Böhmen viele, und ich wollte eine Wette darauf eingehen, daß bei allen den vorkommenden Fällen, wo die Herrscher aus der Mitte ihrer Unterthanen sich eine Gemahlin gewählt haben, keine so schön war, wie Deine Töchter es sind, besonders Agraffia. Weshalb sollte nicht auch dieser ein Glück zu Theil werden können, welches die Vorsehung Jenen hat gleichfalls zukommen lassen."

„Es wäre möglich," erwiederte Vannienka, „aber es wird dennoch nie so werden, weil unsere Zeit keine Aehnlichkeit mit der früheren hat. Was da anging, wird jetzt Niemand wagen. Damals verließ sich jeder Fürst auf seine eigene Kraft, und auf die, welche sein Land ihm darbot, um die seinige zu unterstützen; gegenwärtig aber ist es anders. Man sucht nun durch Verschwägerungen, oder dadurch stark zu werden, daß man Freundschaftsbündnisse anknüpft, wenn man sonst es nicht versteht, sich zu kräftigen. Jetzt bemüht man sich, Mittel zu

erlangen, die man sonst nicht kannte, um sich dadurch aufrecht zu erhalten, und so ist es mit Polen. Unser armes Vaterland ist leider wirklich dahin gekommen, daß es künftig solcher fremden Stütze bedürftig wird, wenn es nicht jetzt schon in diesem Falle sich befindet, und wir können darum mit Gewißheit annehmen, daß unsere kluge Königin, mit ihrem scharf in die Zukunft spähenden Blicke, schon längst eine Gemahlin für ihren Erstgeborenen wird gewählt haben."

„Sie war selbst keine Fürstentochter," sagte Pelagia Chemineffski; „vielleicht —"

„Ihr Bruder war König von Ungarn," fiel ihr Vannienka Ignatowski in die Rede, „gleichviel wie er es geworden, und das Geschlecht der Grafen von der Zips ist ein alt berühmtes. Unzählbar viele Vortheile boten sich damals dem Könige von Polen durch die getroffene Wahl an; und daß es später anders kam, daß so manche Versprechung nicht in Erfüllung ging, daß überhaupt die Lage der Dinge sich nicht so gestaltete, wie man gehofft hatte, wer konnte das früher vorher sehen? Ueberdies stand damals unserem Könige Niemand zur Seite, der sich dazu berufen fühlte, seine Handlungen durch Rathschläge zu leiten, wie es dagegen nun bei dem Thronfolger geschieht, der sich eben so schwach, wie sein Vater zeigt, und ganz von dem Willen der Königin

abhängt. Deshalb konnte wohl dieser damals der Stimme seines Herzens Gehör geben, und sie trieb ihn an, die schöne Gräfin von der Zips zu seiner Gemahlin zu erheben.

„Du kannst Recht haben," versetzte Pelagia, „oder vielmehr, Du hast Recht; aber die Sache könnte doch eine andere Wendung bekommen, wenn der Thronfolger zufällig mit der von seiner Mutter getroffenen Wahl nicht zufrieden wäre, wenn er es vorzöge, selbst eine zu bestimmen, und gerade in diesem Punkte mehr Charakter zeigte, wie gewöhnlich."

„Das wagt er nicht," sagte Vannienka, ungläubig dabei den Kopf schüttelnd; „aus verschiedenen Gründen wird er es nicht. Ich könnte den voranschicken, daß er seine Mutter zu sehr liebt, als daß er im Stande wäre, ihr mit Absicht eine Kränkung zu verursachen, und zwar eine nicht geringe, wenn er einer seiner künftigen Vasalinnen seine Hand reichte. Allein ich will der Wahrheit getreu bleiben, und muß nach dieser behaupten, daß er die Königin noch weit mehr f ü r ch t e t, als er sie liebt, und daß er nur deshalb von jeher so unbedingt sich ihrem Willen unterworfen hat. Ja man will sogar behaupten — und Personen aus ihrer nächsten Umgebung bestätigten es, daß er ihr einmal, als sie in einer gefährlichen Krankheit ihn mit solcher Auf-

opferung ihrer Bequemlichkeit, und so jeder Gefahr der Ansteckung trotzend gepflegt hatte, wie eine Mutter aus dem geringsten Stande es nicht besser gekonnt hätte, einen Eid darauf schwor, daß er niemals gegen ihren Rath handeln wolle, weil er der Meinung sei, daß er ihr nicht besser seine Dankbarkeit beweisen könne. Wenn es aber wirklich so ist, wenn die Königin mit der ihr eigenthümlichen Schlauheit dieses Mittel gewählt hat, um für immer seinen Willen dem ihrigen zu unterwerfen; so kann der Thronfolger nicht einmal nach dem Drange seines Herzens eine Wahl treffen, auch wenn er es wollte."

Auch ihnen meldete man nun, daß aufgetragen sei, und als Beide in das Speisezimmer kamen, folgten ihnen gleich darauf die beiden Schwestern dahin, die sich so freundlich gegen einander bewiesen, wie man Agraffia zu finden nicht gewohnt war.

Nach Tische blieben sie Alle beisammen, und unterhielten sich von der heutigen Vorstellung bei Hofe, bis der Reichsrath von dort nach Hause kam. Nun wurde das Gespräch noch lebhafter fortgesetzt, aber man hütete sich, ihn darauf aufmerksam zu machen, daß der Thronfolger Agraffia auffallend mit seinen Blicken verfolgt hatte, weil sie befürchteten, daß er nach dieser Entdeckung Agraffia verbieten würde, künftig bei Hofe zu erscheinen, und zwar darum,

weil er annehmen konnte, daß er in eine unangenehme Lage gerathen würde, sobald die Königin erst die Bemerkung machen möchte, daß der Thronfolger Agraffia auszeichne, und etwa gar mit dem Gedanken umgehe, sie zu seiner Gemahlin zu erheben.

Als die Königin am Geburtstage ihres Gemahls aus der Kirche zurückgekehrt war, und die Ihrigen sich in ihre Gemächer begeben hatten, sie mithin nach ihrem Gefallen verfahren konnte, begab sie sich augenblicklich in die Loge des Gotteshauses, wo Wanda sie erwartete. Zuvor jedoch ließ sie an ihre Frauen den Befehl ergehen, daß Niemand ihr dahin folgen dürfe, weil es ein Bedürfniß ihres Herzens sei, dort noch ohne die Gegenwart von Zeugen zu beten.

In dem kleinen Gemache, aus welchem man erst in die Kirchenloge kam, hatte die Königin in früherer Zeit den Personen Audienz ertheilt, die sie entweder ungestört, oder von Niemandem bemerkt, sprechen wollten, und stets den Vorwand vorgeschützt, daß sie dort nur mit völliger Gemüthsruhe zu beten vermöchte, weil daselbst nicht das geringste Geräusch ihre Andacht unterbreche.

Zwar waren solche Fälle in den letzten Jahren seltener vorgekommen, aber sie ereigneten sich doch

noch zuweilen, und entweder schenkte man ihren Worten wirklich Glauben, oder man stellte sich wenigstens so, als ob es der Fall sei. Es fiel daher auch Niemandem auf, als sie sich nach dem beendigten Gottesdienste noch einmal, und dicht verschleiert, zurück in die Kirche begab; wenigstens unterstand sich keine von ihren Damen, darüber eine Bemerkung laut werden zu lassen.

Wanda ging eben in dem kleinen Gemache — dessen Thüre sie bis dahin verschlossen gehalten hatte, und sie nur auf das Anklopfen der Königin öffnete — in Gedanken versunken auf und nieder, und diese rief ihr gleich nach ihrem Eintritte, während sie noch die Thüre durch einen Riegel verwahrte, entgegen: „Nun, wie steht es? Hast Du Dir Denjenigen unter den Höflingen genau gemerkt, welchem ich am wenigsten Ursache habe zu trauen?"

„Ich wollte ihn unter Tausenden herausfinden," antwortete Wanda.

„O, so beschreibe ihn mir genau," bestürmte sie die Königin; „wie sieht er aus, und wo war sein Platz?"

„Es ist ein schöner, kräftiger Mann," erwiederte Wanda; „jedoch sieht er etwas blaß aus, ungefähr so wie Jemand, der noch nicht lange eine Krankheit überstanden hat; er war in Weiß gekleidet, Alles reich mit Stickereien von Silber verziert, und

trug einen Mantel von violettem Sammet, eine Mütze von eben solcher Farbe, woran eine lang herab auf die Schulter hängende Straußfeder, mit einer kostbaren Spange von Diamanten, befestigt war. Er saß in der breiten Loge rechter Hand vom Altare, der großen königlichen gegenüber, neben einer ungemein bleichen Dame, die ein Kleid von schwarzem Sammet an hatte. Es befand sich noch eine etwas hagere Dame in der Loge, von angenehmem Aeußern, und zwei ungemein schöne junge Mädchen, von welchen die dem Anscheine nach ältere Schwester ihm ähnlich sah, die andere dagegen der bleichen Dame."

Die Königin staunte Wanda an, aber sie unterbrach diese absichtlich nicht, weshalb Wanda nach einer kurzen Pause fortfuhr: „Wenn ich mich nicht irre — wie es selten der Fall ist — so hat der Starost mit dem Mantel von violettem Sammet, im Kampfe mit den Zaporowischen Kosacken und deren Verbündeten, indem er Eurem Gemahle das Leben gerettet hat, eine bedeutende Kopfwunde erhalten — und — wenn ich mich nicht abermals irre, so ist er bei der Gelegenheit in die Gefangenschaft der Tartaren gerathen, und es war ihm nur erst vor Kurzem möglich, daraus zu entkommen. Oder — ist es nicht so, wie ich Euch sage?"

Wanda schwieg nun, um die Antwort der Kö=

nigin zu erwarten, welche ihr mit zunehmendem Erstaunen zugehört hatte und jetzt erwiederte: „Es ist Alles, so wie Du eben gesagt hast — aber — den Namen dieses Mannes — kannst Du ihn mir angeben?“

„Nein!“ antwortete Wanda. „Ich vermag Euch nur seine Eigenschaften zu bezeichnen, insofern sie in Bezug zu Euch stehen.“

„O, laß mich Alles wissen, was Du von ihm weißt,“ sagte die Königin lebhaft.

„Nun,“ versetzte Wanda, „dieser Höfling, dessen Namen ich nicht kenne —“

Sie stockte, und sah die Königin wie fragend an, welche darum sagte: „Er nennt sich Dominik Ignatowski, und ist Reichsrath.“

Wanda merkte sich diesen Namen genau, versetzte jedoch, gleichmäßig fortfahrend: „Dieser Reichsrath Dominik Ignatowski haßt Euch, und in gleichem Grade auch den König, Euren Gemahl. Er geht mit dem Plane um, besonders Euch zu verderben.“

Die Königin wechselte, indem Wanda sprach, die Farbe, und schien schwer zu athmen; allein diese gab nicht darauf Acht, sondern fuhr fort: „Er wird sogar nicht eher nachlassen in seinem Bestreben, Euch zu schaden, bis er Euch die Krone vom Haupte gerissen hat.“

„Das soll ihm nicht gelingen,“ sagte die Königin, augenblicklich aufgeregt.

Wanda antwortete ruhig, doch dabei bestimmt: „Ich sage Euch, daß er seinen Zweck dennoch erreichen wird; denn er weiß die Mittel aufzufinden, welche ihm dazu verhelfen können, und wird nicht dabei saumselig sein, sie anzuwenden.“

„Wie aber vermag ich mich davor zu schützen?“ fragte die Königin auffahrend.

„Nur, indem Ihr Vorsicht anwendet, wird es Euch möglich sein,“ erwiederte Wanda.

„Vier Augen sehen besser, als zwei,“ sagte die Königin, „und Dein Rath könnte mir von Nutzen sein, wenn eine Gefahr mich bedrohen sollte. Auch Deine Eigenschaft, den Menschen gleichsam ins Herz zu sehen, wäre im Stande, mir manchen wichtigen Dienst zu leisten; überhaupt aber möchte Deine Anwesenheit in meiner Nähe mir angenehm sein, vielleicht mit der Zeit mir unentbehrlich werden. Darum kleide Dich, wie die Frauen in unserem Lande alle gehen, und wähle Dir eine Beschäftigung um meine Person.“

Wanda schüttelte lächelnd den Kopf, und die Königin, dadurch ermuthigt, fuhr noch dringender fort: „Fordere eine Entschädigung dafür; keine soll mir zu groß sein, und ich will es sogar noch als eine

Gunst des Himmels betrachten, welche er mir dadurch erzeigen will, wenn Du bei mir bleibst."

„Alle Versprechungen, von Euch mir gegeben," sagte Wanda, „können mich nicht dazu vermögen, meinem Vorsatze untreu zu werden; denn meine Existenz ist vollkommen gesichert. Aber ich erkenne Eure Lage als sehr traurig, und empfinde darum Mitleid mit Euch. Aus diesem Grunde will ich also Euer Begehren erfüllen, vorausgesetzt, daß Ihr in die Bedingungen einwilligt, welche ich Euch vorzuschlagen denke."

„In jede," versicherte die Königin, „sobald Du nur in Krakau, und bei mir im Schlosse bleibst."

„Mit Eurem königlichen Worte müßt Ihr aber Euer Versprechen bekräftigen."

„Das will ich," betheuerte die Königin, „darum rede."

Wanda dachte erst darüber nach, was sie nun sagen wollte, und sagte dann in kurzen Zwischenpausen: „Es steht mir frei, so lange hier zu verweilen, als ich es will, und ungehindert diese Stadt zu verlassen, sobald ich es für gut finde."

„Wenn ich aber Krakau künftig verlassen sollte, dann werdet Ihr mich dabei getreulich unterstützen, und dafür sorgen, daß Niemand erfährt, wohin ich gehe?"

„Ich gestehe Dir Alles zu," erwiederte die Königin, als Wanda sie fragend ansah.

„Wer war die Dame, welche Euch gestern zu der Unterredung mit mir begleitet hat?" fuhr Wanda fort.

„Die Gräfin Dönhof," antwortete die Königin; „sie ist meine vertrauteste Freundin, aber sie lebt nicht hier, sondern mit ihrem Gatten auf dessen Gütern, wohin sie sich schon wieder in wenigen Tagen begeben wird. Außer ihr hat nur meine Kammerfrau Dich gesehen, und diese nicht ohne Schleier Dich erblickt."

„Die Gräfin darf kein Wort von dem erfahren, was ich Euch eben offenbart habe," versetzte Wanda; „schildert mich ihr lieber als eine Betrügerin, die keine der Gaben besitzt, deren sie sich gegen Euch gerühmt hat, und eben so wenig ist es zweckmäßig, daß Ihr künftig dieser Dame es mittheilt, wenn ich Eurem Verlangen nachgebe, und bei Euch in Krakau verweile."

„Es wird leicht sein, sie darüber in Ungewißheit zu erhalten," sagte die Königin, „da sie schon so bald von hier abreist, und jedesmal Jahre vergehen, bevor sie mich wieder durch ihren Besuch erfreuen kann, da ihr Gemahl den Aufenthalt an unserem Hofe nicht zu lieben scheint."

„Eurer Kammerfrau könnt Ihr ja wohl sagen,"

fuhr Wanda fort, „daß die Gräfin Dönhof mich Euch dringend empfohlen hat, und daß Ihr darum mir gestatten werdet, daß ich öfter in Eurer Nähe mich aufhalten darf. Gebt allenfalls vor, daß ich von vornehmer Geburt bin; denn ich werde Eurer Behauptung keine Schande machen.“

„Alles, was Ihr wollt, soll geschehen,“ versicherte die Königin halb ungeduldig; „nur entschließt Euch.“

„Ich werde zuweilen in männlichen Kleidern ausgehen,“ sagte Wanda, „und davon dürft Ihr mich nicht zurückhalten. Auch die Absicht meiner geheimnißvollen Gänge dürft Ihr nicht zu ergründen suchen, und das müßt Ihr mir ganz besonders fest versprechen.“

„Du empfängst mein Wort darauf,“ betheuerte die Königin.

„Ich werde in einem ganz einfachen Anzuge den Dienst bei Euch antreten,“ fuhr Wanda fort, „und überhaupt künftig ebenso gekleidet gehen. Auch schlage ich jedes Gehalt aus, jedoch verrichte ich dagegen nur solche Beschäftigungen, welche ich mir selbst erwählen werde, und kein Mensch sonst, als Ihr, darf mir befehlen.“

„Auch das gestehe ich Dir zu,“ versicherte die Königin.

Wanda ließ sich nun vor ihr auf ein Knie nieder, indem sie sagte: „Von diesem Augenblicke an

betrachte ich Euch, hohe Frau, als meine Gebieterin, und werde Euch mit Ehrerbietung meinen Gehorsam widmen; denn — ich rechne fest darauf, daß Ihr Eure Zusagen mir halten werdet. Mein ganzes Wissen soll Euch unterthänig sein, und es wird mich glücklich machen, sobald ich im Stande bin, Euch einen Dienst zu leisten, oder Euch auf irgend eine Art zu nützen. Niemand wird treuer an Euch hängen, als ich, so lange Ihr Euer königliches Wort mir halten wollt."

„Und ich dagegen gelobe Dir an," versicherte die Königin, „daß Du nicht meine Dienerin, sondern eine Freundin von mir werden sollst, die ich in jedem mir vorkommenden Falle um ihren Rath frage. Doch jetzt muß ich in meine Gemächer zurückkehren, damit dort mein längeres Verweilen hier nicht auffällt. Wann aber werde ich Dich wieder bei mir sehen, und für immer? Setze die Zeit nicht zu lange hinaus; denn ich sehne mich gewiß nach Dir."

„Sobald die Gräfin Dönhof Krakau verlassen hat," antwortete Wanda, „und ich eine Garderobe besitze, wie sie künftig von mir benutzt werden kann — verlaßt Euch darauf, will ich zu Euch zurückkehren, und ich denke mir, daß dazu vierzehn Tage wohl hinreichen."

„Ach, verlängere Deine Abwesenheit von mir nicht ohne Grund so sehr," bat die Königin; „denn

übermorgen schon wird die Gräfin Dönhof von hier abreisen, und Deine Garderobe kannst Du einrichten, wenn Du schon hier im Schlosse sein wirst, und ich trage von Allem, was Du anzuschaffen für gut findest, begreiflich die Ausgaben."

Wanda schüttelte lächelnd den Kopf, indem sie erwiederte: „Das wäre gegen unsere Uebereinkunft. Nein, meine Börse befindet sich noch in gutem Zustande, und ich vermag mithin selbst dafür zu sorgen, daß ich künftig, meinem Berufe gemäß, vor Euch und vor den Wenigen sonst noch erscheinen kann, die mich, außer Euch, zu sehen bekommen. Wenn es jedoch ein Mal später so werden sollte, daß ich einer Unterstützung benöthigt würde, so will ich nur Euch darum ansprechen; darauf gebe ich Euch mein Wort."

„Ich verlasse mich darauf," sagte die Königin, „und werde gleich, nachdem die Gräfin Dönhof von hier abgereist ist, das Gemach, welches sie gegenwärtig, um darin zu schlafen, benutzt, zur Aufnahme für Dich in Stand setzen lassen. Es grenzt an mein Ankleidezimmer, und ich habe früher darin meine Mittagsruhe gehalten, bis mein Arzt es mir untersagt hat, daß ich dieser Gewohnheit länger nachhänge, weil ich davon zu stark würde. Dieses Gemach ist minder groß, als manches andere im Schlosse, und ich würde es darum der Gräfin Dön-

hof nicht haben anbieten können, wenn sie nicht selbst darauf gedrungen hätte, es zu beziehen, weil sie dann nur ganz in meiner Nähe zu bleiben vermochte. Da ich nun voraussetze, daß auch Du —"

„So denken wirst, wie sie," unterbrach Wanda die Königin; „das wolltet Ihr doch sagen, und sollt Euch in dieser Voraussetzung nicht geirrt haben; darum seid so gütig, bei Eurer Bestimmung zu verharren."

„Meinst Du, daß ich Dir jetzt gleich die Sänfte schicke, welche Dich nach dem Gasthause zurückbringt, in dem Du abgestiegen bist, oder willst Du bis zum Abende hier verweilen? Du siehst, daß dieses kleine Gemach, so wie das hier nebenan mit jeder Bequemlichkeit für eine Dame eingerichtet ist, weil ich in früherer Zeit manche Stunde hier zubrachte. Im letzteren Falle werde ich Dich selbst mit Lebensmitteln heute Mittag versorgen —"

„Bemüht Euch nicht damit," fiel ihr Wanda in die Rede; „denn es wird mir ein Leichtes sein, ohne Speisen zu genießen, bis zum Abende auszuhalten; dann aber möchte ich erst gerne in das von mir zum Absteigequatier benutzte Gasthaus zurückkehren."

„Nun," sagte die Königin, „Dir Backwerk und Obst zu bringen, wird mir gewiß keine Unbequem-

lichkeit verursachen. Wir sehen uns daher noch vor Tische wieder."

Nach diesen Worten entfernte sich zwar die Königin; aber sie kam schon nach einer Stunde wieder, um Wort zu halten, und Wanda mit Obst und Backwerk zu versorgen, das sie in einem Körbchen mit sich trug; jedoch verweilte sie nur wenige Augenblicke bei ihr, die sie aber dazu anwandte, mit ihr Verabredungen zu treffen, welche nothwendig waren, wollte Wanda ihren Plan erreichen, von Niemandem gesehen zu werden, wenn sie in das Schloß zurückkehrte.

Die Zeit wäre gewiß Wanda ungemein lang geworden, wenn sie sich den Tag über nicht damit beschäftigt hätte, Pläne zum Verderben des von ihr gehaßten Reichsraths Ignatowski zu entwerfen, dessen Namen sie in Gedanken häufig wiederholte, um ihn nicht zu vergessen, wobei ihr Herz sich freudig bewegt fühlte; denn sie hatte ja nun die Aussicht, daß sie im Stande sein würde, sich vollständig an ihm zu rächen.

Auf dem Hofballe, welcher der in Krakau anwesenden vornehmen Fremden wegen am Tage nach ihrer Vorstellung bei Hofe stattfand, zeichnete der Thronfolger Agraffia in eben dem Grade aus, wie an dem Mor-

gen, wo er sie zum ersten Male gesprochen hatte, und die Königin hielt sich darum überzeugt, daß sie bald seine Hoffnungen durchkreuzen müsse, wenn sie die ihrigen nicht im strengsten Sinne des Wortes an den Reizen eines jungen Mädchens wollte scheitern sehen.

Die Königin empfand deßhalb eine besondere Unruhe, und sehnte sich nach Wanda's Gegenwart, um mit ihr gemeinschaftlich zu überlegen, was sie am zweckmäßigsten beginnen müsse, damit sie ihre Absicht nicht verfehle; allein sie durfte nicht darauf rechnen, die Räthselhafte eher bei sich zu sehen, bis die Gräfin Dönhof abgereist war, und diese hatte sich am Nachmittage zu Bette legen müssen, weil sie sich nicht wohl befand, weßhalb sie den folgenden Tag nicht nach ihren Gütern abreisen konnte, wie sie sich es erst vorgenommen hatte, und die Königin sah sich darum genöthigt, an Wanda zu schreiben, und ihr das Vorgefallene mitzutheilen.

Als Wanda erfuhr, daß sie vorläufig noch nicht sich in das Schloß begeben konnte, beschloß sie gleich ein Vorhaben auszuführen, das ihren Racheplan befördern sollte, wenn sie es möglich machen könnte, das Vertrauen der Königin immer mehr zu gewinnen.

Sie begab sich nämlich in männlicher Kleidung nach der Wohnung des ehemaligen Hoflakaien Paul

Lissowski, welche der Wirth, in dessen Haus sie abgetreten war, durch einen seiner Leute hatte auskundschaften lassen.

Ihm und dessen Frau überbrachte sie einen Brief, den Ignacy ihr für seinen Vetter mitgegeben, und worin er sie, die er für einen jungen Burschen hielt, dem braven Manne und seiner Muhme besonders anempfohlen hatte, und worin er unter Anderem schrieb:

„Nehmt den braven Boleslaw so freundlich auf, als ob ich selbst zu Euch gekommen wäre; denn er verdient es. Schenkt ihm auch auf mein Wort Euer ganzes Vertrauen, weil er verschwiegen wie das Grab ist. Wahrscheinlich wird er sich lange in Krakau, oder doch wenigstens in der Nähe dieser Stadt, aufhalten, und nach dem Versprechen, das er mir gegeben hat, will er Euch bei dieser Gelegenheit öfter besuchen. Allein sorgt ja nicht, daß er Euch deßhalb Kosten verursachen wird; denn er führt Geld genug bei sich, und auch Gegenstände anderer Art, die viel werth sind. Er könnte Euch daher für die Ausgaben entschädigen, welche er Euch etwa verursachen würde, wenn Ihr ihm, im Falle er länger in Eurer lieben Stadt bliebe, als es jetzt noch seine Absicht ist, ein kleines Stübchen in Eurem Hause zu bewohnen überlassen wolltet,

und wenn das so käme, so würde es Euch sicher nicht gereuen, da Boleslaw sehr gut zu sprechen versteht, mithin besonders unterhaltend ist. Nur unterlaßt es, ihn über sein Herkommen zu befragen; da er sich nicht gerne an seine früheren Lebensverhältnisse erinnert sieht u. s. w."

Dieser Brief enthielt auch noch eine Beschreibung der geringsten Ereignisse, welche in seiner Familie vorgefallen waren, seitdem Ignacy Krakau verlassen hatte, und erweckte darum eine so große Freude bei den guten Leuten, daß sie gleich den vermeinten Boleslaw mit Bitten bestürmten, er möchte während seiner Anwesenheit in Krakau bei ihnen wohnen.

„Das bin ich für jetzt nicht im Stande," gab ihnen Wanda zur Antwort; „vielmehr muß ich Krakau schon in diesen Tagen wieder verlassen. Wenn ich jedoch hierher zurückkehren sollte, so werde ich in jedem Falle bei Euch einsprechen, nnd allenfalls auch bei Euch mich aufhalten; vorausgesetzt, daß Ihr es dann noch eben so eifrig wünschen werdet, als gegenwärtig."

„O, gewiß werden wir es," betheuerten die beiden Eheleute, wie aus einem Munde, und Paul Lissowski setzte hinzu: „aber so lange Ihr Euch dieses Mal in Krakau aufhaltet, müßt Ihr wenigstens täglich zu uns herkommen."

„Das werde ich gewiß," antwortete Wanda sehr freudig; denn dieses Anerbieten kam ihr willkommen, weil es zu ihrem Plane paßte, weßhalb sie auch hinzusetzte: „damit Ihr Euch aber überzeugt, daß es mir mit meinem Versprechen Ernst ist, will ich gleich heute den Abend bei Euch zubringen."

Wanda's Zusage ward von Paul Lissowski, so wie auch von dessen Hausfrau, mit vieler Freude aufgenommen, und Wanda benutzte die Zeit, wo sie bei ihnen verweilte, so zweckmäßig, daß sie vollkommen mit dem Erfolg zufrieden sein konnte; denn sie vermochte sich die Gewißheit zu verschaffen, daß die beiden Alten ihr in Kurzem vertrauen möchten, und daß sie dann aus ihnen herauslocken könnte, was sie zu wissen begehrte. Jedoch hielt sie sich auch überzeugt, daß sie irgend ein Mährchen ersinnen müsse, um diese Leute über den Zweck ihres Aufenthaltes in Krakau und dessen Umgegend zu täuschen, wenn sie ihr Geheimniß nicht in Gefahr bringen wollte; denn Lissowski hatte öfter Besuche von einem Freunde, der Hoflakai war, und diesen Umstand erfuhr Wanda, als sie zu erforschen suchte, ob ihre neuen Bekannten mit vielen Personen umgingen, und mit welchen. Sie sagte darum nach einem kurzen Ueberlegen, indem sie einen recht vertraulichen und Zutrauen erweckenden Ton annahm: „Ihr habt mich Beide mit so vieler Güte bei Euch aufgenom-

men, und mir so viele Beweise von Offenherzigkeit gegeben, daß ich mich dazu gedrungen sehe, es mit gleicher zu erwiedern, weil mein Herz mir sonst beständig Vorwürfe machen würde, daß ich undankbar gegen Euch handelte, und darum seht Ihr mich bereit, Euch in Kurzem die Begebnisse meines Lebens mitzutheilen."

Die beiden alten Leutchen dankten ihr für ihr Vertrauen, und sie erzählte: „Ich gehöre einer vornehmen Familie an, die mit einer andern verwandt ist, die einen jungen Mann von meinen Jahren zu den Ihrigen zählt, der jedoch wenig lobenswerthe Eigenschaften besitzt. Auch mit mir suchte er einige Male schon Streit anzufangen, und eines Tages gelang es ihm, mich so empfindlich zum Aerger zu reizen, daß ich seine Beleidigungen nicht mehr länger ertragen konnte. Ich zog also das Schwert gegen ihn, welches mir, meiner adeligen Abkunft wegen, zu tragen zukommt. Er aber hatte sich auf den Umstand verlassen, daß er ein guter Fechter ist, und viel Glück dabei besitzt; allein das wollte mir eine Gunst erzeigen, und ich verwundete ihn deshalb beinahe tödtlich. Ich mußte daher begreiflich flüchtig werden, und obgleich mein Gegner schon anfing, sich zu erholen, so rieth mir mein Vater doch an, in den ersten Jahren nicht nach Hause zurückzukommen, sondern lieber zuvor kleine Reisen in meinem Va-

terlande zu unternehmen, um dieses besser kennen zu lernen, und darauf auch das Ausland zu besuchen, weil es mir an den dazu nöthigen Mitteln nicht gebricht. Meine Wünsche stimmten mit diesem Vorschlage überein, und ein Zufall führte mich in die Behausung Eures Vetters Ignacy. Ich ward bei ihm erst unwohl, und darauf krank, indem ich mich noch nicht hatte daran gewöhnen können, bei jeder Witterung zu reisen; ich mußte also deshalb längere Zeit bei ihm und bei seiner biedern Mutter Nartschka verweilen, und als er durch mich vernahm, daß ich beabsichtigte, mich nach Krakau zu verfügen, gab er mir einen Brief an Euch mit, worin er mich Euch anempfahl."

„Er soll sich auch nicht in uns geirrt haben," sagte Lissowski, und dessen Frau setzte hinzu: „Nein, gewiß nicht; wie in Abrahams Schooß sollt Ihr bei uns aufgehoben, auch so oft und so lange Ihr nur selbst es wollt, unser gerne gesehener Gast sein. Allein es versteht sich von selbst, Vater Lissowski, daß Niemand, als wir Beide, den lieben jungen Herrn hier bei uns zu sehen bekommen darf, besonders Niemand, der seine Anwesenheit bei uns im Schlosse bekannt machen könnte. So oft daher Stephan Morkalinski, unser Freund, der Hoflakai, zu uns zum Besuche kommt, muß unser Gast sich in das kleine Erkerstübchen begeben, und daselbst so

lange verweilen, bis Stephan wieder fortgegangen ist; und siehst Du nun ein, Alter, wie gut es war, als ich im vergangenen Winter darauf bestand, daß unsere Hausthüre beständig so lange verschlossen bleiben muß, bis ich selbst sie einem Besuchenden geöffnet habe? Nämlich, wenn ich zuvor erst Antwort auf meine Frage erhalten habe, wer es ist, der zu uns zu kommen verlangt, weshalb wir nun ganz sicher sind, daß uns Niemand zur Unzeit überraschen kann."

„Ihr seid ein liebes, gutes Mütterchen," sagte Wanda, indem sie der alten Jadwiga schmeichelnd die Hand streichelte, „dessen Schutz ich mich unbedingt überlassen kann. Aber dafür sollt Ihr auch gehörig belohnt werden; denn mein Vater ist reich, und nicht karg dabei, wenn es gilt, mich zu unterstützen —"

„Ei, wer spricht doch davon, daß wir dergleichen verlangen," unterbrach sie Jadwiga mit gutmüthigem Schmollen; „unser Vetter Ignacy hat Euch zu uns gewiesen; er steht für Eure Ehrlichkeit ein, und hat uns aufgefordert, Euch unser Vertrauen zu schenken, Euch so zu betrachten und bei uns aufzunehmen, als ob er selbst zu uns käme, und mehr bedarf es nicht. Ja, das ist vollkommen hinlänglich, um Euch für immer unsern Beistand und unser Wohlwollen für die Folge zu sichern."

„Ich danke Euch dafür,“ sagte Wanda, die Hand der alten Jadwiga drückend, „und werde gewiß Beides zu verdienen suchen.“

„Ihr seid ein feines, schönes junges Herrchen,“ sagte Paul Lissoweski, „und werdet Euch Jedermann durch Euer freundliches Benehmen zu empfehlen wissen, wie Ihr es schon bei uns gezeigt habt; es wird Euch also auch draußen in der Welt gut gehen.“

Das Gespräch wurde noch bis zum Abende unter den Dreien ähnlich fortgesetzt, und dann begab sich Wanda zurück in das Gasthaus „zur goldenen Traube.“

In der nächsten Zeit besuchte Wanda die Familie Lissowski noch einige Male, bevor die Königin sie nach der Abreise der Gräfin Dönhof nach dem Schlosse abholen ließ; aber sie brachte niemals die Nacht bei ihnen zu, und in den Morgenstunden ließ sie die Wirthin zu sich kommen, die ihr einige weibliche Anzüge und etwas Leibwäsche — angeblich für ihre Schwester — verfertigen ließ, auch sonst noch manchen Auftrag für sie ausrichtete, weil sie es für unzweckmäßig hielt, selbst auszugehen, um Einkäufe zu besorgen, und sie sich auch darauf verlassen konnte, daß diese Frau es besser als sie verstand.

Endlich war die Gräfin Dönhof von Krakau abgereist, und die Königin theilte Wanda schriftlich

mit, daß sie ihr am Abende, bei eingetretener Dunkelheit, eine Sänfte zuschicken würde, um sie abholen zu lassen. Sie begab sich also zuvor in die Behausung ihrer neu gewonnenen Freunde, theilte ihnen mit, daß sie nun Krakau, für einige Wochen wenigstens, verlassen werde, weil sie einen angenehmen Reisegesellschafter gefunden habe, und nahm von den biederen Menschen Abschied, die sie ungerne von sich ziehen sahen und sie baten, daß sie bald wieder zu ihnen zurückkehren möchte, was sie ihnen auch versprach.

Die Königin hatte Wanda mit Sehnsucht erwartet; es wurde ihr auf deren Befehl ihr Gemach angewiesen, und die erste Kammerfrau der Königin kam, ihr zu sagen, daß diese sie erwarte, um sich von ihr entkleiden zu lassen; so nämlich war es ihre Verabredung.

Die Königin emfing Wanda mit großer Freude über ihr Wiedersehen, und theilte ihr sogleich die Besorgnisse wegen des Thronfolgers mit, worauf sie hinzusetzte: „Um keinen Preis der Welt würde ich jemals in eine solche Verbindung einwilligen, und am allerwenigsten in die mit der Tochter des Reichsraths Ignatowski; denn ich hasse diesen Uebermüthigen, wie Dir bekannt ist, und denke unaufhörlich daran, wie es mir gelingen kann, ihn zu stürzen, bevor er in gleicher Absicht, wie ich von Dir weiß,

dazu gelangt, mir zu schaden. Darum warte ich mit dringendem Verlangen darauf, Deine Meinung über diese Sache zu vernehmen."

„Ihr habt mich zwar durch Eure Mittheilung ungemein überrascht," antwortete Wanda nach einer kurzen Pause; „allein hegt nur nicht unnöthig Besorgnisse, die Euch vielleicht unfähig machten, zu handeln; denn ich betheuere es Euch, daß sich diese Angelegenheit ganz anders gestalten wird, als Ihr befürchtet, und dann gewiß, wenn Ihr meinen Rath befolgt, und Euch ruhig verhaltet."

Wanda richtete nun noch eine Menge Fragen an die Königin, und beschloß schon des folgenden Tages Sophia's Bekanntschaft zu suchen; denn durch diese hoffte sie Mancherlei zu erfahren, was sie benutzen wollte, um dadurch der Königin zu dienen. Zu dieser sagte sie jedoch: „Vergönnt mir nur wenige Tage Zeit, damit ich im Stande bin, gehörig über Jedes nachzudenken, was ich soeben durch Euch erfahren habe; dann aber hoffe ich Euch durch meinen Rath zufrieden zu stellen. Vorläufig gebt den Befehl an Eure Kammerfrauen, daß ich jeden Abend kommen soll, um Euch zu entkleiden."

Am nächsten rief ihr die Königin entgegen: „Nun, wie steht es? Habt Ihr mir irgend etwas Neues zu sagen?"

„Nur, daß man bei Hofe allgemein einander

Bemerkungen über die Neigung Eures Erstgeborenen zuflüstert, die er für die schöne Agraffia Ignatowski empfindet," erwiederte Wanda.

„Ach, es wäre fürchterlich!" rief die Königin, ganz außer sich, aus.

„Wenn Ihr nicht ruhiger werdet, damit wir im Stande sind, die Sache von allen Seiten zu beleuchten, stehe ich für Nichts ein," sagte Wanda, mit angenommener Kälte im Tone.

„Nun, ich will mich dazu zwingen," versetzte die Königin, und man hörte ihr an, wie schwer ihr das fiel; „also vernimm, was von meiner Seite heute geschehen ist. Ich habe nach Stockholm an unsern dortigen Gesandten geschrieben, und ihm befohlen, daß er ungesäumt die nöthigen Schritte unternehmen soll, damit Christine eine deutliche Erklärung meiner Wünsche erhält."

Wanda saß einige Augenblicke in Gedanken versunken, worauf sie sagte: „Morgen, wenn ich am Abende spät komme, um Euch zu entkleiden, werde ich Euch mittheilen, was bei dieser Sache weiter zu unternehmen ist."

Das geschah, und Wanda verweilte bis spät am folgenden Abend bei der Königin; was jedoch zu dieser Zeit unter ihnen verabredet worden ist, das

wird sich in dem weiteren Fortgange dieser Erzählung, durch die Begebenheiten selbst, die sie enthält, nach und nach entwickeln.

Es ist schon öfter behauptet worden, daß der Wille jedes Menschen, möge er auch noch so hoch in seinen Lebensverhältnissen stehen, noch so fein gebildet sein, oder im Gegentheile nur eine geringe Bildung besitzen, durch irgend eine andere Person nach Gefallen beschränkt, oder gar beherrscht wird, und zwar in der Regel von solchen, die gegen die von ihm Abhängenden betrachtet, und ihm gegenüber, eine untergeordnete Stellung einnehmen.

Es sind größtentheils Leute, die weniger Klugheit besitzen, als Schlauheit, und diese gut anzuwenden verstehen, um dadurch die Schwächen Derjenigen, durch welche sie Vortheile erlangen wollen, genau kennen zu lernen, um sie zu benutzen, dadurch, sich in die Geheimnisse Anderer einzudrängen, ihre Neigungen und Leidenschaften zu erspähen, worauf sie dann im Stande sind, diesen zu schmeicheln.

Wenn es aber vollends so kommt, daß Jene die Entdeckung machen, wie Diese wirklich etwas zu verbergen haben, so werden solche Schlaue gewiß es so zu leiten wissen, daß sie Denjenigen, welche von diesem Augenblicke an gegen sie in Nachtheil treten,

irgend einen Dienst zu leisten bekommen, einen der Art, welchen man nicht Jedem zuzumuthen im Stande ist; und war es erst so, dann hat der Schlaue, welcher geschickt die Karten zu mischen verstand, wie er gleich vorher berechnet hatte, in jedem Falle ein gewonnenes Spiel.

Wenn wir unsere Aufmerksamkeit auf die verschiedenen Verhältnisse der Menschen richten, deren Handlungsweise im Auge behalten, und die Personen prüfend beobachten, welche ihre nächste Umgebung ausmachen, so werden wir immer die vorstehend ausgesprochene Behauptung bestätigt finden, und uns nicht weiter darüber wundern, wenn wir wahrnehmen, daß die Fälle häufig sich wiederholen, wo Diener den Willen ihrer Herren, und Kammerfrauen, oder gar noch geringere Personen, den ihrer Dame lenken dürfen.

Barbara, die Gemahlin Sigmunds **III.**, gestattete weder diesem, noch sonst irgend einem Menschen auf der Welt, eine Einwirkung bei ihren Handlungen, oder auf ihren Willen. Sie forderte niemals Jemanden auf, ihr bei einer mißlichen Sache zu rathen, wenn sie auch einsah, daß man ihr dadurch nützlich werden konnte. Sie ließ niemals Jemanden eine Sache wissen, die von einiger Wichtigkeit für sie werden konnte; viel weniger, daß sie irgend einem Menschen ein Geheimniß entdeckt hätte, das ihr

Herz belastete, das ihr Unruhe einflöste, oder wenn sie dabei zweifelhaft war, was sie thun oder lassen sollte. Sie ließ Niemanden ahnen, was in ihrem Innern vorging, auch wenn sie sich — durch Umstände veranlaßt — noch so sehr bewegt fühlte; mochten diese ihr nun Kummer, oder Freude, Verdruß oder Entzücken, Aerger oder Schmerz verursachen, und nur der Hoflakai Lissoweski war früher derjenige, dem sie alles das anvertraute: erst darum, weil der Zufall ihn zum Mitwisser ihres wichtigsten Geheimnisses gemacht hatte, einer Verschwörung, die, wenn sie nicht zu früh entdeckt worden wäre, ihren Gemahl das Leben, oder doch wenigstens die Krone gekostet haben würde, und sie desgleichen, wenn Lissoweski verrathen hätte, welchen Theil sie an dieser Verschwörung gehabt, daß sie es war, welche ihren Bruder hauptsächlich gerne auf den Thron von Polen erhoben, oder vielleicht noch lieber, einen Andern — wie es Lissoweski nie recht klar geworden war — als sie noch nicht ihrem Gemahle Kinder geschenkt hatte, weshalb sie also erst aus Klugheit Lissoweski ihr Vertrauen schenkte, um ihn desto sicherer zum Schweigen zu vermögen, indem sie mit aus Eigennutz die Kette schmiedete, welche ihn an sie fesselte, weil sie ihn wahrhaft königlich für seine Verschwiegenheit belohnte, damit auch später fortfuhr, und endlich sich daran gewöhnte, ihn mit der Aus-

führung jedes Auftrages zu belasten, da sie ihn nach den gemachten Erfahrungen für felsentreu und, im strengsten Sinne des Wortes, für verschwiegen hielt.

Das Erstere war er auch in der That, und mit aus Dankbarkeit, weil er ihr seinen Wohlstand verdankte, dessen Größe Niemand kannte, indem er kein Zeichen davon bemerkbar machte, sondern nur insgeheim sich und seiner Frau durch ein bequemes Leben, und dadurch, daß er einen vorzüglich guten Tisch führte, die Vortheile seines Reichthums zukommen ließ, wobei er jedoch auch die Armen nicht vergaß, sondern ihnen ebenfalls insgeheim von seinem Ueberflusse reichlich mittheilte.

Auch verschwiegen war er gegen Jedermann, nur nicht gegen seine Frau, die zwar sonst gleichfalls Niemandem ein Wort von dem mittheilte, was sie von ihrem Gatten erfahren hatte, aber ihren Neffen Ignach davon ausschloß, der jedoch klug genug war, einzusehen, daß es ihnen Allen schlecht ergehen würde, wenn er die Geheimnisse der Königin ausplauderte, weshalb er sie sorgfältig in seinem Innern verwahrte, und nur in späteren Jahren weniger vorsichtig damit verfuhr, als er längere Zeit den vermeinten Boleslaw in seinem Hause beherbergte, mit dem er nun über Alles sprach, was er damals durch seine Muhme erfahren hatte, indem er meinte, daß

es nun nicht weiter mehr Schaden bringen könnte, wenn er plauderte, da ein zu weiter Raum schon zwischen damals und jetzt liege, mithin nur noch die Rede von alten, längst vergessenen Dingen sei, die weder Werth, noch Bedeutung hätten.

Früher also besaß unbedingt Lissowski das Vertrauen der Königin, und nachdem diese Wanda hatte kennen lernen, wandte sie es ihr zu, weil Wanda es verstand, die Königin glauben zu machen, daß sie ungewöhnliche Naturgaben besitze, und solche anwenden wolle, ihr zu nützen, auch sie der Königin dadurch wichtig wurde, daß sie ihr Eröffnungen mittheilte, die kein Fremder wissen konnte, und indem diese Lissowski nicht zutraute, daß er ihre Geheimnisse würde verrathen haben. Bei Wanda also brachte sie keine Vorsichtsmaßregel in Anwendung, die sie sonst bei Jedermann benutzte, und die Schlaue machte sich in kurzer Zeit der Königin dadurch unentbehrlich, daß sie ihr Alles zutrug, was unter deren Dienerschaft, und überhaupt im Schlosse, vorging. Das jedoch zu erfahren, fehlte es ihr bald nicht mehr an Gelegenheit; denn man hielt sie, weil sie sich außerordentlich zweckmäßig zu benehmen wußte, durchaus nicht für gefährlich, weshalb es Niemand vermied, über das, was vorging, in ihrer Gegenwart zu sprechen.

Auch dachte kein Mensch, daß sie vollständig das

Vertrauen der Königin besaß, da sie nie in deren Nähe kam, als wenn sie am Abende das Geschäft verrichtete, sie zu entkleiden, und das zwar nur darum, wie die Königin gegen ihre übrigen Frauen geäußert hatte, damit die ihr durch die Gräfin Dönhof so dringend Empfohlene, die von guter Abkunft sei, sich nicht für ganz überflüssig zu halten brauche, in welchem Falle sie ihr Gehalt als ein Almosen betrachten würde, dessen Annahme sie verletzen müsse. Nur dem Mitleid mit der Elternlosen verdankte es diese also, wie die Königin versicherte, daß sie überzählig unter die Frauen der Königin aufgenommen worden.

Wanda dagegen wußte sich auf eine zweckmäßige Weise das Wohlwollen der königlichen Dienerschaft zu erwerben, indem sie gegen jeden Einzelnen von ihnen eine andere Rolle spielte, sobald sie sich in ihrer Nähe befand, bei jeder Sache, die den Uebrigen zweifelhaft, bedenklich, oder gar unmöglich durchzuführen vorkam, dazu Rath wußte; Jedem gerne Beistand dabei leistete; gefällig gegen Andere bis zur Uebertreibung war, und freundlich, heiter im Umgange mit ihres Gleichen, obgleich sie absichtlich nicht häufig mit ihnen zusammenkam, und als Grund dazu angab, daß jedes längere Aufbleiben wie gewöhnlich, und jede aufregende Unterhaltung in Gesellschaft, sie so sehr angreife, daß sie dann Tage lang darum zu leiden habe.

Wer Wanda früher gekannt hätte, würde erstaunt darüber gewesen sein, sie nun so verändert in ihrem ganzen Wesen zu finden; denn sie verläugnete jetzt nicht nur gegen Jedermann ihren Charakter, sondern auch ihr Temperament, und jede Eigenthümlichkeit, die bei ihr aufgefallen wäre.

Später kam es freilich so, daß die übrigen Frauen der Königin anfingen zu glauben, daß Wanda von dieser besonders bevorzugt würde; allein, da sie durchaus sich gleich in ihrem Benehmen gegen sie blieb, so beneidete man sie darum nicht.

Anfänglich begnügte sich die Königin damit, daß sie Wanda täglich einmal sprach, und zwar am Abende spät, bevor sie sich zur Ruhe begab, wenn Wanda kam, um sie auszukleiden; aber sie fühlte sich häufig dann schon ermüdet, wenn sie etwa einem Hoffeste beigewohnt, oder Spazierfahrten nach einem ihrer Lustschlösser den Tag über unternommen hatte, und sehnte sich deshalb darauf nach Ruhe. Es griff sie also begreiflich an, wenn sie trotzdem sich noch lange mit Wanda unterhielt, was beinahe täglich geschah, und Beide hatten schon öfter darüber gesprochen, wie dem Uebelstande abzuhelfen sei, ohne daß es auffiel, als sich ein Umstand ereignete, der ihnen unverhofft die Hand dazu bot.

Eine von den Frauen der Königin wurde dieser als krank angemeldet, und starb sogar bald darauf; Wanda — was war natürlicher, und es konnte Niemandem auffallen — trat daher gleich in deren Stelle, und übernahm die Verrichtungen der durch den Tod Geschiedenen; denn es lag ihr daran, der Königin täglich unentbehrlicher zu werden. Sie versorgte also von nun an, in Stelle ihrer Vorgängerin, täglich die Gemächer der Königin mit frischen Blumen, welche diese ungemein liebte, und solche auch im Winter mit großen Kosten in den Treibhäusern ihres Gartens ziehen ließ, weshalb es denn das wichtigste Geschäft des Gärtners war, ihr jeden Morgen die schönsten davon in einem Körbchen zu schicken; ferner fütterte Wanda den Papagei der Königin und gleichfalls deren Schooßhündchen, rückte jeden Morgen und jeden Abend den Schemel vor den kleinen Hausaltar der Königin, auf dem diese knieend ihr Gebet verrichtete, hielt deren Schmuck in Ordnung, zündete am Abende in ihrem Schlafgemache einige Wachskerzen auf silbernen Armleuchtern an, stellte zwei davon neben das Kruzifix, das, reich mit Edelsteinen verziert und aus Gold bestehend, den Hausaltar der Königin schmückte, schob die Vorhänge von grüner Farbe und schwerem Seidenzeuge vor die Fenster und bereitete ihr vor dem Schlafengehen noch einen Kühltrank, oder im Winter einen warmen, der sie

stärkte. Alle diese Dienstleistungen empfing jedoch die Königin wie eine ihr durch Wanda erzeigte Gefälligkeit, was sie im Grunde auch waren; denn sie nahm niemals dafür eine Belohnung an. Ja, sie ließ sich kaum dafür ein Geschenk aufdringen, so reich dasselbe auch in der Regel ausfiel.

Als es mehr bekannt wurde, daß Wanda besonders gut bei der Königin stand, oder vielmehr, als die übrige Dienerschaft anfing, das zu glauben, und sie untereinander, wie auch zuweilen gegen Fremde davon sprachen, kam es bald so, daß Personen, welche ein Gnadengesuch bei der Königin anzubringen wünschten, sich an Wanda damit wandten, und sie ersuchten, es durch ihre Fürsprache zu unterstützen; wogegen man ihr entweder verhältnißmäßig Geld anbot, oder Gegenstände von Werth. Allein sie nahm nicht nur solche Bittschriften keinesweges zur Abgabe an die Königin an, sondern sie läugnete auch noch hartnäckig, daß ihr die Königin den geringsten Einfluß auf ihre Handlungen gestatte.

Unfehlbar würden die Uebrigen von der königlichen Dienerschaft Wanda um die Gunst ihrer Gebieterin doch beneidet haben, als ihnen der Umstand, daß sie länger, als es sonst üblich war, täglich bei der Königin verweilen durfte, bekannt wurde; allein sie hatte das vorausgesehen, und mit der ihr eigenthümlichen Klugheit diesem Uebelstande vorzubeugen

verstanden. Sie ließ nämlich weder in ihrem Benehmen, noch in dem, was sie that oder sagte, den geringsten Hochmuth blicken, noch äffte sie die Manieren der Vornehmen nach, oder kleidete sich besser, als die übrigen Frauen der Königin. Ihr Anzug war im Gegentheile, obgleich sehr reinlich und eigen, doch ungemein einfach, und sie rühmte sich nie, die Gunst der Königin zu besitzen, noch sprach sie besonders oft von dieser, oder zeigte die von ihr erhaltenen Geschenke. Sie läugnete sogar, daß sie von ihr bevorzugt werde, und zeigte sich ernstlich böse, wenn man fortfuhr, es zu behaupten.

Damals, als der Reichsrath Ignatowski Wanda kennen lernte, war sie auffallend schön; allein während und nach ihrer Krankheit hatte sie sich ungemein verändert. Ihre Gesichtszüge blieben zwar regelmäßig und bei weitem edler als ihr Charakter; allein es mangelte ihnen der ihnen sonst eigenthümliche Liebreiz. Sie sah ungemein blaß aus, und deshalb fielen ihr großes dunkeles Auge und ihre etwas scharf gezeichneten Brauen eben nicht angenehm auf; denn es entbehrte jedes Ausdrucks von Sanftheit. Es gereichte daher zu ihrem Vortheile, daß sie es selten so offen wie früher aufschlug, sondern es häufig zu Boden senkte, als ob ihr die Wimpern zu schwer würden.

Nur zuweilen blitzte es noch in seinem ehemali-

gen Feuer und Ausdrucke auf, wenn sie an Ignatowski dachte und sich ihres Racheplanes erinnerte. Dann aber war sie in Wahrheit schrecklich anzusehen; denn ihre Lippen bekamen zu solcher Zeit eine bläuliche Farbe, und ihre blendend weißen Zähne kamen am deutlichsten zum Vorscheine. Ja, sie erschrak zuweilen selbst vor ihrem eigenen Bilde, so oft ein Spiegel es ihr, indem sie daran vorüber ging, zurückgab, und es war ein Glück für sie, wenn sie während solcher Aufregung Niemand sah.

Ihre Stimme war von Natur weich und stets halb leise; aber dennoch hatte sie eine gewisse Festigkeit im Tone, und wenn sie laut sprach, so klang es gebieterisch, zuweilen sogar scharf drohend. So kam es jedoch nur in der ersten Zeit ihrer Anwesenheit im Schlosse, als die Kammerdiener des Königs und die Hoflakaien der Königin sich Freiheiten gegen sie herausnahmen, welche sie ihnen nicht gestatten wollte, und nachdem man sie einige Male in der Art gesehen hatte, wagte es keiner mehr, sie gegen sich aufzubringen, vielmehr zeigten sie ihr von da an weit mehr Achtung, als früher, weil sie nicht wollten, daß Wanda sich von ihnen zurückziehen sollte, indem sie sich ihrer Klugheit wegen gerne mit ihr unterhielten. Jedoch suchte sie ihre Beleidiger in der ersten Zeit dadurch für ihre Kühnheit zu bestrafen, daß sie so wenig wie möglich sprach, obgleich sie sich den ge-

selligen Zusammenkünften nicht entzog, welche die höhere Dienerschaft des Königs und der Königin wöchentlich auf einige Male festgestellt hatte, und zwar in Gemächern, welche außerdem nicht benutzt wurden, und wo sie sich dann auf verschiedene Weise anständig unterhielten, wobei aber die Tagesneuigkeiten und überhaupt die Angelegenheiten der höchsten Herrschaften größtentheils den Gegenstand der Unterhaltung ausmachten, aus welchem Grunde auch Wanda bereitwillig an diesen Gesellschaften Theil nahm.

Der Hofgärtner, welcher die Verpflichtung hatte, den Burschen zu begleiten, der jeden Morgen Wanda die Blumen einhändigte, die dazu bestimmt waren, die Gemächer der Königin auszuschmücken, und deren Befehle durch Wanda entgegenzunehmen, fand Gefallen an ihr und bot ihr seine Hand an. Dasselbe that auch ein Kammerdiener des Königs; allein es lag nicht in ihrem Plane, sich zu verheirathen, und darum wies sie diese Anträge bestimmt von sich; jedoch blieb sie freundlich gegen ihre Freier und begegnete ihnen zutraulicher, wie den Uebrigen ihrer Bekanntschaft.

Wie Wanda es sich vorgenommen hatte, so führte sie auch ihren Plan aus und besuchte nach ihm zuweilen das Haus des Paul Lissoweski; aber es geschah immer in männlicher Kleidung, und sie wählte jedesmal die Abende zur Ausführung ihres Vorha-

bens. Dann aber brachte sie seiner Frau immer kleine Geschenke mit, zuweilen sogar welche von Werth, und erreichte dadurch, daß die alte Frau immer offenherziger gegen sie wurde, ihr alle Neuigkeiten mittheilte und endlich ihr alle Geschichten des Hofes, die sie durch ihren Mann schon früher erfahren hatte, nun erzählte, wenn er am Abende, nach dem Essen, nach seiner Gewohnheit in einem großen Lehnsessel entschlummert war, und sie darum dann ungestört noch ein Stündchen plaudern konnten. Aber auch die Tagesbegebenheiten erfuhr zu solcher Zeit Wanda, die sich in der Stadt und am Hofe zutrugen, und zwar hatte Stephan Jorski keine Ahnung davon, daß Wanda, die er gut kannte, weil er mit ihr in den erwähnten geselligen Zusammenkünften, die auch er zu besuchen pflegte, jedesmal in Gesellschaft war, das Haus seines Freundes Lissowski gleichfalls besuchte, und hier immer durch dessen Frau erfuhr, was er in deren Gegenwart ihrem Manne erzählt hatte; denn sie erwähnten nie eines jungen Mannes gegen ihn, dessen Familiennamen sie nicht kannten, weil sie befürchteten, sie möchten ihm dadurch einen Schaden zufügen.

Auf diese Weise erfuhr also Wanda Alles, was vorging, und konnte darum die Königin in dem Wahne erhalten, als ob die Natur ihr ungewöhnliche Gaben verliehen habe, durch deren Anwendung

sie im Stande sei, solche Begebnisse zu erfahren, die für jeden Andern ein Geheimniß blieben, und besonders einen Blick in die Vergangenheit zu richten.

Der Thronfolger fuhr fort, bei jeder Gelegenheit Agraffia so sehr vor allen übrigen jungen Damen des Hofes auszuzeichnen, daß die Höflinge es nicht begreifen konnten, wie es zuging, daß allein die Königin es nicht wahrnahm, oder ihrem Sohne doch bei seinem Verfahren nicht hindernd in den Weg trat.

Was aber für alle kein Geheimniß blieb, fiel begreiflich auch dem Reichsrath Dominik Ignatowski auf, und die natürliche Folge davon war, daß er Agraffia, so oft es nur geschehen konnte, ohne daß es auffiel, von den Hoffesten zurückhielt, oder wenn das nicht anging, dort sie doch beständig beobachtete, und ebenso den Thronfolger, wie dessen königliche Eltern.

Agraffia fühlte sich der Auszeichnung wegen, die ihr von dem Thronfolger und darum auch von den Höflingen überhaupt zu Theil wurde, ganz glückselig, und zeigte sich darum so überaus liebenswürdig, daß sie nicht nur durch ihre Schönheit, sondern auch ihres Benehmens wegen, zu der Zeit alle Männerherzen eroberte. Aber es war nicht etwa der Umstand, der

sie so überaus beglückte, daß sie den Thronfolger liebte, und durch die Beweise seiner Gegenliebe in solches Entzücken versetzt wurde; sie empfand vielmehr für ihn gar keine Neigung, wie überhaupt ihr Herz kalt blieb bei den Huldigungen, die andere Männer von Stand ihr darbrachten, und dagegen im strengsten Sinne des Wortes nur sich selbst am meisten liebte, und mit ruhiger Ueberlegung darnach handelte. Ihre Absicht war daher nur die, die Erste im Lande, mithin die Gemahlin des Thronfolgers zu werden; nur die, wo möglich künftig über zwei Reiche zu herrschen; denn nach ihrem Ermessen mußte sich Schweden dem Zepter seines angestammten Herrn unterwerfen, und sie würde ebensogerne dem Könige von Polen, Sigmund **III.**, ihre Hand gereicht haben, wenn dessen Gemahlin plötzlich mit Tode abgegangen wäre, als sie nun deren Sohn sich zum Gemahle wünschte; oder vielmehr, sie würde ein solches Ereigniß noch mit weit mehr Freude begrüßt haben, als nun die Aussicht, die Gattin des Thronfolgers zu werden; weil sie durch eine Vermählung mit dessen Vater eher das Ziel ihrer Wünsche erreicht hätte.

Zuweilen, wenn der König mit seiner Gemahlin darüber sprach, daß der Thronfolger nur allein Sinn und Gedanken für Agraffia Ignatowski habe, äußerte die Königin mit Gleichgültigkeit, man könnte ihm eine angenehme Unterhaltung gönnen, womit es jedoch

ein Ende nehmen müsse, sobald erst die Zusage der Königin von Schweden zu dem ihr gemachten Heirathsantrag einginge, die sie mit voller Gewißheit erwartete; allein die Antwort, welche sie von Stockholm erhielt, und zwar durch den dort befindlichen polnischen Gesandten, lautete ganz anders, als wie sie eine solche zu empfangen gehofft hatte; denn die jugendliche Königin von Schweden schlug die Hand des Thronfolgers von Polen aus.

Barbara gerieth darüber ganz außer sich; allein bei dieser Gelegenheit machte Wanda die Gewalt recht deutlich geltend, welche sie schon über den Willen der Königin errungen hatte, indem sie es in einer einzigen geheimen Unterredung mit ihr dahin brachte, daß die Königin wieder vollkommen ruhig ward. Wodurch Wanda diese Umstimmung aber bewirkte, das wird aus dem weiteren Verfolge dieser Erzählung sich erweisen, und nun sei es genug, zu erwähnen, daß die Königin am nächsten Abende auf einem Hofballe sich ungemein freundlich gegen Agraffia Ignatowski zeigte, viel mit ihr sprach und dadurch Jedermann in Erstaunen setzte, weil man nicht begreifen konnte, wie die Sache zusammenhing, indem man nicht glaubte, daß ihr die Tochter eines Edelmanns an ihrem Hofe, wenn der Thronfolger diese zur Gemahlin erwählte, angenehm gewesen wäre, und sie doch so gut wie Andere es wissen mußte, daß

dieses Ereigniß für die Zukunft sie jetzt schon bedrohte, indem ihr Sohn sich keinen Zwang auflegte, sondern Agraffia öffentlich seine Huldigungen darbrachte.

Diesen Hofball hatte auch die Gemahlin des Reichsraths Ignatowski auf dessen Zureden besucht, und in Folge dieser Anstrengung, noch mehr aber aus Angst und Schrecken wegen eines harten Wortwechsels, der am folgenden Tage zwischen ihrem Gatten und ihrer ältesten Tochter stattfand, ward sie bedeutend unwohl. Ihr Gemahl behauptete nämlich gegen Agraffia mit strengem Tone, als er Widerspruch fand, daß die Auszeichnungen des Thronfolgers ihrem Rufe schadeten, weil man nur annehmen könnte, daß er sich auf eine angenehme Weise unterhalten möchte, ohne an eine andere Absicht dabei zu denken, und seiner Gemahlin war zwar das Benehmen des Thronfolgers gegen Agraffia gleichfalls nicht angenehm, weil sie befürchtete, es möchte diese darum Hoffnungen in ihrem Herzen Raum geben, die nie erfüllt würden; aber sie gab es nicht zu, daß der Ruf ihrer Tochter der Huldigungen des Prinzen Wladislaus wegen leiden möchte, weil sich Agraffia ungemein anständig dabei benahm, obgleich sie sich beinahe stolz gegen ihn zeigte, jedoch niemals übermüthig gegen die übrigen Höflinge. Aus diesem Grunde wagte also jetzt ihre Mutter, Einwendungen dagegen

vorzubringen, als endlich ihr Gemahl den harten Ausspruch that, daß seine Töchter, bis der Thronfolger sich seiner Geburt gemäß mit irgend einer Fürstentochter vermählt habe, nicht mehr den Hof besuchen sollten, worauf Agraffia weinend das Gemach verließ.

Während nun Olga auf den Rath ihrer Mutter Agraffia nachging, tadelte Vannienka, wenn gleich mit sanfter Weise, ihren Gemahl seiner Heftigkeit wegen; denn der böse Dämon, Ehrgeiz genannt, mochte ihr vielleicht den Gedanken einflößen, daß es doch eine Möglichkeit sei, daß ihre Tochter in der Folge Königin werden könnte, was auch ihre Freundin Pelagia meinte, weil sonst Barbara sich ganz anders gegen die Mitglieder der Familie Ignatowski zeigen würde, wie es nun geschah.

Es war selten der Fall, daß Vannienka bei irgend einer Gelegenheit dem Reichsrath widersprach, und darum verursachte es ihm um so mehr Aerger, als es nun geschah, und er sagte endlich im ganzen Ernste böse: „Meinetwegen mögt Ihr thun, was Ihr nicht lassen könnt; aber jedenfalls will ich Agraffia noch einmal vorstellen, wie ihre Lage werden kann, wenn sie meinen Vorstellungen kein Gehör schenkt, und hört sie dann nicht auf meinen gut gemeinten Rath, so mag sie nach ihrer Ansicht verfahren, und künftig dafür leiden.“

„Es wird auch durchaus nicht zweckmäßig sein, daß wir anders verfahren,“ sagte Vannienka einlenkend, „denn Du kennst Agraffia's Eigensinn; wollten wir also hartnäckig bei dieser Gelegenheit verlangen, daß sie die Huldigungen des Thronfolgers nicht annehmen soll, so würden wir gewiß gerade das Gegentheil von dem erreichen, was wir wünschen. Oder — bist Du nicht auch derselben Meinung?“

„Ja, ich kenne ihren Eigensinn,“ erwiederte der Reichsrath etwas minder heftig, als vorher, weil er bemerkt hatte, daß seine Gemahlin sehr matt sprach, was immer ein Zeichen ihres zunehmenden Uebelbefindens war, wenn sie dabei das Auge zuweilen ganz schließen mußte, weshalb er auch nur gemäßigter fortfuhr, Agraffia's Charakter zu tadeln, und dagegen den Olga's zu erheben, wobei seine Gattin ihm vollkommen Recht gab, aber dann hinzufügte: „Glaube mir, es wird am besten sein, wenn wir über diese Angelegenheit nicht mehr weiter mit Agraffia sprechen, aber dagegen sie genau beobachten, und gleichfalls auch die Königin, nach deren Benehmen wir eine Richtschnur zu dem unserigen nehmen können. Doch, meine Freundin Pelagia, was denkst Du dazu?“

Diese stimmte ihr bei, und sie sprachen noch lange über dieselbe Sache; das jedoch hatte zur

Folge, daß sich Vannienka am folgenden Tage, wie schon erwähnt worden ist, zu Bette verfügen mußte, weil sie sich wieder unwohler als gewöhnlich befand. Indessen erholte sie sich schon nach einer Woche in so weit, daß ihre Freundin Pelagia nach Gayrozany zurückkehren konnte, wo diese noch fortgesetzt die meiste Zeit lebte.

Leider aber ward auch diese einige Tage darauf unwohl, wahrscheinlich deshalb, weil sie sich in den letzten Tagen am Krankenbette ihrer Freundin zu viel angestrengt hatte, und würde besser daran gethan haben, wenn sie sich noch zeitig genug nach Krakau begeben hätte, wo ihr schneller und besser eine ärztliche Hülfe zu Theil werden konnte; allein sie mochte wohl ihr Uebel nicht für besonders bedeutend halten, und verweilte darum lieber an einem Orte, wo sie sich ungemein gerne aufhielt, indem die hier beständig herrschende Stille wohlthätig auf sie zu wirken pflegte, und wo sie auch mit darum so gerne verweilte, weil sie hier die Briefe ihres Sohnes, deren sie viele erhielt, ungestörter lesen und beantworten konnte, als es in Krakau der Fall war, indem dort Zerstreuungen verschiedener Art in der Regel sie daran verhinderten.

Sobald Vannienka von dem Uebelbefinden ihrer Freundin Nachricht bekam, ersuchte sie ihren Hausarzt, Herrn Opacki, sich sogleich nach Gayrozany zu

begeben, um sich selbst davon zu überzeugen, wie es um die Kranke stehe. Allein seine Antwort war nicht befriedigend; denn er hatte Pelagia Chemineffski so bedeutend fiebernd gefunden, daß er beabsichtigte, am folgenden Tage sie abermals zu besuchen, und noch desselben ihr die nöthigen Arzneimittel durch einen reitenden Boten zuzuschicken.

Als Olga das hörte, erbot sie sich sogleich, daß sie selbst nach Gayrozany sich begeben wollte, um die Kranke zu pflegen und, wenn sie auch schon genesen sei, ihr doch einige Tage wenigstens dort Gesellschaft zu leisten, da die Witterung noch rauh war, Pelagia mithin unmöglich im Freien einige Zerstreuung suchen konnte.

Olga's Eltern billigten Beide von ganzem Herzen ihr Vorhaben, und sie reiste darum noch desselben Tages, gegen Abend, nach Gayrozany ab.

Agraffia sollte, nach der Abreise ihrer Schwester nach Gayrozany, deren Stelle am Krankenbette ihrer noch immer leidenden Mutter vertreten, und diese war nicht ohne Besorgnisse, daß der Umstand sie sehr verstimmen würde. Allein ganz gegen ihre sonstige Art, zeigte sie sich dabei freundlich und bereitwillig. Doch dazu hatte sie ihre geheime Ursache.

Sie meinte nämlich, daß ihrer Abwesenheit vom Hofe wegen sich die Flamme, welche der Anblick ihrer Reize in dem Herzen des Thronfolgers entzün-

det hatte, noch vollständiger darin auflodern würde, und erreichte auch vollständig damit ihre Absicht; denn seine Sehnsucht, sie wiederzusehen, wurde so stark, daß er sie kaum ertragen konnte. Indessen wird es wohl nothwendig sein, daß wir seine Gesinnungen und die Beschlüsse seiner Mutter etwas näher kennen lernen.

Wladislaw wußte sehr gut, daß der Wille seines Vaters durch den seiner Mutter geleitet wurde. Er konnte mithin durchaus darauf rechnen, daß dieser, so wie die Königin, ihm ihre Einwilligung zu einer ehelichen Verbindung mit der Tochter des Reichsraths Ignatowski verweigern würde, und daß er mithin nicht daran denken konnte, dieser seine Hand anzubieten. Wie aber seine Mutter dachte, davon hatte er in der letzten Zeit Gelegenheit gehabt, sich zu überzeugen; denn sie ließ es an Andeutungen nicht fehlen, daß er nun bald seine Gedanken darauf richten müsse, sich eine ihm ebenbürtige Gemahlin zu erwählen.

Andererseits konnte er sich aber auch wieder nicht das Benehmen der Königin enträthseln, die nicht nur fortfuhr, sich gegen Agraffia ungemein gütig zu zeigen, sondern sogar augenscheinlich jede Gelegenheit begünstigte, bei welcher er Agraffia ungestört sehen

und sprechen konnte, dabei aber auch in Gegenwart von Zeugen deren Reize erhob, und nur, wenn sie sich mit ihrem Sohne allein befand, wie zufällig, von den Schattenseiten des Charakters eines Wesens sprach, dem er dagegen nicht eine einzige zutraute.

Die Königin hatte nämlich durch ihre Kammerfrau Sophia, die sie — beiläufig gesagt — nur darum so bereitwillig in ihre Dienste nahm, weil sie, wie es auch kam, Alles genau erfahren wollte, wie es in dem Hausstande des Reichsraths Ignatowski zuging, gehört, welche Fehler des Gemüths und Charakters Agraffia besaß, und konnte darum sie mit solcher Gewißheit beurtheilen. Indessen der Thronfolger schien dagegen Gleichgültigkeit zu zeigen, die er auch wirklich dafür empfand, weil er ohnehin keine Aussichten hatte, sie zu seiner Gemahlin zu erheben, daher sich nur gerne den Genuß des Anblickes ihrer Reize gönnte, und ihrer geistreichen Unterhaltung.

Später erkannte er — wie er sich dann ihre ehemalige Handlungsweise auslegte — ihren guten Willen, ihn vor Unglück zu bewahren, und meinte nun klarer zu sehen, richtiger die Königin zu beurtheilen; aber er irrte sich in der Folge so, wie er gegenwärtig sich ihr Verfahren nicht zu enträthseln verstand. Wir jedoch wollen dieses zu beleuchten suchen, und werden später erfahren, ob es ihr wirk-

lich dazu verhalf, das Ziel ihrer Wünsche zu erreichen.

Ihre Absicht war, Agraffia zu verderben, und dadurch deren Vater einen Todesstoß beizubringen, da sie überdies die älteste Tochter desselben der Anmaßung wegen, womit sie sich träumen ließ, es könnte noch so kommen, daß sie Königin von Polen würde — nicht leiden mochte. Die Tücke ihres eigenen Herzens aber trieb sie zum Theil dazu an, weil sie den Reichsrath Ignatowski für ihren ärgsten Feind hielt, wozu die selbst gemachten Erfahrungen sie einerseits allerdings konnten verleitet haben, dagegen wieder Wanda ihr beständig zuflüsterte, daß Ignatowski sie hasse, und nur darauf sinne, sie zu verderben. Besonders aber glaubte sie Wanda noch mehr, als ihren eigenen Erfahrungen; denn die Schlaue hatte sich während der kurzen Zeit, wo sie im Dienste der Königin stand, deren Vertrauen unbedingt erworben, und übte eben solche Gewalt über den Willen derselben aus. Beide also hatten zusammen einen Plan entworfen, der ihrem Charakter Ehre machte, und eben so ihrem Herzen.

Agraffia sollte fallen — denn man setzte voraus, daß sie den Thronfolger liebte — und darauf, der Verachtung jedes Edeldenkenden gewiß, den Hof verlassen, gleichsam aus der Welt verschwinden müssen. Diesen Schimpf, urtheilte Wanda, und mit ihr die

Königin, sehr richtig, würde ihr Vater nicht ertragen können; er möchte sich darum zu einer Unvorsichtigkeit verleiten lassen, denn seine bekannte Heftigkeit verbürgte das, und der König wäre dann nicht im Stande, ihm einen solchen Fehler zu vergeben. Das Einbüßen seiner Stelle im Staatsrathe müßte wenigstens die Folge seiner Uebereilung sein, und er dadurch genöthigt werden, Krakau eben nicht ehrenvoll zu verlassen. Oder — es kam von seiner Seite noch weit ärger; er vergaß sich gegen den König — gegen die Königin, wozu diese ihm schon die Gelegenheit zu geben beabsichtigte, und dann war ihre Rache vollkommen.

Pelagia's Krankheit — ein hitziges Fieber — nahm in dem Grade zu, daß die größte Gefahr für ihr Leben eintrat, und zu gleicher Zeit ward die Gemahlin des Reichsraths wieder bedeutend leidend, weshalb man dieser den Zustand ihrer Freundin nicht der Wahrheit getreu schildern durfte. Diese aber, welche anfing zu glauben, daß sie nicht wieder genesen werde, verlangte nun dringend, ihren Sohn noch einmal vor ihrem Ende zu sprechen. Olga mußte sich also schnell dazu entschließen, an Waldomir zu schreiben, weil keine Zeit dabei zu verlieren war.

Mit einem nicht zu beschreibenden Gefühle ergriff Olga die Feder, um an ihren ehemaligen Spielgefährten zu schreiben, an ihn, der ihr so unaussprechlich theuer geblieben war, daß sie an ihn noch täglich dachte, wobei sie jedoch jeden Wunsch niederzukämpfen suchte, dessen Realisirung ihr das Schicksal jetzt nicht mehr gewähren konnte; denn Waldomir war ja Priester geworden, er durfte sich mithin nicht mehr um ihre Hand bewerben.

„Und — hatte er denn jemals den Gedanken, es zu wollen?" fragte sie sich oft selbst, und setzte hinzu: „Nein, ganz gewiß nicht; sonst hätte er nicht einen Stand gewählt, der ihm sogar verbietet, an mich zu denken." Allein, daran durfte sie jetzt sich nicht erinnern, vielmehr mußte sie sich nur beeilen, den Brief an Waldomir zu beendigen.

Nachdem Olga dieses Schreiben abgeschickt hatte, zählte die Kranke jede Stunde, bis ihr Sohn bei ihr eintreffen konnte, und mühte sich bei dem Gedanken ab, daß er zu spät kommen und sie nicht mehr am Leben treffen möchte. Sie ward also darum nur noch gefährlicher krank, und es entschwand ihren Freunden alle Hoffnung auf ihre Wiedergenesung.

Zwar wußte die Gemahlin des Reichsraths nicht, in welchem Grade ihre Freundin krank darnieder lag; aber doch, daß sie es war, und schickte täglich einen reitenden Boten nach Gayrozany, der ihr

Nachrichten über Pelagia's Befinden bringen mußte; denn sie traute ihrem Arzte nicht so ganz, daß er ihr die Wahrheit berichten würde, wobei sie sich auch nicht irrte.

Selbst der Reichsrath ritt, so oft es ihm nur seine Geschäfte erlaubten, nach Gayrozany; allein sein ernstes Aussehen, wenn er zurückkam, verkündigte nicht viel Gutes, wie es auch wirklich war; denn die Gewalt des Fiebers ließ nicht im Mindesten nach.

Eines Nachmittags, als der Reichsrath sich auch in Gayrozany befand und Olga eben das Krankenzimmer verlassen hatte, um einen Kühltrank für die heftig Fiebernde zu bereiten, und darauf an Agraffia zu schreiben, welche ihr verschiedene Gegenstände aus der Stadt schicken sollte, deren sie zur Pflege der Kranken bedurfte, nahm Pelagia Abschied von ihrem Freunde, und wie sie glaubte, für immer, denn sie fühlte sich außerordentlich ermattet. Der Reichsrath aber, wieder auf dem Wege nach Krakau, war sehr traurig gestimmt, indem er daran dachte, daß nun bald eine Zeit eintreten würde, wo er nicht mehr länger im Stande sei, seine Gemahlin über den Zustand ihrer Freundin zu täuschen.

Als Olga wieder zu der Kranken kam und wahrnahm, daß diese ganz erschöpft an Kräften war, wollte sie es verhindern, als Pelagia auch noch mit ihr sprechen wollte; allein diese bat sie wiederholt,

daß sie neben ihr Platz nehmen möchte, bis Olga sich niederließ und aufhorchte, weil die Kranke versicherte, daß sie ihr etwas zu sagen habe, worauf sie anhub: „Ich habe mit Deinem Vater noch über Mehreres gesprochen, was Interesse für mich hat, und ich habe bei dieser Gelegenheit eine Neuigkeit durch ihn erfahren, über welche ich mich nicht genug wundern kann. Auch verlangte er einen Rath von mir zu hören, den ich ihm nach meiner besten Ueberzeugung ertheilt habe; ach — es war vielleicht der letzte, welchen ich ihm geben konnte — und nun möchte ich auch Deine Ansicht darüber wissen; denn Du bist ein vernünftiges Mädchen, mit dem man wohl über ernste Gegenstände sprechen kann. Der König nämlich will Deinen Vater in den Grafenstand erheben, und mein Freund war noch nicht mit sich einig, wie er sich bei dieser Sache verhalten soll. Am meisten aber würde es mit seinen Grundsätzen übereinstimmen, wenn er die ihm zugedachte Ehre ablehnen könnte, weil er vermuthet, daß irgend eine unlautere — oder wenigstens eine ihm nicht angenehme Absicht den König dazu verleite, ihm diesen Rang zu verleihen.“

„Und zu was habt Ihr ihm gerathen?“ fragte Olga, worauf sie hinzusetzte: „Ich möchte es Euch sagen, und auch die Ursache Euch nennen können,

welche Euch dazu bestimmt hat, ihm diesen Rath zu ertheilen."

„Ich urtheile so," erwiederte die Kranke, „und Du theilst gewiß meine Ansicht. Die Königin hat sich davon überzeugt, daß sie diesesmal nicht so wie gewöhnlich im Stande ist, den Willen des Thronfolgers nach ihrem eigenen zu lenken. Sie sieht ein, daß sie es nicht hintertreiben kann, wenn er ernstlich daran denkt, Deine Schwester zu seiner Gemahlin zu erheben, und möchte es nicht dahin kommen lassen, daß man in Erfahrung brächte, wie es einen Fall gab, wo sie mit ihrem Willen nicht durchdringen konnte, weil ihr Sohn, zum ersten Male in seinem Leben, selbstständig handeln wollte. Sie will daher Agraffia, noch bevor sie seine Braut wird, so hoch, wie es nur möglich ist, erheben; denn sie hat bei sich selbst die Erfahrung gemacht, daß eine Gräfin Königin werden kann, ohne daß die Sache besonderes Aufsehen in der Welt erregt, oder gar öffentlich von den übrigen Potentaten strenge getadelt wird, und darum soll Dein Vater Graf werden; darum soll er diese Ehre ihr verdanken, die seit ihrer Vermählung noch keinem Edelmanne zu Theil geworden ist, weil sie es nicht hätte ertragen können, daß einer, den seine Geburt nicht dazu berechtigte, das geworden wäre, was sie damals war, als Sigmund **III.** sie auf den Thron hob."

„Habt Ihr meinem Vater diese Ansicht mitgetheilt?“ fragte nun Olga, als die Kranke schwieg; „und stimmte seine Meinung mit der Eurigen überein?“

„Nicht unbedingt,“ antwortete die Kranke; „allein er mußte mir doch eingestehen, daß ich möglicherweise Recht haben könnte, und darum hat er mir versprochen, die Sache zu überlegen und mir das Resultat davon mitzutheilen.“

„Gott wolle Alles zum Guten lenken,“ sagte Olga; „ich aber würde meiner Schwester gewiß von ganzem Herzen ein solches Glück gönnen.“

„Du gutes Kind,“ versetzte die Kranke nach einer kurzen Pause, und man hörte ihrer Stimme an, daß sie durch das lange Reden sehr ermattet worden war; sie konnte daher erst nach einer Weile hinzusetzen: „ja, ich traue Dir das zu.“

Olga bemerkte es, wie nachtheilig die gehabte Anstrengung auf die Kranke gewirkt hatte, und sagte deshalb beinahe ängstlich: „Jetzt dürft Ihr aber durchaus kein Wort mehr sprechen, sondern müßt versuchen, ob es nicht angeht, daß Ihr ein wenig schlafen könnt.“

„Ja, das will ich,“ versprach die Kranke, und schloß auch schon dabei aus Mattigkeit die Augen.

„Und ich werde befehlen, daß man nicht eher Licht bringt, als bis ich darnach klingle.“ Diese

Worte sagte Olga schon auf dem Wege, um ihren Vorsatz auszuführen.

Darauf kehrte sie noch einmal wieder an das Bett der Kranken zurück; aber diese schien bereits zu schlafen. Sie setzte sich also ganz geräuschlos an ein Fenster, dachte darüber nach, was sie so eben durch die Freundin ihrer Mutter erfahren hatte, und vertiefte sich dabei so sehr in ihre Gedanken, daß sie nicht einmal es bemerkte, als es anfing zu dunkeln.

So saß sie lange; endlich trat der Mond hinter dem dichten Gewölke hervor, das ihn bis dahin verborgen gehalten hatte; sie vermochte mithin weit in die Ferne zu sehen, und erinnerte sich daran, daß Waldomir nun bald kommen mußte, wenn er anders den Wunsch seiner Mutter erfüllen wollte, woran sie nicht zweifelte. Sie richtete also unwillkürlich den Blick nach der Landstraße hin, und wenn nicht ein Spiel ihrer Phantasie sie täuschte, so kam eben wirklich von dort her ein Reisewagen.

„Es ist Waldomir!" sagte ihr Herz und schlug doppelt so schnell, während ihre Gedanken hinzusetzten: „Wer in aller Welt könnte es sonst sein? Herr Opacki? Nein, der war schon am Morgen hier, und heute kann ich ihn nicht mehr erwarten, überhaupt Niemanden so spät. Es muß also Waldomir sein.

Nachdem Olga mit diesem Gedankengespräche zu Ende war, schlich sie leise aus dem Zimmer, um zu verhindern, daß Waldomir schnell dahin kam, was ihrer geliebten Kranken, wenn diese dadurch aus dem Schlafe gestört und auf die Ankunft ihres Sohnes nicht zweckmäßig vorbereitet wäre, leicht gefährlich werden konnte.

Olga hatte sich in ihrer Vermuthung nicht geirrt; es war allerdings Waldomir, der sie nun mit unendlicher Herzlichkeit begrüßte und darauf sie mit Fragen nach dem Befinden seiner Mutter bestürmte.

Olga führte ihren Jugendfreund nach einem Gemache, welches an das seiner Mutter grenzte, setzte sich ihm gegenüber in die Niesche eines Fensters, und erzählte ihm hier, was sich Alles in der letzten Zeit begeben hatte. Besonders schilderte sie ihm den Gang der Krankheit seiner Mutter; allein sie ging dabei sehr vorsichtig zu Werke, weil diese sonst, indem die Thür offen bleiben mußte, welche die beiden Zimmer verband, damit man ihren Ruf vernehmen konnte, jedes Wort zu verstehen vermochte, sobald Olga irgend eines etwas laut sprach.

Aus diesem Grunde beugte sich also Waldomir so nahe zu ihr hinüber, daß ihr Odem ihn berührte, und das erweckte ein Empfinden in seinem Innern, wie er es bis jetzt noch nicht gekannt hatte. Jedoch überließ er sich gleich darauf nur der Bekümmerniß

über den Zustand seiner Mutter; denn Alles, was ihm Olga gesagt hatte, gab ihm dazu Grund, auch der Umstand, daß die ihrige gleichfalls krank darnieder lag. Er wurde also deshalb sehr wehmüthig gestimmt, und ergriff, von seinem Dankgefühle dazu hingerissen, Olga's Hand, drückte sie und behielt sie in der seinigen eingeschlossen, während er Worte an sie richtete, welche seinem Herzen entströmten, wobei er nicht aufhörte, sie zärtlich anzusehen.

So lange hatte Olga ihre ganze Aufmerksamkeit auf den Gegenstand ihres Gespräches gerichtet; nun aber sah sie Waldomir an, und mußte sich eingestehen, daß sie ihn außerordentlich in seinem Aeußern verändert, sonst aber noch ganz den Ehemaligen an ihm fand, und daß ihn sein Priestergewand sehr gut kleidete; obgleich sie sich sagen mußte, daß es sie schmerzvoll an seinen Stand erinnerte.

Olga würde mit Waldomir's Benehmen gegen sie vollkommen zufrieden gewesen sein, denn es war ein echt brüderliches, wenn nicht während ihrer Unterhaltung ein Umstand sie betrübend daran erinnert hätte, daß seit seiner letzten Anwesenheit in Krakau sich doch Manches anders gestaltet, und daß sich zwischen Beide ein Etwas gedrängt hatte, dem sie keinen Namen geben wollte oder konnte, ein Etwas, das dennoch einen Scheidepunkt in dem Abschnitte ihres und seines Lebens ausmachte. Er nannte sie

nämlich jetzt nicht mehr, wie von seiner frühesten Kindheit an, D u.

Es hätte sich für ihn ebensowenig geschickt, als nun, da sie schon im jungfräulichen Alter stand, für Olga. Das sah sie ein; aber dennoch erzeugte der Umstand ein schmerzliches Gefühl in ihrem Innern; sie suchte dieses jedoch gewaltsam niederzukämpfen, damit er nicht errathen konnte, was in ihr vorging, und sprach überhaupt nur hauptsächlich von der Krankheit seiner Mutter mit ihm und von ihren Eltern.

Olga glaubte, daß es der Kranken schädlich werden könnte, wenn sie so spät am Abende noch erfuhr, daß ihr Sohn schon angelangt sei, und verabredete mit Waldomir, daß er erst am andern Morgen vor dem Bette seiner Mutter erscheinen sollte, weil diese noch lange sanft schlummerte, und es schon gegen die Nacht zu ging, als Beide ein leises Geräusch im Krankenzimmer vernahmen; worauf sich Olga dahin verfügte, und der durch den genossenen Schlaf etwas Gestärkten mittheilte, daß sie aus Krakau die Nachricht erhalten habe, es werde Waldomir am nächsten Morgen dort und begreiflich auch bald darauf, jedenfalls noch vor Mittag, in Gahrozany eintreffen.

Pelagia zeigte sich freudig bewegt, als sie diese Nachricht vernahm; allein zugleich versicherte sie, daß sie doch die Nacht über nicht mehr werde schla=

fen können, indem sie unwillkürlich an das Glück denken müsse, welches ihr durch die Wiederumarmung ihres Sohnes bevorstehe, indem sie schon nicht mehr zu hoffen gewagt habe, daß sie ein solches noch erleben werde.

„Nun," sagte darauf Olga; „wenn Ihr auch nicht mehr im Stande seid zu schlafen, so könnt Ihr doch wenigstens ruhig liegen, nicht sprechen, und so Kräfte sammeln zum Wiedersehen Eures Sohnes, und dabei sollt Ihr von mir nicht gestört werden; denn ich lege mich hier nebenan im Zimmer nieder, um zu ruhen, damit auch ich morgen recht frisch und dazu fähig bin, unsern lieben Gast zu empfangen."

„Thue das, mein theures Herz," sagte die Kranke, und streichelte Olga, die neben ihrem Lager kniete, die Wangen; „ja, schlafe sanft und so lange wie Du willst; denn mir soll indessen die Zeit nicht lang werden, da ich mir sie mit dem Gedanken verkürzen will, daß mir morgen die Wiederumarmung meines Sohnes zu Theil wird. Ach, Olga, ob er sich wohl zu seinem Vortheile mag verändert haben."

Wer konnte diese Frage wohl mit mehr Gewißheit beantworten, als Olga; aber sie sagte nur in unbestimmten Ausdrücken, daß es möglich sei, und ging darauf zu der Bitte über, daß die Kranke wenigstens versuchen möchte zu schlafen, damit sie sich am anderen Tage wohler befände, als gegenwärtig.

„Du hast Recht, mein liebes Kind,“ erwiederte die Kranke; „ich muß zu schlafen versuchen, obgleich ich am liebsten die ganze Nacht über von meinem Waldomir mit Dir sprechen möchte.“

„Nein,“ erwiederte Olga, indem sie der Freundin ihrer Mutter nur noch die Hand küßte; „das möchte ein übles Ende nehmen; ich werde Euch vielmehr verlassen.“ Darauf verfügte sie sich in das Nebenzimmer, wo sie schon hatte für Waldomir das Abendbrot auftragen lassen, und ihm zur Gesellschaft weit mehr aß, als gewöhnlich; worauf sich aber Waldomir in sein Schlafgemach zurückziehen sollte, was er jedoch erst nach langem Zögern that, und ihr zuvor noch in Zwischenpausen mehr als einmal eine gute Nacht wünschte, mehr als einmal ihr noch für jeden Liebesdienst dankte, den sie seiner Mutter während ihrer Krankheit geleistet hatte, und diese Danksagungen mit darum so oft wiederholte, weil er bei dieser Gelegenheit immer ihre Hand ergreifen, diese in der seinigen eingeschlossen halten, und sogar zuweilen küssen konnte.

Endlich aber mußte er sich doch entfernen, und darauf nahm Olga in der Nähe des Kamins Platz, lehnte den Kopf an die hohe Rücklehne ihre Sessels, und hing ihren Gedanken nach, wobei sie in Thränen ausbrach, jedoch nur leise weinte, damit die Kranke es nicht hören konnte.

Aber — weshalb flossen denn diese Thränen so unaufhaltsam? Sie wagte es nicht, diese Frage an sich zu richten, weil sie befürchtete, daß es bei der Beantwortung leicht so kommen könnte, daß sie sich selbst ein Geständniß ablegen müßte, welches sie lieber verschleiern wollte, statt es zur Sprache zu bringen; indem sie damit die Wahrheit verrathen hätte, daß sie Waldomir liebte, und sich an diesem Abende erst überzeugt halten konnte, daß er ebenso für sie fühlte; jetzt, wo eine solche Entdeckung zu spät kam.

Bis gegen den Morgen vermochte sie nicht zu schlafen, obgleich sie sich auf ein bequemes Ruhebett niedergelegt hatte. Immer beunruhigten sie dieselben Gedanken, immer erhielt derselbe Herzensschmerz ihre Augen offen; endlich aber fielen ihr die Augen doch vor Müdigkeit zu, und sie erwachte erst durch einen Ruf der Kranken, die schon lange die Lust dazu unterdrückt hatte, um sie nicht zu stören. Sie eilte also augenblicklich zu dieser hin, und Pelagia fragte augenblicklich nach ihrem Sohne, dessen Ankunft sie mit Ungeduld erwartete.

„O, gewiß wird er nun bald hier sein," antwortete Olga; „oder er ist es vielleicht schon gar, und man hat es uns nur nicht gemeldet, weil man befürchtete, unsere Morgenruhe zu unterbrechen."

„Nein, nein!" erwiederte die Kranke; „er ist

noch nicht in Gayrozany angelangt, sonst würde er es nicht aufschieben, mich zu sehen."

Olga ließ sich aber durch diesen Widerspruch nicht aufhalten, sondern eilte aus dem Zimmer; dicht davor kam ihr Waldomir entgegen, und indem dieser ihre Hand ergriff, sagte sie leise zu ihm: „Kommt — kommt in die Arme Eurer Mutter!"

Olga zog sich darauf absichtlich in das Nebengemach zurück, um die Unterredung beider nicht zu stören; aber Waldomir kam bald, um sie abzuholen, weil seine Mutter nach ihr begehrte.

An seiner Hand näherte sie sich der Kranken, die bei ihrem Anblicke zu ihr sagte: „Meine Kinder — Du, meine geliebte Olga, und Du, mein Waldomir. — O, erleichtert die letzten Stunden meines Lebens dadurch, daß Ihr mir versprecht, gleich Geschwistern, Euch zu lieben, so lange es der Vorsehung gefällt, Euch zu erhalten, und gebt mir Eure Hand darauf, daß Ihr in Freude und Leid an einander halten wollt; ich meine in der edleren Bedeutung des Wortes, wenn gleich Berge, Thäler und Flüsse Euch trennen sollten."

Sie gaben sich darauf die Hand, welche Pelagia in den ihrigen vereinte, und plötzlich unvorsichtig durch ihr Gefühl sich zu dem Ausrufe hinreißen ließ: „Ach, hätte es doch dem Himmel gefallen, Euch in anderer Art zu verbinden! Aber es sollte

nicht sein, Ihr durftet einander nicht angehören, und wer weiß, wozu es gut ist. Doch — wie Geschwister sich lieben, so dürft auch Ihr es, und ich baue auf Euer Versprechen, daß Ihr es wollt."

„Ja, ich gelobe es Euch, daß ich sie lieben will mit der ganzen Kraft meiner Seele," betheuerte Waldomir tief bewegt, und zog Olga dabei an seine Brust, ohne daß sie es verhinderte, vielmehr heftig weinte, und den Kopf an seine Schulter gelehnt verharrte, indessen die Kranke fortfuhr: „Es kann keine Sünde sein, wenn Bruder und Schwester sich umarmen, darum möge es immer einmal geschehen. So — nun aber setzt Euch neben mich nieder; denn ich habe Euch noch Mancherlei zu sagen, bevor ich sterbe."

Sie befolgten die Aufforderung der Kranken, und setzten sich an ihrem Lager nieder, Waldomir Olga gegenüber. Nun meinten sie eine Mittheilung der Kranken zu vernehmen; aber diese schloß die Augen, und schien zu entschlummern. Sie wagten es daher kaum zu athmen, um sie nicht in ihrer Ruhe zu stören; nur ihre Blicke begegneten sich zuweilen, und drückten ein ganz anderes Gefühl aus, als Geschwisterliebe, jedoch senkten sie sich auch wieder jedesmal schnell, so oft sie zum Verräther ihres Herzens geworden waren, und hafteten dann am Boden.

Während die Kranke schlief, fand sich ein beinahe

unnatürlich starker Schweiß bei ihr ein, und in diesem Zustande sah sie noch Herr Opacki, ihr Arzt, welcher frühzeitig nach Gayrozany gekommen war, aber geglaubt hatte, daß sie schon in der vergangenen Nacht verschieden sei.

Als er die Kranke, leise an ihr Bett tretend, einige Augenblicke beobachtet hatte, winkte er den Umstehenden freudig zu, und deutete ihnen an, daß er ihnen etwas zu sagen habe. Waldomir trat ihm daher näher, und er flüsterte diesem zu: „Es ist eine Krisis der Krankheit eingetreten, und löset sich der Rest ihrer Lebenskraft nun nicht vollends auf, während sie zu schlafen scheint, jedoch nur in einer völligen Abspannung ihrer Nerven, und ihrer Sinne beraubt, da liegt; erholt sie sich noch, und wird dann nur, wie es von Euch zu erwarten steht, mit besonderer Fürsorge gepflegt: so glaube ich mich verbürgen zu können, daß die Gefahr vorüber ist, und daß die Kranke auch bald wieder genesen wird. Im Gegentheil, reichen ihre Kräfte nicht aus, um solchen Kampf der Natur noch zu bestehen, so erlebt sie nicht mehr den morgenden Tag.“

Mit welcher ängstlichen Sorge lauschten, nach dieser Mittheilung, Olga und deren Jugendfreund auf die Athemzüge der Kranken, als Herr Opacki schon wieder nach der Stadt gefahren war, und verordnet hatte, was bis zum Abende, wo er wieder

kommen wollte, mit Waldomirs Mutter unternommen werden sollte, im Falle sie wirklich aus ihrer Betäubung sich erholen würde. Aber es dauerte noch sehr lange, bis sie ihrer Sorge und Angst überhoben wurden; Herr Opacki fand daher am Abende die Kranke noch in demselben Zustande, wie er sie am Morgen verlassen hatte; nur meinte er, es habe sich ihr Puls etwas gehoben, und ihr Athem sei natürlicher geworden.

Endlich kam es jedoch ganz so, wie sie es sehnlichst erhofft hatten. Pelagia schlug kurz vor Mitternacht die Augen auf, und fragte, was denn mit ihr vorgegangen, da sie sich, wenn auch sehr matt, doch in einem ganz andern und besseren Zustande befinde, als bevor sie eingeschlafen sei.

Olga und Waldomir freuten sich über jeden Begriff über diese eingetretene Veränderung, und befolgten nun genau die Vorschriften des Herrn Opacki, worauf Pelagia in einen ganz natürlichen Schlaf verfiel, der bis zum andern Tage anhielt, indessen aber ihr Sohn, Olga und eine Dienerin bei ihr wachten.

Vom folgenden Tag an besserte sich die Kranke beinahe wunderbar schnell, und nach etwa vierzehn Tagen befand sie sich bereits wieder so wohl, daß ihr Sohn ohne weitere Besorgnisse wegen ihres Befindens zurückreisen konnte nach Prag, wohin die Ge-

schäfte seines Amtes ihn zu kommen nöthigten, vorher aber begab er sich noch einen Tag nach Krakau, woselbst er aber nur den Reichsrath und Agraffia länger, dagegen deren Mutter, ihres Unwohlseins wegen, nur auf kurze Zeit sprechen konnte.

Waldomirs Abschied von Olga war so zärtlich, wie ein Bruder ihn von einer unendlich geliebten Schwester nur nehmen konnte. Er versprach auch von nun an öfter zu schreiben, und sobald es ihm nur irgend möglich sei, wieder nach Gayrozany zu kommen. Darauf aber trennte er sich, wie der Augenschein es lehrte, von seiner Mutter und von Olga höchst schmerzhaft, und diese brach sogar in Thränen aus, als sie, nachdem sie ihn zum Reisewagen begleitet hatte, und dieser weggefahren war, zurückkehrte. Aber sie weinte nur, so lange sie in ihrem Gemache allein verweilen konnte, und suchte ihren Schmerz gewaltsam zu verbergen, als sie der Nothwendigkeit Gehör geben, und wieder zu Pelagia sich verfügen mußte, bei der so lange eine Dienerin sie vertreten hatte, weil sie befürchtete, daß diese Thränen zum Verräther an ihrem Herzen werden möchten.

Als sie wieder zu der Kranken kam, fand sie diese gleichfalls sehr bewegt, weil sie sich von ihrem Sohne hatte trennen müssen. Allein Pelagia suchte sich zu fassen, da sie Olga ansah, wie der Zustand

ihres Innern war, und Beide unterhielten sich nun beinahe beständig von dem Abwesenden, weil es ein Bedürfniß ihres Herzens wurde, an Waldomir häufig zu denken, und seinen Namen auszusprechen. Olga befand sich daher noch am wohlsten in Gayrozany, und hielt sich länger dort auf, als es Pelagia's Krankheit wegen nöthig war; denn diese besserte sich zusehends, und als Olga endlich nach Krakau zurückkehrte, geschah es in Gesellschaft der Genesenen.

Der Reichsrath berücksichtigte die Vorstellungen seiner Gemahlin, denen sich die ihrer Freundin anschlossen, als der König wirklich Ernst machte, ihn und seine Nachkommen in den Grafenstand zu erheben, und nahm die ihm zugedachte Ehre an. Besonders aber that er es darum, weil der König öffentlich darüber gesprochen hatte, er erzeige dem Reichsrath diese Gunst nur gerechter Weise aus Dankbarkeit dafür, daß er ihm mehr als einmal durch seine persönliche Tapferkeit das Leben gerettet, und sich deshalb in die größte Gefahr gesetzt habe.

Man war von da an, wo Ignatowski aus der Gefangenschaft nach Krakau zurückgekehrt war, und es bekannt wurde, daß er wirklich dem Könige das Leben gerettet hatte, darauf vorbereitet, daß irgend

etwas durch den König geschehen würde, um die ihm von dem Reichsrath geleisteten Dienste zu belohnen. Aber Keiner von den Ersten des Reiches kam auf den Gedanken, daß es auf die nun von dem Könige erwählte Art geschehen würde. Man sprach vielmehr von großen Ländereien, welche diesem gehörten, eine äußerst schöne Lage hatten, Gärten und Schlösser in sich schlossen, deren Einrichtung man sich reizvoller nicht denken konnte, die aber zu unterhalten, dem Staate große Summen kosteten, und im Verhältnisse dazu nur Geringes einbrachten, und meinte, diese Güter werde er von dem Könige zum Geschenke erhalten.

Solche Belohnung würde man ihm auch gegönnt haben, da sie ihn nicht über andere Höflinge gestellt hätte, die sämmtlich reich waren, aber nicht die Erhebung in den Grafenstand; denn außer ihm gab es dann nur Wenige noch in Krakau, die ihm gleich standen, und diese stammten aus alten Geschlechtern her, weshalb man daran gewöhnt war, sie höher, als Andere, gestellt zu sehen, und darum es ihnen vergab, weil das Schicksal ihnen nur die Rechte ihrer Vorfahren verliehen hatte, die ihnen zukamen. Aber anders war es nun mit dem Reichsrath Ignatowski. Ihm konnten die gegen ihn Zurückgesetzten, mithin dabei Betheiligten und darum Gekränkten, Beleidigten, eben so wenig vergeben, was geschehen

war, als dem Könige, obgleich Jener nicht das Allermindeste dazu beigetragen hatte, um diese Standeserhöhung zu erlangen. Sie richteten also ungerechter Weise ihren Groll auf ihn, statt nur den König damit zu belasten, wenn sie gleich sich bemühten, ihre Gesinnungen zu verbergen, ihm mit freundlichen Glückwünschen zu der ihm widerfahrenen Ehre entgegenzutreten, wobei sie aber trotz dem nicht im Stande waren, den klugen und welterfahrenen Menschenkenner zu täuschen, der sich jedoch jetzt eben so wenig über ihren Neid beunruhigte, über den Unwillen, welcher daraus entsprang, und der sich leicht sogar in Haß verwandeln konnte, als im Gegentheile ihr besonderes Wohlwollen, wenn sie es ihm wirklich geschenkt, ihn erfreut und beglückt hätte; denn er konnte sie von jeher ihrer Natur nach richtig beurtheilen, weil sie bei mancher Gelegenheit ihre Schwächen und Fehler vor ihm bemerkbar gemacht hatten, indem sie sich nicht die Mühe nahmen, die Schattenseiten ihres Charakters zu verbergen; darum nicht, weil es ihnen nicht einfiel, daß er jemals zu einer Stellung gelangen könnte, wo es ihm möglich sei, die erst bei ihnen gemachten Erfahrungen gegen sie zu benutzen, wie es nun kam, da die Grafen und wenigen Fürsten, welche den Reichsrath bildeten, eine doppelte Stimme darin hatten, und die übrigen Räthe auch noch in

anderer Beziehung nachstanden. Ueberhaupt aber, leicht gesinnt, wie jeder Pole es ist, trauten sie ihm kein so gutes Gedächtniß zu, daß sie meinen konnten, er werde noch für künftig ihre Handlungsweise in der Erinnerung aufbewahren.

Was jedoch die Großen des Hofes am unangenehmsten berührte, was sie mit dem größten Aerger erfüllte, was bei ihnen sogar Befürchtungen erweckte, war ein Umstand, der mit seiner Standeserhöhung in enger Verbindung stand, und ihnen Ursache zu allen diesen unangenehmen Empfindungen verlieh. Sie glaubten nämlich daran, daß eine Zeit eintreten würde, wo der nunmehrige Graf es ihnen drückend fühlbar machen könnte, wenn sie gegenwärtig ihre gegen ihn gehegten Gesinnungen nicht vor ihm verbargen, und sahen sich zu einem Zwang ihm gegenüber verurtheilt, der sie belästigte.

Diese Zeit aber, meinten sie, träfe dann ein, wenn die Königin aus einem Grunde, den sie nicht enträthseln konnten, ihre Einwilligung dazu geben, und auch deren Gemahl dazu bewegen möchte, ja allenfalls sogar jetzt schon mit ihm über diesen Punkt einig war, daß der Thronfolger Agraffia Ignatowski zu seiner Gemahlin erhebe, mithin deren Vater in eine nahe Verwandtschaft mit dem königlichen Hause träte, und später gar der Schwiegervater des Königs würde.

Den Fall mußten sie eigentlich fürchten, da der jetzige Thronfolger gegenwärtig in allen Stücken dem Worte seiner Mutter Gehör schenkte, man mithin zu glauben berechtigt war, daß er künftig seiner Gemahlin und seinem Schwiegervater eine Einwirkung auf seinen Willen gestatten würde, und daß darum dann eine vollständige Veränderung in allen Regierungszweigen eintreten möchte, eine Umwälzung der bestehenden Einrichtungen, eine Abschaffung der eingerissenen Unordnungen, die dem Denkenden jeden Tag mehr bemerkbar wurden. Ja, sie konnten sogar befürchten, daß Mancher von ihnen, mit der Ungnade des Königs Wladislaw bedroht, sich würde vom Hofe zurückziehen müssen, bevor man sie noch in anderer Art dazu zwingen würde; noch mehr, daß es dahin kommen könnte, daß man ihnen von ihren bedeutenden Einkünften entzöge, die sie nicht mit vollem Rechte sich angemaßt hatten, und wodurch es ihnen allein möglich wurde, von Ueberfluß und Pracht umgeben zu leben. Aus dem zuletzt angeführten Grunde vereinigte sich also das Interesse der Einzelnen mit dem Vieler, die, um verschiedener Ursachen willen, den Wunsch bei sich nährten, den jetzigen Grafen Ignatowski zu stürzen, und zwar noch, bevor er dazu gelangte, daß er ihnen auf eine oder die andere Weise zu schaden im Stande wäre. Dieser Wunsch aber ward zum Vor-

satze bei solchen Unedeldenkenden, welche meinten, daß sie ihn verderben müßten, noch bevor er ihnen ein solches Loos, wie sie ihm nun zudachten, bereiten konnte, weshalb also alle Diejenigen, welche zuvor so vielfache Ansichten gezeigt hatten, als ihrer Köpfe waren, sich unter einander einigten, und, ohne daß sie Worte dabei aussprachen, die auf eine oder die andere Art ihre Absicht hätte verrathen können, zum Sturze des Grafen Ignatowski einen Bund schlossen, welcher in der Folge an Festigkeit gewann.

Das aber war es, was Wanda berechnet hatte, daß es so kommen müßte; das war es, was sie erzielen wollte, und weshalb sie der Königin anrieth, diesen Weg einzuschlagen, weil sie dadurch den Reichsrath Ignatowski am sichersten verderben könne, ohne daß sich eine Stimme dagegen erhob, die mächtig genug war, ihr und ihrem Gemahle zu schaden, wenn es in anderer Art geschehen wäre, die des Volkes, welche Beide dann des gröbsten Undankes beschuldigt hätte, weil Jedermann wußte, was der Graf zum Wohle des ganzen Landes Alles früher gethan; weil man wußte, daß er mehr als ein Mal sein Leben in Gefahr gesetzt hatte, um das des Königs zu erhalten. Aus diesem Grunde würde dieser also nicht ungestraft eine unrechtliche Handlung gegen Ignatowski haben begehen dürfen, und das sah Wanda, das sah die Königin ein, da ihm überdies doch noch ein

nicht geringer Anhang von Solchen blieb, für die er kein Gegenstand des Neides, mithin auch keiner des Hasses sein konnte. Es war dieses aber der Mittelstand, es waren dieses der Wehrstand und das Volk; sie Alle beteten den Grafen beinahe an; denn sie erkannten in ihm den Vertreter ihrer Rechte, wie die Erfahrung sie belehrt hatte.

Die Königin ergriff in der Regel begierig, ein jedes Mittel schnell, das ihre Wünsche zu befriedigen schien, ohne vorher die Folgen davon erst vorher genau zu überdenken und zu prüfen. Ignatowski ward von ihrem Gemahle in den Grafenstand erhoben, weil sie darauf gedrungen hatte, und damit verwandelte sie den größten Theil der Höflinge, die ihm zuvor wohl wollten, weil es ihm nie eingefallen war, sich vor ihnen auszuzeichnen, oder sich höher zu stellen, als ihm zukam, in seine bittersten Feinde; denn der Neid gilt mit Recht für die Wurzel alles Uebels.

Aber dabei sollte es noch nicht bleiben, vielmehr führte die Königin noch einen Fall herbei, der Jedermann in der Vermuthung bestärkte — oder vielmehr diese als gewiß erscheinen ließ, daß sie mit der Absicht umgehe, Agraffia Ignatowski zur Gemahlin des Thronfolgers zu erheben, die nach der Genesung ihrer Mutter wieder mit dieser bei Hofe erschien,

und von der Königin mit einer vertraulichen Freundlichkeit empfangen wurde.

Die Königin hatte sechs Hofdamen; zwei von diesen mußten den Tag über um ihre Person sein, oder doch wenigstens in ihrer Nähe verweilen, und durch diese gelangten alle ihre Befehle an die Pagen, welche sich in ihrem Vorzimmer aufhielten, die jeden weiter an die Dienerschaft beförderten. Wollte die Königin aber allein sein, oder nur die Gesellschaft ihrer Oberhofmeisterin, der Gräfin Dombrowski genießen, so mußten die den Dienst habenden Hofdamen sich in einem Gemache aufhalten, durch das man in die Zimmer ihrer Gebieterin erst gelangte. Bei ihnen verweilte jedesmal der Kammerherr, welcher gleichfalls den Dienst hatte, und blieb daselbst gleichfalls, wenn sie sich zu der Königin begaben, und es gesellte sich dann auch wohl der Officier von der Wache ihnen bei, welche in dem äußeren Vorzimmer der Königin, einer Art von Corridor, sich aufhielt. Von da kam man jedoch erst in eines, worin sich die Pagen befanden, dann in das erwähnte, woselbst die Kammerherren, die Hofdamen, und der die Wache habende Officier zusammentrafen, und von hier in die Zimmer der Königin.

Eigentlich wurde das, worin sich die Damen aufzuhalten pflegten, schon dazu gerechnet; denn es

hatte, wie diese, eine kostbare Einrichtung, und die Königin verweilte dann darin, wenn sie Jemandem, der ihr nicht besonders wichtig war, eine Privat-Audienz ertheilte. Sonst aber kam sie nur dahin, wenn sie sich nach ihrem Wagen begab, oder wenn sie sich in die Gemächer ihres Gemahls, oder in früherer Zeit, als ihre Kinder noch jünger waren, in deren Zimmer verfügte.

Die Hofdamen rechneten es sich zur besondern Ehre, wenn sie zu dieser Stelle gewählt wurden, und bezogen nie ein Gehalt dafür; aber sie brachten auch nicht die Nacht im königlichen Schlosse zu.

Nun gab es aber außer diesen sechs Damen noch zwei Hoffräulein, und diese mußten ganz in der Nähe ihrer königlichen Gebieterin wohnen, um schnell bei ihr zu sein, sobald sie ihrer begehrte. Sie betrachtete man als die durch die besondere Gunst der Königin Bevorzugten, da sie am häufigsten um ihre Person verweilen durften, in Krankheiten bei ihr wachten, wenn sie ausfuhr, abwechselnd sie begleiteten, auch mit ihr zusammen ritten, und überhaupt das Recht hatten, unangemeldet vor ihr zu erscheinen.

Auch diese beiden Hoffräulein erhielten kein Gehalt, aber in der Regel von der Königin so kostbare Geschenke, daß diese jeden ihrer Ansprüche befriedigten.

Sowohl die Hofdamen, wie besonders die beiden Hoffräulein, mußten aus alten Geschlechtern herstammen, und man drängte sich darnach, das auf die erwähnte Art zu beweisen.

Josepha Vomâki, so hieß die eine von den dermaligen Hoffräulein der Königin, hatte sich nach einem Bade ungemein erkältet. Sie verfiel darauf in ein hitziges Fieber, und das machte ihrem Leben schnell ein Ende.

Die Hingeschiedene war ein erklärter Liebling der Königin, und diese zeigte sich bei dem Todesfalle untröstlich, wie er überhaupt allgemeine Theilnahme erregte; denn Josepha war jung, schön, besaß ein bedeutendes Vermögen, und war die einzige Tochter ihrer Eltern, die außer ihr nur noch einen Sohn behielten, und ungerne dem Wunsche der Königin nachgegeben, und ihr, für einige Jahre jedoch nur, diese Tochter überlassen hatten. Dieser Umstand gab daher unter den Höflingen den Stoff zum Gespräche des Tages her, und man urtheilte verschieden, welche von den jungen Damen, die ihr dazu vorgeschlagen wurden, die Königin zu ihrem Hoffräulein erwählen möchte, da Barbara darüber schwieg.

Begreiflich flüsterte man sich dabei auch zu, daß es wohl keinem Zweifel unterworfen wäre, wer künftig Königin v. Polen würde, wenn nun der Fall einträte, daß die jetzige Königin Agraffia Ignatowski

den Antrag zukommen ließe, bei ihr Hoffräulein zu werden, und man sah darum dieser Wahl mit einer ganz besondern Spannung entgegen, weil sich daran die Befürchtungen Vieler, wie eben so die Hoffnungen der Gegenparthei knüpften. Es stand jedoch von Jenen schon fest beschlossen, daß Agraffia, sobald die Königin das verhängnißvolle Wort ausgesprochen hätte, womit sie dieselbe zu ihrem Hoffräulein ernannte, in ihnen eben so viele Feinde finden sollte, als sie zuvor Bewunderer ihrer Schönheit unter ihnen zählen konnte.

Die Königin nahm in dieser Sache, wie überhaupt, seit Wanda bei ihr war, in jeder andern, mit dieser Rücksprache, weil sie ohne deren Zustimmung keinen Beschluß mehr fassen wollte, ohne jedoch irgend einen Menschen errathen zu lassen, daß sie einer von ihren Frauen solchen mächtigen Einfluß auf ihre Handlungen gestattete, und was nun in dieser geheimen Unterredung die Böswillige der Königin anrieth, das führte diese aus.

Pelagia war nach Krakau gekommen, um hier ihrer Freundin, der Gräfin Ignatowski, einige Wochen Gesellschaft zu leisten, weil sie wußte, daß sie es wünschte, und weil sie sich gerne dafür dankbar bezeigen wollte, daß die Gräfin ihr so lange Olga über-

lassen hatte, deren Pflege sie, nächst Gottes Beistand, allein ihre Genesung verdankte. Beide saßen daher im vertraulichen Gespräche beisammen, während sie des Grafen Heimkehr erwarteten, der sich noch zum Vortrage beim Könige befand.

Die Zeit verging ihnen, eben dieser vertraulichen Unterhaltung wegen, sehr schnell; denn Olga und Agrassia waren nicht zugegen. Sie brauchten daher keine Störung zu befürchten, und vertieften sich in ihr Gespräch so sehr, daß sie nicht einmal wahrnahmen, daß es schon ziemlich spät geworden war. Deshalb wollten sie sich sogleich zu Tische begeben, als der Graf endlich heimkehrte, und standen zu diesem Zwecke auf; allein er ersuchte sie, sich wieder niederzulassen, und befahl dem Diener, der sie zu Tische rief, daß die Suppe warm gehalten werden sollte, bis er befehle, daß man sie auftrage.

Mit einem geheimnißvollen Lächeln warf er sich nun den über sein Verfahren erstaunten Frauen gegenüber in einem Sessel, indem er zu ihnen sagte: „Eine Neuigkeit. Wir können unsern Plagegeist Agrassia auf eine anständige Art los werden, im Falle wir es wollen.“

„Hat sich schon ein Freier für sie gefunden?“ fragten die beiden Freundinnen mit sehr heiterem Tone gleichzeitig, und: „Wer ist es?“ setzte die Gräfin hinzu.

„Ich möchte es errathen,“ sagte Pelagia; „nicht wahr, der Reichskanzler Radziejowski?“

„Von keinem Freier ist die Rede,“ antwortete der Graf, „sondern die Königin beabsichtigt, Agrafsia zu ihrem Hoffräulein zu ernennen, und hat mit einer außerordentlichen Freundlichkeit mich heute um die Erlaubniß dazu angegangen.“

„Und Du hast sie gegeben?“ fragte die Gräfin mit unsicherem Tone

„Ich habe so höflich wie möglich darauf geantwortet,“ sagte der Graf, und durch seinen Ton schimmerte ein gutes Theil Ironie, „daß ich die Ehre, welche ihre Huld meiner Tochter zudenke, nach ihrer ganzen Größe zu würdigen wisse, jedoch mich dazu genöthigt sehe, ihr zu erwiedern, daß Du, mein liebes Weib, beinahe immer krank, und dann der Pflege Deiner Töchter benöthigt seiest, aus welchem Grunde ich erst mit Dir über diese Angelegenheit Rücksprache nehmen müsse, mithin nicht unbedingt im Stande wäre, ihrem ehrenvollen Antrag meine Zustimmung zu ertheilen. Da nun aber die Königin, nach ihrer Aeußerung, gerne so schnell wie möglich die Stelle ihres verstorbenen Hoffräuleins besetzen möchte, so mußt Du Dich noch heute dazu entschließen, was geschehen soll.“

„Ich werde bei dieser Sache, wie bei jeder wichtigen, meine Ansicht nach der Deinigen bestimmen,“

antwortete die Gräfin, „und kann leicht errathen, wie diese lautet.“

„Nun?“ fragte der Graf, und man konnte seinem Tone nicht anhören, wie er die Frage meinte.

„Agraffia bleibt im elterlichen Hause,“ sagte die Gräfin.

„Wenn nur davon die Rede wäre, ob Agraffia Hoffräulein werden soll oder nicht,“ versetzte der Graf, „so möchtest Du Recht haben. Aber wir müssen etwas Anderes und Wichtigeres in Betrachtung ziehen. Es gilt die Wahl, ob Agraffia künftig Königin von Polen werden soll, und der Umstand bedarf einer längeren Ueberlegung.“

„Hat denn die Königin sich darüber gegen Dich erklärt?“ fragte die Gräfin beinahe erschrocken.

„Nicht so ganz deutlich,“ antwortete ihr Gemahl, „jedoch für mich verständlich genug. Ob sie nun freiwillig — was ich nicht glauben kann — oder durch Verhältnisse dazu bestimmt — ich nehme das eher an — die Tochter eines Vasallen als die Gemahlin des Thronfolgers anerkennen wird — das vermag ich nicht mit Gewißheit zu bestimmen; denn so wie ich sie kenne, muß sich ihr Stolz nicht wenig dagegen sträuben, Agraffia den Platz neben sich einzuräumen.“

„Und wozu bist Du entschlossen?“ fragte die Gräfin, und sah dabei ihren Gemahl mit einem

Blicke an, der Aengstlichkeit ausdrückte, bevor sie noch hinzusetzte: „Früher habe ich mir manchmal vorgestellt, daß es doch recht wünschenswerth für uns wäre, wenn das Schicksal es so fügte, wie Du nun zu glauben scheinst, daß es kommen kann. Aber — nun die Erfüllung dieses Wunsches uns näher treten will, zittre ich, indem ich daran denke; ja, ich möchte es sogar nicht, daß er sich verwirklichte.“

„Und weshalb nicht?“ fragte der Graf. „Sieh, mir geht es ganz im Gegentheile, wie Dir. Gedacht habe ich nie, daß die Dinge sich so gestalten könnten, wie es nun den Schein hat, daß es werden wird. Oder vielmehr, ich bemühte mich, gar keine Betrachtung darüber anzustellen, weil mir die Sache nicht angenehm war. Am allerwenigsten aber ist es mir eingefallen, dazu beizutragen, daß die Königin einwilligt in Agraffia's Vermählung mit dem Thronfolger, wie ich überhaupt von jeher mir vorgenommen habe, dem Schicksale meiner Kinder nicht vorzugreifen, sondern es der Vorsehung zu überlassen, wie diese es gestalten will. Nun aber die Sache ohne mein Zuthun eine solche Wendung nimmt, würde ich es als eine Sünde gegen Agraffia betrachten, wenn ich das Vorhaben der Königin hintertreiben wollte; denn Agraffia scheint in der That zum Herrschen geboren zu sein, und besitzt ge-

nug Bildung, um sich an einer Stelle bewegen zu können, wo sie beinahe hingehört. Doch nicht allein gegen sie würde ich sündigen, sondern sogar gegen unser Vaterland, wenn ich mit Eigensinn die Absicht der Königin hintertreiben wollte; denn unsere Tochter besitzt nicht nur Bildung, wie ich eben erwähnt habe, sondern auch Klugheit. Sie sieht daher vollkommen gut ein, wie sehr tadelnswerth Sigmund gegen sein Land verfährt, und wie in gleichem Grade gegen jeden Einzelnen seiner Unterthanen, so oft eine wichtige Gelegenheit sich dazu darbietet, und er einen Vortheil für seine Person dadurch zu erhalten weiß; wie er so ganz ein blindes Werkzeug in den Händen seiner Gemahlin ist. Er würde daher in unserer Tochter eine Widersacherin finden; und dürfte sie auch nur im Stillen zum Gelingen einer guten Sache wirken, so möchte es doch geschehen. Schon aus Eigensinn würde Agraffia auf ihren Gemahl in der Art einzuwirken suchen, daß er es nicht zugäbe, wenn die Königin in allen Stücken ihren Willen durchsetzen wollte. Ja, ihr Eigendünkel könnte das nicht zulassen, und die Macht dieser Böswilligkeit möchte mithin gebrochen werden."

„Aber glaubst Du wohl, daß Agraffia besser handeln würde, als es gegenwärtig die Königin thut?" fragte die Gräfin. „Ich möchte leider daran zweifeln."

„Besser? In jedem Falle,“ antwortete der Graf; „denn sie möchte wenigstens anders handeln, und das wäre schon Gewinn. Doch, was meint unsere Freundin zu dem Umstande, der sich ereignen will?“

„Ich meine, daß Agraffia auch besser sein möchte, als diese Barbara es ist,“ erwiederte Pelagia Chemineffski.

„Ihr Charakter hat allerdings manche Schattenseite,“ sagte der Graf; „allein einer ihrer Fehler, ihr Widerspruchsgeist, würde Gutes zu Wege bringen. Auch möchte sie die Königin kränken wollen, wie sie ja sogar uns Alle oft genug kränkt und ärgert, und das wäre dann an seinem Platze. Sie würde es dahin zu bringen suchen, daß ihr Gemahl, mit ihr vereint, eine Parthei gegen seine Mutter bildete, um diese unschädlich zu machen. Oder, seid Ihr nicht auch dieser Meinung, meine theuere Freundin?“

„So lange die Königin am Leben bliebe,“ sagte Pelagia, „könntet Ihr Recht haben; aber,“ sie zuckte die Achseln, indem sie hinzusetzte: „wie es dann käme, wenn Agraffia erst —“

Sie stockte, und der Graf ergänzte ihre Rede, indem er fortfuhr: „Ihr meint, wenn sie selbst Königin würde, was sie dann thäte? O, ich theile Eure Zweifel. Aber seht, die Gegenwart mit Al-

lem, was Barbara heimlich und öffentlich zum Schaden unseres Landes thut, lastet so schwer auf diesem, daß es thöricht wäre, auch noch eine Befürchtung in die Ferne zu richten, dagegen es schon uns befriedigen müßte, wenn wir der Nation einen Stab zu geben vermöchten, an dem sie sich einigermaßen aufrichten könnte in ihrem Elende, ein Mittel, wodurch sie im Stande wäre, den Druck in Etwas von sich abzuwälzen, unter dem sie seufzt, darum, weil diese Barbara immer wieder neue Lasten auf ihre ohnehin schon wunden Schultern wälzt, weil sie die einzige Denkende an der Stelle ist, wo Beschlüsse zum Wohle und Weh des Landes gefaßt werden, und ihre Klugheit mißbraucht. Also nicht Ehrgeiz verleitet mich zu dem Wunsche, daß Agraffia die Gemahlin des Thronfolgers werden möchte, sondern das Verlangen, meinem Vaterlande zu nützen. Das aber könnte gewiß noch vielfach geschehen; denn die Königin zählt erst kaum sechsundvierzig Jahr; sie kann mithin noch Manches zum Nachtheile des Landes unternehmen, wenn dem nicht ein Damm entgegengesetzt wird. Und, wer weiß, ob nicht Agraffia wirklich besser wird, als wir sie kennen, sobald ihr Ehrgeiz das höchste Ziel seines Verlangens erreicht hat, nach dem sie hinzukommen sich bemüht, wenn mich nicht Alles täuscht."

„Ich hoffe das gleichfalls," sagte die Gräfin,

„und vielleicht wendet sie ihr Herz uns mehr zu, als es gegenwärtig geschieht, wenn sie nicht mehr bei uns im Hause ist, nicht mehr täglich so viele Beweise unserer Liebe empfängt. Ach, änderte sie sich in diesem Punkte, so könnte sie um Vieles unser häusliches Glück vergrößern.“

„Nun, ich will ihr gleich nach Tische eröffnen, wie ihr die Königin die Hand reichen will, damit sie bequem die erste Stufe ersteigen kann, welche sie zum Gipfel eines Glückes führt, das ihr gewiß am wünschenswerthesten erscheint. Wir werden dabei Gelegenheit finden, das, was sie denkt, zu errathen. Jetzt aber empfinde ich auf eine arge Weise Hunger, laß also auftragen.“

Nach diesen Worten führte er die Damen in das Speisezimmer, und ließ auch seine Töchter dahin rufen. Gleich nach Tische aber erfuhr Agraffia, welche Ehre ihr die Königin zugedacht hatte.

Was Agraffia dachte, hoffte oder auch glaubte, spiegelte sich während dieser Mittheilung in ihren Zügen, und man las es sogar aus der Haltung ihres Körpers; denn sie stellte in Gedanken sich als Königin vor, und diese beschäftigten sich mit den Plänen, wie sie dann handeln wolle, wenn sie erst wirklich die Krone von Polen auf ihrem Haupte fühle. Aber es kam kein Wort dabei über ihre Lippen; vielmehr schien sie abzuwarten, wie ihre

Eltern sich über die ihr von der Königin zugedachte Ehre äußern möchten, ob sie den Antrag derselben genehmigten.

Erst, als sie sich davon überzeugt hielt, zeigte sie darüber die höchste Freude, und sie gab, davon bewegt, ihre Einwilligung in den ihr zugekommenen Antrag der Königin, indem sie jedoch hinzusetzte, daß sie jedenfalls die Zeit, welche sie nicht derselben zu widmen brauche, größtentheils bei den Ihrigen verleben, und dadurch Abwechselung in deren häuslichen Kreis bringen werde.

Man wußte nun wohl zwar, daß auf ihr Versprechen nicht besonders viel zu rechnen war, indessen thaten doch Alle so, als ob sie ihr Glauben schenkten, und der Graf nahm sich vor, noch desselben Tages bei der Königin die Erlaubniß nachzusuchen, daß er am folgenden ihr Agraffia zuführen dürfe, welche die Absicht habe, ihm für den Beweis von Gnade zu danken, welchen sie empfangen habe.

Es kam nun Alles so, wie diese sich es wünschte, und sie bezog schon nach kurzer Zeit ihre Gemächer im königlichen Schlosse, wovon das eine an Wanda's Zimmer grenzte, was sie freilich nicht wußte, wie sie überhaupt diese nicht kannte und nicht ahnte, daß man aus jenem in ihr Wohnzimmer kommen, ja, daß man dieses ganz gut übersehen konnte, und zwar durch einen in der Wand angebrachten Eingang,

den kein Mensch zu entdecken vermochte, der nicht mit dem Geheimnisse bekannt war, wie vermittelst einer kleinen Oeffnung, die nur gerade groß genug war, daß ein Auge hineinpaßte, und in Agraffia's Zimmer nicht entdeckt werden konnte, weil sie mit besonderer Kunst angebracht worden, und überhaupt verschlossen wurde, wenn man sie nicht benutzen wollte. Hätte sie ahnen können, daß Wanda sich im Besitze von Schüsseln befand, die jedes Schloß der in ihren Gemächern befindlichen Möbeln öffnete, mithin bequem ihren Schreibtisch, ihre Kommoden u. s. w., während ihrer Abwesenheit untersuchen, und sich in Kenntniß von dem, was sie hier verwahrt hielt, setzen konnte; hätte sie ahnen können, daß man aus Wanda's Zimmer in das Ankleidegemach der Königin zu gelangen vermochte, so wäre sie in allen Stücken vorsichtig zu Werke gegangen, oder hätte Alles aufgeboten, um ein anderes Zimmer zu erhalten, was ihr freilich nicht gelungen wäre, da die Königin aus Eifersucht gegen ihren Gemahl früher alle diese Einrichtungen hatte anbringen lassen, und auch jetzt noch nicht ganz davon befreit, immer der Jüngsten und Schönsten von ihren Hoffräulein das Zimmer anweisen ließ, welches nun Agraffia bewohnen sollte, damit sie — die Königin — Alles erfahren konnte, was hier vorging, und zwar nur sie, da in der Regel das Zimmer,

welches man nun Wanda angewiesen hatte, sonst nur von der Königin war benutzt worden.

Doch von allem diesen konnte Agraffia keine Ahnung haben, sonst würde sie anders zu Werke gegangen sein, als es geschah, eben, weil sie nicht wußte, daß Andere ihr Wohnzimmer übersehen, jedes Wort, das darin gesprochen wurde, verstehen, alle Schlösser an ihren Möbeln öffnen, und mithin in allen Stücken sie zu belauschen vermochten. Vielmehr fühlte sie sich recht behaglich in ihrer neuen und äußerst geschmackvoll eingerichteten Wohnung, und schmiedete hier Pläne für ihre Zukunft.

Sobald Agraffia ihre Stelle als Hoffräulein angetreten hatte, suchte Wanda sich ihr zu nähern, und bemühte sich, beliebt bei ihr zu werden. Wenigstens erreichte sie in soweit ihren Zweck, daß Agraffia jede Gelegenheit benutzte, wo sie mit ihr sprechen konnte, weil sie glaubte, sie werde durch Wanda so Manches erfahren, was sie zu wissen wünschte. Doch, so viele Klugheit auch Agraffia besaß, so reichte sie doch nicht aus, um diese Schlaue zu durchschauen. Vielmehr errieth Wanda sie, und kam ihr auf halbem Wege entgegen, indem sie ihr aus eigenem Antriebe mittheilte, daß die sämmtliche Dienerschaft im Schlosse und auch noch Andere der Meinung wären, daß sie noch zu hohen Ehren gelangen würde; ferner, daß die Königin

ihr besonders gewogen sei, und endlich, daß diese sich mit einer wichtigen Angelegenheit in Gedanken zu beschäftigen scheine, jedoch dabei sehr geheimnißvoll zu Werke gehe.

Eines Tages erzählte sie Agraffia, daß die Königin geäußert habe, wie sie niemals einem von ihren Kindern bei der Wahl eines Gatten, oder einer Gemahlin Zwang auflegen werde, indem man auch gegen sie so verfahren, und daß es nur eine Fügung von Gott gewesen sei, daß der Mann ihrer ersten Liebe eine Krone getragen habe. Agraffia mußte nach dem, was sie vernahm, also schließen, daß Wanda besonders die Gunst der Königin besitze, und hörte es durch diese selbst bestätigen, indem sie hinzusetzte, daß Wanda von guter Familie stamme, und nur die Stelle einer Kammerfrau bei ihr bekleide, weil sie ganz in ihrer Nähe zu verweilen und am liebsten öfter um ihre Person zu sein wünsche.

Agraffia besuchte, so oft es nur anging, das Haus ihrer Eltern, weil ihr Vater ihr angedroht hatte, daß er sie jedenfalls von der Königin zurückfordern würde, sobald sie ihre kindlichen Pflichten vernachlässige. Bei solcher Gelegenheit erzählte sie auch von Wanda, und lobte ihr freundliches Wesen, ohne daß der Graf eine Ahnung dabei empfand, von wem die Rede war; auch nahm er begreiflich kein Inter=

esse daran, ob eine Kammerfrau der Königin alle die Vorzüge auch in der That besaß, welche seine Tochter ihr beilegte, während er gewiß einen Todesschrecken empfunden hätte, wenn er gewußt, daß diese belobte Wanda mit Fatimen, die ihn aus der Gefangenschaft befreit, ein und dieselbe sei.

Bei Hofe glaubten nun schon die Meisten, daß der Thronfolger Agraffia zu seiner Gemahlin erheben würde, und daß seine Mutter diesen Schritt billigte; denn er legte sich in seinem Benehmen gegen Agraffia keinen Zwang auf, indem dieses deutlich zeigte, daß er sie leidenschaftlich liebte, und die Königin begegnete ihr fortwährend mit gewinnender Freundlichkeit.

Agraffia dagegen benahm sich bei dieser Gelegenheit mit der ihr eigenthümlichen Klugheit. Sie begünstigte die Huldigungen des Thronfolgers nicht auffallend; aber sie wies dieselben auch nicht zurück, und weil man einem so jungen Mädchen nicht zutraute, daß sie planmäßig zu handeln im Stande sei, so glaubte man einstimmig, daß sie nach einer Vorschrift ihres Vaters verfahre, und auf seinen Befehl.

Auch die Königin hatte diese Meinung, und irrte dabei eben so, wie alle Uebrigen; denn Agraffia's eigener Verstand gab ihr die Mittel an, durch deren Benutzung sie um so sicherer ihren Zweck zu er-

reichen hoffte, die sie aber darum anwenden konnte, weil sie den Thronfolger nicht liebte, mithin nicht zu befürchten brauchte, daß ihr Herz sie zu einer Unbesonnenheit verleiten würde. Aus demselben Grunde stand es aber auch in ihrer Macht, daß sie sich fortgesetzt gegen ihn, wie auch gegen die Königin, gleichmäßig benehmen konnte, und zwar im höchsten Grade liebenswürdig.

Aber eben deshalb, weil die Königin vollkommen der Meinung war — worin sie Wanda's Einflüsterungen täglich mehr bestärkten — daß der Reichsrath Ignatowski das Benehmen seiner Tochter leitete, und ihr Alles vorschriebe, was diese that, oder sagte, wurzelte in Barbara's Innern der Entschluß täglich fester, sobald nur erst der rechte Zeitpunkt dazu eingetreten sei, plötzlich Beider Pläne zu durchkreuzen; denn, daß es dann, wenn sie es darauf anlege, in ihrer Macht stehe, den Thronfolger dahin zu bewegen, daß er ihrem Willen Folge leiste, und der Komödie ein Ende mache, welche er jetzt zu ihrer Ergötzlichkeit dem ganzen Hof vorspielte, daran zweifelte sie keinen Augenblick. Auch war in der That kein Grund vorhanden, um dessentwillen sie es brauchte; denn sie hatte unzählige Male bei ihm die Erfahrung gemacht, daß sie eine unbeschränkte Gewalt über seinen Willen besaß, sobald sie im Ernste davon Gebrauch machen wollte.

Aber es lag noch ein besonderer Plan im Hintergrunde ihres Herzens verborgen, durch dessen Ausführung sie dem Stolze des Grafen Ignatowski einen harten Schlag versetzen konnte, und das war ihre Absicht; einen Schlag, der ihn aus ihrer Nähe fortschleudern mußte, und wenn ihr die Ausführung desselben vollständig gelang, so wurde es ihm dadurch unmöglich gemacht, jemals nach Krakau zurückzukehren.

Hätte Agraffia den Thronfolger geliebt, oder hätte sie, hingerissen durch Temperament, ohne Ueberlegung gehandelt, so wäre der Königin ganz sicher die Ausführung ihres böswilligen Planes gelungen; aber Agraffia verfuhr bei der Sache mit einer Schlauheit, die einem Diplomaten Ehre gebracht hätte. Es kam daher ganz anders, als die Königin gehofft, und später erst nach ihrem Verlangen.

Damals schon, als der Reichskanzler Radziejowski bei Gelegenheit, indem Agraffia zum ersten Male zum Tische des Herrn ging, sie gesehen, machte ihr Anblick einen tiefen Eindruck auf sein Herz, und in der Folge entstand der Entschluß bei ihm, sich mit ihr zu vermählen; denn er liebte sie nun täglich mehr, und theilte nicht die Meinung der meisten Höflinge, daß die Königin ihre Zustimmung zu der Vermählung des Thronfolgers mit

Agraffia ertheilen werde. Ueberhaupt aber war er nicht der Mann, welcher sich durch Hindernisse, die etwa irgend einem Vorhaben in den Weg traten, das er auszuführen beabsichtigte, schrecken ließ. Darum also entschloß er sich schnell dazu, Agraffia seine Hand anzubieten, und bediente sich dabei keiner Mittelsperson.

Eben so wenig zog er es vor, an sie zu schreiben, sondern er begab sich an einem Vormittage in Agraffia's Vorzimmer.

Kurz vor ihm war Besuch bei dieser, und Wanda, welche zu erfahren wünschte, was bei dieser Gelegenheit gesprochen wurde, befand sich eben auf ihrem Posten, den sie überhaupt selten zu verlassen pflegte. Sie erstaunte aber nicht wenig, als sie vernahm, wen die Kammerfrau des Hoffräuleins Ignatowski dieser anmeldete, und noch mehr, als sie die Ursache erfuhr, welche diesen Mann, der in ganz Polen im höchsten Ansehen stand, ihn, von dem man längst angenommen hatte, daß er sich niemals vermählen würde, zu Agraffia führte, weshalb Wanda begreiflich ihre ganze Aufmerksamkeit anstrengte, um kein Wort von Agraffia's Erwiederung zu verlieren, weil es ihr äußerst wichtig zu sein dünkte, wie diese ausfiel.

Agraffia vernahm den Antrag des Reichskanzlers mit geheimem Entzücken, jedoch anscheinend voll=

kommen ruhig, und antwortete ihm endlich darauf mit einer Liebenswürdigkeit, die natürlich zu sein schien, und womit sie jedes Herz zu erobern verstand, wenn sie es darauf anlegte: „Ich fühle mit der ihr gebührenden Anerkennung tief die Ehre, welche Ihr mir durch Euren Antrag erzeigt habt, aber auch, wie ich diese Auszeichnung vor den übrigen jungen Damen des Hofes nicht verdiene. Ich würde daher keinen Augenblick — des erst angeführten Grundes wegen zaudern, Euch meinen Entschluß darauf mitzutheilen, wenn ich mich eben des zweiten Grundes wegen mich nicht beschämt fühlte. Ich muß Euch daher noch Zeit lassen, damit Ihr noch besser überlegen könnt, was Ihr thun wollt."

„Ich habe das bereits gethan, bevor ich mich hierher begab," unterbrach sie der Reichskanzler schnell, „und zwar darum, weil Ihr im Nachtheil bliebet, wenn Ihr mir Eure Hand reichtet, da ich nicht mehr Einer der Jüngsten bin. Allein meine Liebe zu Euch machte mich selbstsüchtig, und von diesem Fehler belastet, wiederhole ich Euch meinen Antrag; wenn es Euch also möglich ist — so nehmt ihn an."

„Wollte ich es unbedingt, so würde ich mein Gewissen mit einer Sünde belasten," antwortete Agraffia, und senkte dabei den Blick zu Boden; „denn als eines Tags meine Mutter sehr schwer er-

krankt war, und ihr Arzt in meiner Gegenwart erklärte, daß alle ihre Leiden daher rührten, daß sie sich zu früh vermählt habe, gelobte ich mir im Stillen an, daß ich vor meinem zurückgelegten neunzehnten Jahre keine eheliche Verbindung schließen, noch irgend einem Manne Hoffnung auf meine Hand geben wolle. Ich rief dabei Gott zum Zeugen meines Gelöbnisses, und wiederholte dieses später bei meiner ersten Communion, weil ich meinen künftigen Gemahl davor sicher stellen wollte, daß es mir nicht unmöglich werde, meine Pflichten als Gattin gegen ihn zu erfüllen. Dieses Gelöbniß leisteten wir Schwestern auch unserer theuern Mutter eines Tages, als sie mit Thränen davon sprach, daß sie nicht im Stande sei, ihren Gemahl ganz so zu beglücken, wie sie es möchte, und dabei uns aufforderte, doch ja nicht ihrem Beispiele zu folgen, sondern an ihre Leiden zu denken, wenn wir außerdem auf den Gedanken kommen sollten, uns frühzeitig zu verheirathen. Indessen wünschte sie nicht, daß unser Vater von dem ihr geleisteten Versprechen etwas erfahre, und ich muß darum auch Euch ersuchen, Herr Reichskanzler, darüber gegen ihn zu schweigen."

„Ich danke Euch für das Vertrauen, womit Ihr mich zum Mitwisser Eures Geheimnisses gemacht habt," erwiederte der Reichskanzler, „und

werde es zu schätzen wissen; auch mich mit Geduld in Euren Beschluß zu fügen suchen. Nur gestattet es, daß ich mich unterstehen darf, eine Bitte gegen Euch auszusprechen, die Ihr leicht erfüllen könnt."

„Redet, Herr Reichskanzler," versetzte Agraffia, „und seid versichert, daß ich sie nicht eigensinnig zurückweisen werde, sobald es mir anders möglich sein wird, sie zu erfüllen."

„Bis zu Eurem zurückgelegten neunzehnten Jahre," sagte nun der Reichskanzler vertrauungsvoll, „werdet Ihr Euch noch mehr als einmal in dem Falle befinden, daß Ihr Jemandem eine Antwort ertheilen könnt, wie ich sie eben von Euch empfangen habe. Nun — dann begünstigt Keinen, der Euch um einen frühern Bescheid drängt, mehr als mich."

„Ich gebe Euch darauf mein Wort," versicherte Agraffia, und reichte dem Reichskanzler die Hand, indem sie einen Blick dabei auf ihn richtete, der ihm mehr als zur Hälfte die Erfüllung seiner Wünsche verhieß. Allein so, als ob sie diese Uebereilung bereue, sah sie, Verlegenheit erkünstelnd, nach einer Wanduhr, und rief dabei schnell aus: „Ich vermag nicht länger die Ehre Eurer Gegenwart zu genießen, Herr Reichskanzler; denn die Zeit, wo ich bei der Königin erscheinen muß, ist schon eingetreten; daher verzeiht —"

Sie stand eilfertig auf, und der Reichskanzler mußte sich entfernen; das aber that er mit der durch Agraffia's Benehmen erlangten Gewißheit, daß sie die Absicht habe, sich mit ihm, nach ihrem zurückgelegten neunzehnten Jahre, zu vermählen, woran sie in sofern gut gethan hätte, weil der Reichskanzler einen vorzüglich edeln Charakter besaß, noch ein schöner, wenn gleich nicht mehr junger Mann, und außerordentlich reich war. Allein Agraffia dachte anders; in ihren Augen war er beinahe schon ein Greis, und es kam ihr lächerlich vor, daß er sich um ihre Hand bewarb.

Sobald sich der Reichskanzler entfernt, und auch schon das Vorzimmer verlassen hatte, brach Agraffia in ein lautes Lachen aus, wobei sie ausrief: „Verrechnet Ew. Gnaden! Verrechnet! Das heißt — wenn kein böser Dämon mir die schöne Aussicht trübt, künftig Königin von Polen zu werden. Aber freilich — wenn der Plan mir fehl schlüge — der Reichskanzler ist, nach den wenigen Fürsten des Landes, auf deren Hand ich mir ohnehin keine Rechnung machen kann, weil alle schon vermählt sind, der Erste nach dem Könige, und am Ende — wenn es anders nicht anginge, ließe ich mir den Tausch gefallen.“

Sie trat nun vor einen Wandspiegel, der von der Decke bis zum Fußboden ihres Gemaches reichte,

und in die Wand eingemauert war, betrachtete ihr Bild mit sichtlichem Vergnügen, nahm eine stolze Haltung an, und sagte mit eben solchem Tone: „Ich bin eigentlich von der Natur wie zur Königin geschaffen, und es wäre zum Verzweifeln, wenn mein Plan fehl schüge. Ich nähme mir das Leben! Doch nein, so thöricht wäre ich nicht! Lieber vermählte ich mich mit dem Reichskanzler, und beschäftigte meine Gedanken beständig damit, wie ich es der Königin vergelten könnte, daß sie meine schönsten Hoffnungen hätte scheitern machen; denn so wäre es doch — sie trüge die Schuld davon, wenn der Thronfolger sich zurückziehen sollte. Aber — wohin verirren sich meine Gedanken — der liebt mich leidenschaftlich, und steht in dem Wahne, daß ich in eben dem Grade sein Gefühl erwiedere. Nun — möge er ihn beglücken — doch — wie unvorsichtig — ich halte ein langes Selbstgespräch, und denke nicht daran, daß Jemand im Vorzimmer sein, und mich belauschen kann.“ Bei diesen Worten näherte sie sich der Thüre, öffnete sie, sah hinaus, und sagte zurückkehrend: „Meine Furcht war ungegründet. Doch — es wird Zeit sein, daß ich mich zur Königin begebe.“

Wanda hatte genug gehört, und konnte kaum die Zeit bis zum Abende erwarten, wo sie die Königin allein zu sprechen vermochte, und ihr Alles

mittheilte, was dazu geeignet war, diese in Erstaunen zu setzen.

Wenige Tage nach dem erwähnten Vorfalle fand, des Geburtstages der Prinzessin Constanze wegen, große Mittagstafel bei Hofe statt, zu welcher alle die in Krakau anwesenden hohen Fremden gezogen wurden, und ein Ball sollte am Abende das Fest beschließen.

Als eine angenehme Unterbrechung desselben, hatte die Königin eine Lotterie einrichten lassen, wozu Jeder von den Anwesenden beim Eintritte in den Ballsaal ein Loos zog, und jedenfalls damit eine geschmackvolle, niedliche Sache gewann, wenn man nicht so glücklich war, einen Haupttreffer zu ziehen. Sonst ging es so ziemlich ehrlich dabei zu, nur bei einigen Fällen machte man eine Ausnahme. So wußte man z. B. der Prinzessin Constanze den kostbarsten Gegenstand in die Hände zu spielen, einen sehr schönen Schmuck von Rubinen, über den sie sich ungemein freute, und diesen Umstand als einen glücklichen Zufall betrachtete.

Alle bei diesem Feste Gegenwärtigen waren ungemein heiter, man scherzte und lachte; aber besonders gab die Lotterie dazu Veranlassung; denn es wurden von allen Seiten Verabredungen und Pläne,

wegen des zu erhoffenden Gewinnstes, getroffen, und auch der Thronfolger scherzte mit Agraffia in der Art. Er sagte nämlich zu ihr: „Wenn ich einen Gegenstand gewinnen sollte, der besser für eine Dame, wie für mich paßt, so sollt Ihr die Sache von mir zum Geschenke erhalten, aber Ihr müßt gleichfalls diese Verpflichtung eingehen.“ Sie gab ihm, dabei lachend, die Hand, als Bekräftigung ihres Versprechens, wie er es verlangt hatte.

Diese Verabredung ward in Gegenwart vieler Höflinge getroffen, welche sie den übrigen gleichfalls mittheilten, und alle waren nun neugierig, wie die Sache weiter werden möchte. Man theilte sich auch leise einander Vermuthungen zu, und wie man vorher behauptete, so kam es. Der Thronfolger gewann ein prachtvolles Armband von Smaragden, mit Perlen garnirt, Agraffia aber einen Siegelring, der für einen Mann, zu tragen, groß genug war, und eine Gemme enthielt. Beide Gegenstände wurden also — der vorher getroffenen Verabredung gemäß, gegenseitig ausgetauscht.

Nach diesem Vorfalle hielten sich vollends die Höflinge davon überzeugt, daß der Thronfolger Agraffia zu seiner Gemahlin wählen, und daß die Königin ihre Einwilligung dazu geben würde, entweder mit der Ueberzeugung, daß es so am besten sei, oder, indem sie der Klugheit ein Opfer brachte,

weil sie einsah, daß sie im Gegentheile mit ihren Vorstellungen nicht durchdringen möchte; denn sie selbst legte den Goldreif, mit Rubinen reich verziert, Agraffia um den Arm, versicherte, daß es keinen schönern gebe, als den ihres Hoffräuleins, welchen sie darauf mit Wohlgefallen betrachtete, und dabei fortfuhr: „Das Glück hat Dich heute recht begünstigt, meine liebe Tochter.“

Es war eine alte Sitte, daß die Königinnen ihre Hoffräulein Du nannten, und diese Bevorzugung gehörte mit zu den Gunstbezeigungen, von denen ihnen mehrere zu Theil wurden, weshalb sie darum von ihren Bekannten, wie mitunter auch von ihren Freundinnen oft genug beneidet wurden.

Man war daher daran gewöhnt, die Königin dieses Wort gebrauchen zu hören; allein trotz dem erweckte es die Aufmerksamkeit der Anwesenden durch den Nachsatz ihrer Rede, der gewiß nicht aufgefallen wäre, wenn sie jede andere Dame damit angesprochen hätte, nur nicht gerade Agraffia.

Aber es war auch augenscheinlich so, als ob die Königin wahrnehmen wollte, welchen Eindruck ihre Worte hervorbrachten; denn, indem sie scheinbar sich bemühte, den Schmuck zu befestigen, streifte ihr Blick, wie unwillkürlich, nach der Seite hin, und sie beobachtete damit die sie umstehenden Höflinge. Begreiflich entdeckte sie also, daß Einige von ihnen

einander bedeutsam ansahen, Andere sich gegenseitig zulächelten, und wieder Andere durch ihr Mienenspiel sich sagten: „Nun, wenn wir jetzt noch nicht verstehen, was die Königin mit diesem: ‚meine liebe Tochter!‘ uns bemerkbar machen wollte, so ist es unsere Absicht, im Zweifeln zu verweilen."

Die Königin schien erfreut darüber zu sein, daß man sie verstanden hatte, und fuhr zu Agraffia fort, deren Herz frohlockte, deren Eitelkeit und Eigenliebe triumphirte: „Ja, ja, recht sehr bist Du im Vortheile, dagegen ich nicht verstehe, was ich mit meinem Gewinn anfangen soll; denn ich weiß nicht, wie er benutzt wird. Ich kenne nicht die französischen Sitten und Gebräuche, weshalb ich es auch nicht begreife, wozu das kleine prachtvoll eingebundene Büchelchen hier —" sie nahm es bei diesen Worten einer Hofdame ab, die es ihr so lange nachgetragen hatte — „mir dienen soll, da es lauter leere Blätter vom feinsten Postpapier enthält, und die Aufschrift führt: „Gedenkebuch. Doch —" und sie kehrte sich bei diesen Worten dem französischen Gesandten zu, der nicht weit von ihr entfernt stand, indem sie fortfuhr: „Doch Ihr, Herr von Saint-Clair, werdet mir das Räthsel wohl lösen können; denn Frankreich ist ja Euer Vaterland, und Ihr seid erst vor Kurzem von dort zu

uns hergekommen. Also — geschwind, was hat dieses Gedenkebuch für eine Bestimmung?"

„In Paris befindet sich ein solches Gedenkebuch in der Hand jeder fein gebildeten Dame," antwortete Herr von Saint-Clair; „allein sie gehen damit sehr geheimnißvoll um."

„Nun, wozu dient es ihnen denn?" fragte die Königin, dem Scheine nach neugierig, indessen die übrigen Damen es in der That waren.

„In ein solches Buch, wie das ist, welches Ihre Majestät eben in der Hand hat," erwiederte Herr von Saint-Clair, „schreiben unsere vornehmen Damen — und vielleicht auch die Pariserinnen des zweiten Standes, was ich jedoch nicht ganz genau weiß, weshalb ich also nur von denen des Hofes spreche, am Abende vor Schlafengehen Alles, was ihnen den Tag über bei dieser oder jener Begebenheit, bei diesem oder jenen Vorfalle durch den Kopf gefahren ist. Sie legen sich darin Selbstgeständnisse ab, und notiren sich das Resultat von angestellten Betrachtungen. Sie sprechen Bemerkungen über Personen aus, mit welchen sie umgehen, oder welche für sie sonst ein Interesse haben — sprechen von ihren Anbetern —"

„Um des Himmelswillen, haltet ein!" unterbrach ihn die Königin lachend. „Ich habe schon hinlänglich genug gehört, um zu wissen, daß dieses Geden-

kebuch für mich völlig unbrauchbar ist. Ja, in früherer Zeit hätte ich es allenfalls benutzt; allein jetzt weiß ich doch in Wahrheit nicht, womit ich am Abende auch nur eine Seite dieses Gedenkebuches anfüllen sollte, die Unbequemlichkeit noch dazu gerechnet, daß ich an jedem schreiben müßte. Nein, in der That, Madame Lebrun, die mich mit Allem versorgt, was ich aus Paris beziehe, hätte klüger gethan, statt dieses Gedenkebuches einen andern Gegenstand zu wählen. Freilich — sie konnte nicht ahnen, daß es der Zufall in meine Hände spielen würde, in die einer Frau, die keine Anbeter mehr besitzt, mithin auch der Mühe überhoben ist, einen vorzugsweise vor dem andern zu begünstigen, und sich selbst dieses am Abende in diesem sogenannten Gedenkebuche zu gestehen."

Da die Königin noch immer eine für ihr Alter sehr schöne Frau war, so klang ihre Aeußerung wie ein Scherz, oder vielmehr, wie eine offenbare Unwahrheit. Das wußte sie wohl, und auch, daß man es so aufnehmen würde; aber dennoch schien es ihr angenehm zu sein, zu vernehmen, wie die ihr am nächsten Stehenden einander dieselbe Bemerkung zuflüsterten, welche Andere dagegen in ihren Gedanken aussprachen. Sie stellte sich jedoch so, als ob es nicht der Fall sei, und fuhr mit sehr heiterem Tone fort: „Nun, ich will wieder gut zu machen suchen,

was das Schicksal an Dir, mein armes Gedenkebüchelchen, verbrochen hat. Ich will Dich in solche Hände geben, wo Du offenbar besser aufgehoben bist, als in den meinigen.“

Bei diesen Worten überreichte sie das Gedenkebuch Agraffia, indem sie hinzusetzte: „Ich fürchte nur, daß Du es nicht lange wirst benutzen können; denn ein Blatt möchte wohl nicht hinreichend sein, wenn Du ihm an jedem Abende eine Wiederholung der Gedanken anvertrauen wolltest, welche den Tag über beim Anhören aller Liebesseufzer und aller zärtlichen Blicke, die an Dich gerichtet worden, durch Deinen Sinn gezogen sind. Aber — das wäre im Grunde gut; denn dann setztest Du um so eher die hiesige Buchbinderzunft in Thätigkeit. Ueberhaupt glaube ich, daß für diese nun eine segensreiche Zeit eintreten wird, und biete Jedem eine Wette an, daß sie nicht so viele Arbeiter wird auftreiben können, als dazu nöthig sind, um die Bestellungen unserer jungen Damen zu befriedigen, die nach solchen Gedenkebüchern verlangen werden.“

Es wurde noch viel über diesen Gegenstand gescherzt — denn er bot Stoff genug dazu dar — bis die Ballmusik wieder begann, auf welche sich jetzt die allgemeine Aufmerksamkeit richtete.

Agraffia hatte der Königin zwar nur mit wenigen, aber mit gewählten Worten für das Gedenke-

buch gedankt, worauf der Thronfolger ihr leise zuflüsterte: „Ach, wer so glücklich wäre, daß sein Name zuerst in dieses Gedenkebuch käme.“

Sie antwortete nur durch ein Lächeln, jedoch war dieses vielsagend, und beruhigte ihn vollkommen.

Die Königin eröffnete den Ball mit dem französischen Gesandten, Herrn von Saint-Clair, und zum Erstaunen aller Höflinge wählte der Thronfolger nicht etwa, wie man darauf gerechnet hatte, eine von den älteren fremden gegenwärtigen Damen, sondern überließ das dem Reichskanzler Radziejowski, welcher dem Könige nachfolgte, der die Vornehmste von ihnen in die Reihen der Tanzenden führte, ging auf Agraffia zu, und führte diese dicht hinter den König.

Die höchsten Herrschaften hatten, nach der bei jedem Hofe eingeführten Sitte, Diejenigen, mit welchen sie zu tanzen wünschten, durch einen Kammerherrn auffordern lassen, und auch der Thronfolger pflegte sonst diesen Gebrauch zu beobachten. Um so mehr also fiel es auf, daß er selbst Agraffia aufforderte, mit ihm zu tanzen. Die Gewißheit ihres Sieges über sein Herz aber machte sie so glückselig, mithin auch so liebenswürdig und so heiter gestimmt, so schön aussehend, daß man sich eingestehen mußte, der Thronfolger könnte sich wenigstens keine reizvollere Gemahlin wählen, als

Agraffia Ignatowski es war, die man allgemein schon für die künftige des Thronerben hielt, weshalb man ihren Eltern mit Feinheit in verschleierten Andeutungen dazu Glück wünschte, ehrlich gemeint, oder auch im Gegentheile, dann aber wenigstens den guten Schein behauptend. Allein beide Eltern beobachteten eben so den, es nicht zu verstehen, und wo man zu deutlich sprach, nahm ihr Vater den Scherz, wie er sich ausdrückte, mit strengem Ernste auf, obgleich er insgeheim dasselbe dachte, wie die übrigen Höflinge, jedoch nur darüber sprach, als er nach dem Balle mit den Seinigen in seine Wohnung zurückgekehrt war, und Agraffia, wie ihre Schwester, sich schon in ihre Gemächer zurückgezogen hatten, daher nur noch seine Gemahlin und deren Freundin Pelagia Chemineffski ein Weilchen bei ihm aufblieben.

Als sie nur eben zur Polonaise angetreten waren, flüsterte der Thronfolger seiner Dame leise zu: „Was für Gedanken werdet Ihr doch zuerst dem Gedenkebuch anvertrauen?“

„Ich werde schreiben,“ erwiederte Agraffia mit angenommenem, aber komisch klingendem Ernste: „es war recht abscheulich von Sr. Hoheit, dem Prinzen Wladislaw, daß er nicht eine andere Dame,

eine von höherem Range und Alter, zur ersten Polonaise hat auffordern lassen, sondern mich dem Neide der übrigen Tänzerinnen preis gab, die eher auf eine solche Ehre Anspruch machen konnten, als ich; daß ich mich aber schon an ihm rächen würde."

„Nein, das werdet Ihr nicht," erwiederte der Thronfolger; „denn bedenkt selbst, wie sehr hart wäre es für mich gewesen, wenn ich einer Chimäre wegen, oder Rücksichten halber, die ich nun einmal nicht respektire, dem Glücke hätte entsagen müssen, mit der Schönsten von allen hier anwesenden Schönen zu tanzen, bevor ein Anderer mir zuvorkommen konnte."

„Ich bedauere Euch Eures verdorbenen Geschmackes wegen," sagte Agraffia; „seht doch nur dort Elisabeth Cawaleski an; kleidet sie die blaßgrüne Farbe ihres Gewandes nicht reizvoll? Und ist sie es nicht überhaupt?"

„Allerdings," erwiederte der Thronfolger, „nur muß sie sich davor in Acht nehmen, in Eure Nähe zu kommen, wenn sie ihre Reize geltend machen will. Nein, nein, Euch gebührt die Krone der Schönheit, Euch —" er flüsterte ihr darauf ganz leise zu: „Euch jede andere."

Der Thronfolger mochte nach diesen Worten fühlen, daß er zu weit gegangen war, und Agraffia durch seine Anspielung in Verlegenheit gesetzt

hatte; er brach deshalb schnell ab, und sie, sich eben so fassend, richtete eine Frage an ihn, die ihrem Gespräche eine andere Wendung gab. Aber der Thronfolger ließ sie, während des ganzen Balles, nicht aus den Augen; benutzte jede Gelegenheit, um sich mit ihr zu unterhalten, und durch starke Getränke dazu angeregt, beschloß er, sie in jedem Falle noch desselben Abends allein zu sprechen, um wenigstens einen Kuß von ihren würzig-schönen Lippen zu erobern.

Freilich, wenn das Resultat seines Vorhabens nicht nach seinem Wunsche ausfiele, überlegte er, so wäre das eine üble Sache; indessen, er nahm es damit nicht so genau; denn wenn es wirklich so kam, wie er befürchten konnte, so stand es immer in seiner Macht, das wieder gut zu machen, was er nun aus dem rechten Gleise schieben wollte, und wovon er darum nicht abging, weil er, in halbem Wein- und ganzem Sinnenrausch, keines vernünftigen Nachdenkens mehr fähig war, vielmehr einer Eingebung folgte, die ihn weit von dem rechten Wege entfernte.

Agraffia's Vorzimmer war eigentlich nur eine Art Niesche, in der auch, außer einem Tische und einigen Stühlen, noch seitwärts ein eleganter Schrank stand, weil ihre Garderobe nicht geräumig genug war, ihn zu beherbergen, in dem sie nur

ihre Staatsanzüge aufbewahrte, wie auch gleichfalls andere Gegenstände, die sie selten zu ihrem Anzuge benutzte. Wenige Schritte aber nur von dem Eingange, der in ihr Vorzimmer führte, entfernt, in dem Corridor, durch den man dahin gelangte, stand eine Gruppe von Personen, die der Vorwelt angehörten und aus Marmor gebildet waren, wie man überhaupt verschiedene dergleichen in den Gängen des königlichen Schlosses fand. Der Thronfolger schützte also noch vor dem Ende des Balles gegen Agraffia vor, daß ihn ein Auftrag des Königs von diesem entferne, gegen seine Mutter, daß heftige Kopfschmerzen ihn dazu veranlaßten, und verließ den Saal, um sich hinter der Marmorgruppe, vor Agraffia's Vorzimmer, zu verbergen.

Er hatte schon einmal diesen Versteck benutzt, um Agraffia noch zu sehen, bevor sie sich in ihr Gemach begab, und damals folgte ihr, wie immer, ihre Kammerfrau, aus ihrer Stube kommend, nach und vergaß, die Thüre ihres Vorzimmers hinter sich zuzuziehen. Er konnte sich also in dieses verfügen, und warf damals wenigstens einen Blick hinein, der ihn den Kleiderschrank wahrnehmen ließ; denn in dieser Niesche brannte eine Lampe.

Dieses Umstandes aber erinnerte er sich nun in seinem Verstecke, und wollte ihn benutzen, sich in Agraffia's Vorzimmer zu schleichen, hinter dem

Schranke sich verbergen, sobald die Kammerfrau sich entfernt habe, die Geliebte durch seine Gegenwart überraschen, die Macht seiner Liebe zu seiner Entschuldigung vorschützen, und zu ihren Füßen sich Vergebung für diesen Schritt erflehen.

Agraffia kam endlich, wie er es erwarten konnte, vom Balle; ihre Kammerfrau folgte ihr, wie gewöhnlich, nach; denn Agraffia ging an deren Zimmer vorüber, und entließ hier in der Regel den Diener, der ihr bis dahin folgen mußte, weil nun Bona dessen Stelle vertreten konnte; aber jetzt trat der Uebelstand ein, daß diese die Thüre hinter sich zuzog, weshalb dem Thronfolger nur die Wahl übrig blieb, ob er sein Vorhaben aufgeben, oder den Versuch wagen wollte, ohne gehört zu werden, in das Vorzimmer der Geliebten zu gelangen, und er entschloß sich zu dem Letztern.

Er kam glücklich an eine Stelle, wo ihm ein Vorsprung der Mauer einen Versteck zusicherte; allein er überzeugte sich hier bald, daß Agraffia sich in sehr übler Laune befand; denn sie schalt beinahe fortwährend ihre Kammerfrau, und schickte diese auch ärgerlich fort, als sie nur erst entkleidet war. Indessen der Thronfolger spiegelte sich vor, daß sie seine Entfernung vom Balle so verdrüßlich gestimmt habe, und darum entschuldigte er gerne für diesen Augenblick ihre Heftigkeit.

Die Thüre, welche in Agraffia's Zimmer führte, war, bei Bona's eiliger Entfernung daraus, halb offen geblieben, und der Thronfolger konnte nun aus der Ferne wahrnehmen, daß sich Agraffia am Kamine in einen Sessel niederließ, die Füße auf einem Kissen von dunkelrothem Sammet ruhen ließ, und auf der Spitze des einen ihren Pantoffel von Rosa-Atlas schaukelte, welches Spiel sie lange fortsetzte, ohne daran zu denken, noch darauf Acht zu haben, daß die Wachskerze, welche in einem Leuchter von Silber neben ihr auf einem Tischchen stand, bereits tief abgebrannt war; denn der Thronfolger wollte nicht eher den Lauf ihrer Gedanken unterbrechen, bis er darauf rechnen konnte, daß die Königin schon bereits zu Bette gegangen und auch entschlafen sei.

Endlich schob sie das Fußkissen zurück, und es schien, als ob sie sich erheben wollte. Der Thronfolger durfte daher nicht länger zaudern, weil sie sonst die Thüre verschließen konnte, wie es jeden Abend geschah, bevor sie sich in ihr Schlafgemach verfügte. Er näherte sich also dem Eingange in ihr Zimmer, und nannte leise, doch so, daß sie es hören konnte, ihren Namen. Im nächsten Augenblicke aber, als sie noch ängstlich aufhorchte, lag er auch schon zu ihren Füßen.

Sie sank, völlig sprachlos vor Schrecken gewor-

den, zurück in ihren Sessel, und ließ ihn lange allein sprechen; denn als sie es wieder im Stande war, überlegte sie erst in ihren Gedanken, welchen Nutzen sie aus diesem Vorfalle ziehen könnte, und ob einen überhaupt. Allein es dauerte nicht lange; dann hatte sie einen Entschluß gefaßt. Sie sah daher, nach ihrem Vorhaben, den Thronfolger sehr ernst an, stand dabei auf, und sagte mit eben solchem Tone: „Ich begreife Ew. Hoheit Hiersein nicht in dieser späten Abendzeit, und bitte es mir zu erklären.“

Es erfolgten nun von Seiten des Prinzen Betheuerungen seiner Liebe, Bitten und Beschwörungen, ihm seiner Kühnheit wegen nicht zu zürnen, und dabei umfaßte er ihre Knie.

Agraffia hörte ihm mit mehr Ruhe zu, als er bei ihr zu finden gehofft hatte, aber sie sagte endlich mit sehr ernstem Tone: „Habe ich Ew. Hoheit durch mein Betragen berechtigt, mich in so hohem Grade zu beleidigen, wie Ihr es thatet, indem Ihr zu so ungewöhnlicher Zeit in mein Gemach drangt? In Wahrheit, ich glaubte keinen Grund zu haben, dergleichen von Euch zu befürchten.“

„Nein, nein!“ rief der Prinz, jedoch mit gedämpftem Tone aus, „nur meine grenzenlose Liebe zu Euch hat mich dazu verleitet. Darum vergebt —“

„Augenblicklich, sobald Ihr Euch eben so von

hier entfernt," unterbrach ihn Agraffia; „sobald ich aber auch nur noch eine Minute vergebens darauf dringen muß, so —"

„Wie — Ihr liebt mich also nicht, wie der Blick Eures schönen Auges es mir doch verhieß, wenn das meinige Euch darum bat?" fiel ihr der Thronfolger gleichfalls in die Rede.

„Diese Frage werde ich Euch — wenn Ihr es verlangt, zu einer andern Zeit beantworten, und dann — ja dann vielleicht Euch damit zufrieden stellen; allein, jetzt müßt Ihr Euch von hier entfernen."

Durch die Hoffnung ermuthigt, welche für ihn aus Agraffia's Worten leuchtete, wagte es der Thronfolger, sie zu umarmen, und wollte einen Kuß auf ihren Mund drücken; aber sie entwand sich ihm, und sagte mit einem Tone, in dem eben so viel Aerger, als weibliche Würde lag: „Ich befehle Ew. Hoheit, mein Gemach zu verlassen, und geschieht es nicht, so rufe ich laut nach Hülfe. Die Zimmer der Königin sind in der Nähe — nur eins, das ihrer Kammerfrau — trennt sie von diesem hier, man wird mich also hören, und ich werde Schutz gegen Euch finden. Aber bedenkt das Aufsehen, welches solcher Fall erregen würde, und setzt mich dem Gerede der Menschen nicht aus. Ueberlegt vielmehr, daß ich unwiederbringlich für Euch verlo-

ren bin, sobald irgend ein Mensch erfährt, was eben hier vorgeht."

„Gut," sagte der Thronfolger, und ließ von ihr ab, „ich werde mich dem, was Ihr von mir begehrt, fügen, Euch verlassen. Aber zuvor gebt mir freiwillig nur einen einzigen Kuß."

„Nur mein Verlobter darf darauf Anspruch machen," erwiederte Agraffia mit beibehaltener Würde, jedoch nicht mehr mit so viel Unwillen, als vorher, „und mein Verlobter seid Ihr noch nicht."

„Bei meinem Namensheiligen, ich will es werden," rief der Prinz nun leidenschaftlich aus, „und bald; denn ich brenne vor Verlangen, Euch mein zu nennen, und spreche darum schon morgen mit der Königin über diesen Punkt."

„Dazu will ich Euch weder zu- noch abrathen," sagte Agraffia mit einem weit sanfteren Tone, als sie vorhin gebrauchte; „vielmehr muß das, was Ihr thun wollt, ganz Ew. Hoheit überlassen bleiben. Aber," setzte sie hinzu, „bedenkt zuvor gut das Wagniß. Ich kann der Königin unmöglich eine erwünschte Schwiegertochter sein. Ihr werdet also ihre Gunst aufs Spiel setzen, und mich dadurch noch nicht einmal Euch sichern."

„O, gewiß werde ich das!" betheuerte der Thronfolger, „verlaßt Euch darauf, und dann — ach welche Glückseligkeit! Ich möchte vor Freude

wahnsinnig werden, wenn ich mir die Gewißheit, Euch mein zu nennen, recht deutlich in Gedanken ausmale."

„Darum thut das ja nicht," erwiederte ihm Agraffia im Tone des Scherzes, ward jedoch im nächsten Augenblicke darauf wieder sehr ernst, als der Thronfolger Miene machte, sie abermals zu umarmen, und wiederholte dringend ihre Aufforderung, daß er sich entferne, womit sie endlich, nachdem er noch lange genug gezögert, und verschiedene Male ihr die Hand geküßt hatte, ihren Zweck erreichte.

Agraffia begleitete ihn bis zu der Thüre, die aus ihrem Vorzimmer in den Corridor führte, verschloß diese hinter ihm, so wie sie es jeden Abend that, weil ihre Kammerfrau gleichfalls einen Schlüssel hatte, und nachdem sie wieder in ihr Gemach zurückgekehrt war, sagte sie mit triumphirendem Tone: „Gottlob, ich habe gesiegt! Die Krone von Polen ist mir gewiß, weil ich klug genug war, mich zu benehmen, wie ich es für gut hielt, was mir nicht schwer fiel, da ich ihn nicht liebe. Doch nun, liebes Gedenkebuch, empfange Deine Weihe. Du sollst mir ein werther Freund sein; denn Du hast wenigstens die vorzügliche Eigenschaft, daß Du verschwiegen bist, und das ist nicht bald einem andern nachzurühmen."

Nach diesen Worten setzte sich Agraffia an ihren

Schreibtisch, und schrieb beinahe dieselben Worte ihres Selbstgespräches, so wie auch Bemerkungen über die Königin, die nicht zu deren Vortheil gereichten, und ähnliche über den Thronfolger, in das Gedenkebuch. Darauf schloß sie dieses in den Schreibtisch ein, und verfügte sich in ihr Schlafgemach.

Wanda war noch auf, als Agraffia vom Balle zurückkehrte; denn sie hatte die Königin zu entkleiden. Sie vernahm daher erst, daß Agraffia ärgerlich und heftig ihre Kammerfrau schalt. Aus diesem Grunde stellte sich Wanda auf die Lauer, und erfuhr so, was in Agraffia's Gemach vorging. Auch die Königin, der sie schnell mitzutheilen ging, was geschehen, hörte gleichfalls darauf, was ihr Sohn und Agraffia sprachen, und sagte leise zu Wanda, als Jene sich schon in ihr Schlafgemach begeben hatte: „Sie dünkt sich klug; aber sie soll erfahren, daß wir sie dabei überflügeln. Doch — vor Allem wird es nothwendig sein, daß wir uns davon überzeugen, was von ihrer Hand in dem Gedenkebuch geschrieben steht; denn das soll zur Waffe für uns werden, mit der wir sie vernichten, sobald mein Sohn den Kampf um sie mit mir wird begonnen haben, und ich kann es als ein Glück betrachten, daß mir der Einfall mit dem Gedenkebuch gekommen ist. Doch — wann eignen wir es uns zu?“

„Morgen, wenn Agraffia Euch zur Messe be-

gleitet hat, hole ich es und schreibe wörtlich ab, was sie ihm heute anvertraut hat; künftig jedoch, wenn es wird nöthig sein, behalten wir das Buch, oder rauben ihm die wichtigsten Blätter."

"Ja, so soll es sein," sagte die Königin, "aber nun entkleide mich; denn ich bin todtmüde."

Wanda hielt am folgenden Morgen Wort und fand, daß Agraffia offenherzig dem Gedenkebuch ihre Gedanken anvertraut hatte, weil es ihr etwas Neues und Angenehmes war, sich auf diese Weise mit sich selbst zu unterhalten. Aus diesem Grunde nannte sie auch in diesem Buche die Königin eine alte Närrin, welche sie doch wohl werde überlisten können, und machte sich überhaupt über sie lustig, weshalb diese ganz außer sich vor Wuth gerieth, als sie die Abschrift davon las, und Agraffia zuschwor, daß sie sich dafür rächen wolle.

Es kostete der Königin gewiß nicht geringe Anstrengung, sich gegen Agraffia fortgesetzt so freundlich zu zeigen, wie früher, als sie noch nicht ihre dem Gedenkebuch anvertrauten Bemerkungen gelesen hatte, aber sie setzte doch ihren Vorsatz durch; denn sie haßte jetzt Agraffia in eben dem Grade, wie zuvor nur deren Vater, und nahm sich vor, Beide zu verderben. In jedem Falle aber, und das wurde

nun fester Entschluß bei der Königin, wollte sie es dahin bringen, daß der Reichsrath Ignatowski Krakau verlassen müsse, und auf diesen Plan richtete sie ihr ganzes Augenmerk. Dabei rechnete sie aber auf Wanda's Rath und Beistand, welchen ihr die Lasterhafte auch nicht versagte.

Beide zusammen schufen also Pläne, unterwarfen diese mancher Abänderung, und überlegten so lange, was unternommen werden sollte, gemeinschaftlich, bis sie mit einem Beschlusse zu Stande gekommen waren, der, richtiger gesagt, mehr eine Erfindung der Hölle war, als der zweier Wesen, die dem weiblichen Geschlechte angehörten, und wovon der eine Theil eine Krone trug.

Zu derselben Zeit, wo die Ereignisse stattfanden, deren vorstehend Erwähnung geschehen ist, befanden sich zwei Edelleute in Krakau, welche aus dem deutschen Kaiserstaate herstammten. Sie hatten sich zwar Beide bei Hofe vorstellen lassen; allein sie verriethen nicht, um welcher Ursache willen sie sich eigentlich so lange in Krakau aufhielten, Zutritt in den ersten Familien suchten, und augenscheinlich gern die Einladungen annahmen, bei den Festen zu erscheinen, die der Hof gab, und eben so in dem Familienkreise des königlichen Hauses.

Endlich mietheten sie sich sogar eine ihrem Stande angemessene Wohnung, die sie in kurzer

Zeit prachtvoll einrichten ließen, worauf sie die Höflichkeiten erwiederten, welche sie zuvor bei Hofe und bei den Großen desselben empfangen hatten, indem sie Einladungen an Alle ergehen ließen, und bei ihrer Bewirthung eine solche Pracht zeigten, daß Jedermann darüber erstaunte.

Begreiflich waren deshalb die Blicke der Höflinge auf das Thun und Treiben der Grafen Colredo und Wangenheim gerichtet, die es jedoch nicht zu beachten schienen, und einfach, unaufgefordert erzählten, daß sie sich zu ihrem Vergnügen in Krakau aufhielten, weil ihnen die polnischen Sitten und die Höflinge sowohl gut gefielen, wie auch vorzugsweise die Mitglieder der königlichen Familie. Man vergaß deshalb bald, daran zu denken, ob sie auch noch andere Gründe in ihrem Innern verbargen, welche sie bestimmten, in Krakau zu verweilen, indem man zugleich die Vortheile genoß, welche sich den Höflingen im Umgange mit diesen beiden sehr reichen Grafen darboten.

Nur der Graf von Colredo war ein ältlicher Herr, dagegen Graf Wangenheim ein junger und sehr schöner Mann, dessen Herz die meisten Damen des Hofes sehr gerne erobert hätten; denn er besaß auch sonst noch eine Menge Eigenschaften, welche ihn dazu empfahlen. Allein, traurig genug für sie, machte er kein Geheimniß daraus, daß er mit einer

Gräfin Fürstenberg in Wien verlobt, die jedoch noch sehr jung sei, weshalb ihre Eltern sie noch nicht vermählen wollten. Ueberdies zeigte Graf Wangenheim auch nicht die mindeste Neigung zu heimlichen Liebesverhältnissen, vielmehr schienen seine Grundsätze strenge zu sein, und er zeigte sich beständig ernst, jedoch auch zugleich angenehm im Umgange.

Einige von den Damen, welche sich erst nicht ganz undeutlich bemüht hatten, ihm zu gefallen, ließen bald damit nach, als sie es wahrnahmen, wie wenig es den Anschein gewann, daß es ihnen gelingen würde; Andere aber, und zwar alle Diejenigen, welche sich bewußt waren, daß ihre Schönheit einen Vergleich aushielt, meinten es dahin zu bringen, daß er seiner Braut untreu würde, oder sie hofften wenigstens, ihn für die Zeit seines Aufenthaltes in Krakau an ihren Triumphwagen zu fesseln. Allein es gelang ihnen weder das Eine, noch das Andere, und als sie sich erst davon überzeugt hatten, begnügten sie sich mit den Achtungsbezeugungen, an welchen es die Grafen von Colredo und Wangenheim gegen sie nicht fehlen ließen.

Nur eine Person in ganz Krakau wußte, um welcher Ursache willen die beiden Grafen von Colredo und Wangenheim daselbst verweilten und große Summen ausgaben, damit sie den Hof öfter bei sich sehen, und mit den ersten Familien im bestän-

digen Verkehr bleiben konnten; weshalb sie, allem Anscheine nach, gerne bei den Hoffesten erschienen, noch lieber im Familienkreise des Königs, und dann Jedem der Seinigen mit besonderer Hochachtung, aber auch, eben so freundlich sich näherten.

Diese eine Person war Wanda, die — begreiflich, ohne daß die Königin davon eine Ahnung bekam, — sobald diese einige Mal geäußert hatte, daß sie um jeden Preis gerne wissen möchte, weshalb die beiden Grafen Colredo und Wangenheim, die vom Hoflager des deutschen Kaisers Ferdinands III. herkamen, so lange in Krakau verweilten — die also insgeheim sich bemühte, die Aufmerksamkeit des Geheimschreibers des Grafen Colredo auf sich zu lenken, wenn er in einem Auftrage seines Herrn sich im Schlosse einfand, der jede Gelegenheit benutzte, um sich der Königin gefällig, angenehm und verbindlich zu zeigen, mithin häufig Gegenstände für sie aus seinem Vaterlande verschrieb, welche sie in Polen nicht fand.

Was Wanda beabsichtigte, glückte ihr beinahe immer, und so auch jetzt ihr Plan, dem Geheimschreiber Orff eine glühendheiße Leidenschaft für sich einzuflößen, und zwar aus dem Grunde, weil er im Besitze der Geheimnisse des Grafen von Colredo zu sein schien, wobei sie sich auch nicht irrte, und welche zu erfahren, sie zum Preise ihrer höchsten Gunst setzte,

wogegen er sich gleich erbot, ihr, was sie zu wissen wünschte, zu verrathen, wobei er noch kein besonders großes Unrecht an seinem Herrn auszuüben meinte, darum nicht, weil dieser in der letzten Zeit wiederholt davon gesprochen hatte, daß der Zeitpunkt nun schon ganz nahe sei, wo es ihm vergönnt sein werde, den König von Polen und dessen Gemahlin über den Zweck ihres Aufenthaltes in Krakau aufzuklären.

Ueberselig nun in dem Besitze von Wanda's Liebe — wie er irrthümlich meinte — hätte der Geheimschreiber Orff gern ihr seine Hand angeboten, weil er weit davon entfernt war, es zu ahnen, daß sie dieses keineswegs wünschte, da sie vielmehr sie ausgeschlagen hätte, wenn es so gekommen wäre, indem es ihr nicht einfiel, ihren schönen Nacken unter das Joch der Ehe, wie sie es nannte, zu beugen. Allein es konnte nicht so werden, wie er es sich ersehnte; denn er war bereits einige Jahre verheirathet, und hatte seine Frau begreiflich in seiner Heimath zurücklassen müssen, als der Graf von Colredo die Reise nach Polen antrat, womit er sich auch zufrieden zeigte, weil seine Frau weder schön, noch liebenswürdig war.

Den Umstand hatte jedoch, ohne daß der Geheimschreiber Orff es wußte, Wanda schon längst durch die Königin erfahren, der es zufällig Graf

Colredo gesagt, die den ungetreuen Ehemann einmal seines feinen Benehmens wegen gegen den Grafen gelobt hatte. Allein ob Orff durch gesetzliche Bande gefesselt, oder noch gegenwärtig frei war, blieb Wanda gleichgültig, da sie nie daran gedacht hatte, seine Hand durch ihre Bemühungen, ihm zu gefallen, zu gewinnen. Ja, sie freute sich sogar noch darüber, als sie es erfuhr, daß Orff damit umging, sie zu täuschen, da er sich auf diese Weise nicht unterstehen konnte, sich öffentlich ihrer Gunst zu rühmen, wie sie dagegen es ihm zur strengen Bedingung gemacht hatte, daß er sie nur äußerst selten, und dann nur am Abende spät besuchen dürfe, wenn sie im Stande sei, ohne daß es Jemandem auffiel, ihn bei sich zu empfangen und ihn an der Thüre zu erwarten, um ihn, ohne daß es Jemand bemerken könne, in ihr Gemach zu führen.

Es war am Tage darauf, als Wanda durch den Geheimschreiber Orff erfahren hatte, was sie zu wissen wünschte, und wir finden sie nun am Abende spät in den Gemächern der Königin, wo sie sich immer um diese Zeit aufzuhalten pflegte, so oft sie mit dieser irgend eine Sache von Wichtigkeit besprechen wollte.

So aber war es eben; denn Wanda hatte der

Königin mitgetheilt, was sie durch den Geheimschreiber Orff erfahren, und beobachtete dabei genau die Wirkung, welche sie damit hervorbrachte.

Diese saß bis dahin, nahe am Kamine, in einem bequemen Lehnsessel. Ihre Füße ruhten auf einem purpurfarbigen Kissen von Sammet, reich mit Gold gestickt, und mit eben solchen Quasten versehen. Sie hatte eine nachlässige Stellung angenommen, und sah zwar Wanda unverwandt an, während diese mit ihr sprach, aber sie selbst sagte kein Wort, um Wanda zu unterbrechen, vielmehr blieb diese ungewiß, ob die Königin auch auf ihre Mittheilung vollständig gehört hatte, oder ob sie an Anderes dachte, bis sie endlich den Lauf ihrer Gedanken plötzlich unterbrach, sich eben so schnell aus ihrem Sessel erhob, erst eine Weile auf und nieder ging, darauf vor Wanda stehen blieb, und endlich zu ihr sagte: „Wanda, bin ich im Stande, den Thronfolger dazu zu bewegen, so eröffnet sich uns ein weites Feld, um darauf meinen Racheplan herumzutummeln, und — ich will es. Bis zur Erschöpfung will ich ihn verfolgen; aber — wie fangen wir es an, daß ein Vorhaben der Art nicht mißlingen kann?"

„Ihr habt mir gesagt, daß — in früherer Zeit — als der Thronfolger noch im Jünglingsalter stand, er einen Eid geleistet hat, daß er keine wichtige

Handlung vollziehen will, ohne daß ihr darein einwilligt, und dieses Versprechen hält er gewiß," antwortete Wanda nach einigem Besinnen. „Aber — wir wollen annehmen, es wäre nicht so, und er weigerte sich dessen, so dürft Ihr ihm ja nur das Gedenkebuch vorhalten, woraus er entnehmen kann, wie das schöne Fräulein gegen ihn und Euch gesonnen ist. Ihre eigene Hand hat es niedergeschrieben; was sie also deßhalb nicht zu leugnen vermag, und wenn er die Tochter des deutschen Kaisers so schön findet, wie ich Euch verbürgen kann, daß sie es ist, weil die Gabe, mehr zu wissen, als Andere, und in die Ferne zu blicken, mir zu der Kenntniß dessen, was ich behaupte, verholfen hat, so wird der Thronfolger gewiß nicht weiter anstehen, Eure Wünsche zu erfüllen; denn es ist doch wohl ein Anderes um eine kaiserliche Prinzessin, als um die Tochter eines Mannes, der eben erst durch die Gnade Eures Gemahls in den Grafenstand erhoben worden ist."

Die Königin überhörte die halbe Beleidigung, welche für sie, die sie doch auch nur eine Gräfin war, als der König sie zu seiner Gemahlin erhob, in Wanda's Worten lag; denn sie konnte Wanda's Beistand und Gegenwart nicht mehr entbehren, und sagte nach einer Pause: „Der Thronfolger hat mich heute um eine geheime Unterredung gebeten,

die ich ihm, wie in der letzten Zeit schon einige Male, unter irgend einem Vorwande, verweigern wollte; allein er ließ mich nicht zu Worte kommen, und zeigte sich dabei so aufgeregt, daß ich mich genöthigt sah, ihm heute die zwölfte Stunde Mittags dazu zu bestimmen. Wahrscheinlich beabsichtigt er, mich mit seiner Liebe zu Agraffia bekannt zu machen, und mit seiner Absicht, sie zu heirathen. Was meinst Du, daß ich ihm darauf erwiedern soll."

„Daß Euch sein Glück näher am Herzen liegt, als das Eurige," antwortete Wanda, „und daß er Euch darum Zeit gönnen müsse, die Sache gehörig zu überlegen, und zwar etwa vierzehn Tage."

„Wird ihm aber dieser Bescheid genügen?" erwiederte die Königin. „Wird er nicht vielmehr darauf dringen, daß ich gleich auf der Stelle ihm die Gewährung seiner Wünsche verheißen soll?"

„Ihr verweigert es ihm," sagte Wanda, „und gebt vor, daß Euch die Sache zu wichtig, mithin zu übereilen nicht räthlich sei. Bleibt nur fest bei Eurer Behauptung, dann wird er sich schon Eurem Ausspruche fügen, und bis zu der ihm genannten Zeit begegnet Ihr Agraffia freundlich, wie gewöhnlich. Während dessen rückt vielleicht Graf Colredo mit der Realisirung seines Planes näher."

„Aber, weißt Du denn auch ganz gewiß, daß er mit einem solchen umgeht?" fragte die Königin.

„Ihr vergeßt, daß ich mich niemals irren kann,“ antwortete Wanda, „weil mir keine Kunde durch den Mund eines Menschen zukommt.“

„Und wie müssen wir es anfangen, um ihn dazu zu bewegen, daß er den Wunsch seines Herrn uns bald offenbart?“ fragte die Königin weiter.

„Ueberlaßt das mir,“ erwiederte Wanda, „und seid versichert, daß ich Euch zufrieden stellen werde.“

„Ich bin es schon,“ sagte die Königin, und fuhr fort, indem sie auf die tief herabgebrannten Wachskerzen zeigte, die das Gemach nur höchst unvollkommen erhellten, „doch — sieh nur Wanda — es muß schon spät sein.“

„Eine Stunde nach Mitternacht, und gewiß Zeit, daß Ihr Euch zur Ruhe begebt,“ antwortete Wanda.

„Diese wird nicht eher meine Brust erfüllen,“ erwiederte die Königin, „bis ich mich an dem Grafen Ignatowski dafür gerächt habe, daß er sich bemüht hat, jedes Vorhaben, welches ich ausführen wollte, zu hintertreiben, oder wenigstens mir zu erschweren, nicht eher, bis ich Agrassia's Uebermuth gedemüthigt habe, die in dem Wahne steht, sie werde sich auf eine Stelle emporschwingen können, wo es ihr zukäme, sich über mich zu erheben, sobald mein Gemahl mit Tode abginge, und der ihrige zur Regierung käme. Ja, die Eitle, Hoch-

müthige soll dafür büßen, daß sie meiner in ihrem Gedenkebuch — in einem Geschenk aus meiner Hand — in so unehrerbietigen Ausdrücken erwähnt hat. Mich darin eine alte Närrin geheißen zu haben, soll sie bereuen müssen."

Die Königin regte sich durch ihre eigenen Worte wieder so sehr auf, daß sie sich in diesem Zustande unmöglich zu Bett begeben konnte. Sie fuhr daher fort, in ihrem Gemache auf und nieder zu gehen, während sie sagte: „Also nicht darum widerstand sie der Zudringlichkeit des Thronfolgers, weil sie durch moralischen Werth aufrecht erhalten wurde, weil ihre tugendhaften Grundsätze es nicht zuließen, daß sie fallen konnte. Nein, ihre eigene Handschrift bezeugt es — daß sie ihm nur darum Widerstand zu leisten vermochte, weil sie ihn nicht liebt, und weil darum auch ihre Sinne kalt blieben; weil sie, indessen er, von glühender Leidenschaft dazu hingerissen, mit ihr sprach, sie bedrängte, im Stande war, ganz ruhig zu überlegen, daß die geringste Gunstbezeigung, wenn sie ihm eine solche gewährte, sie weit von dem Ziele entfernen könnte, das zu erreichen, allein sie zu entschädigen vermöchte für die Entbehrung jedes anderen Glückes, an der Seite eines ungeliebten Mannes, nämlich die Krone von Polen auf ihrem Haupte zu sehen. O, welche Kühnheit — mir bebt das Herz vor Zorn und

Haß gegen sie, die es gewagt hat, mich auf eine empörende Weise zu beleidigen! Aber sie soll dafür büßen! Sie soll es, und auch ihr Vater, von dem der Plan ausgegangen ist, daß sie den Thronfolger an sich locken und seine Sinne bethören mußte, durch ihre verführerischen Reize."

„Der Meinung bin ich gleichfalls," erwiederte Wanda, „und wir haben dafür den Beweis; denn in ihrem Gedenkebuch steht: „Wie wird mein Vater sich darüber freuen, bin ich nur erst die Gemahlin des Thronfolgers, und wie meine Mutter!" Doch nein — deren Sinn strebt wohl nicht nach Größe. Doch das liegt in ihrem beständigen Kranksein. Aber, es ist schon so spät —"

„Du hast Recht," sagte die Königin, „ich muß zu Bette gehen. Rücke mir den Schemel vor meinen Betaltar; denn ich will vorher noch meine Andacht verrichten."

Und — war es dieselbe, welche vor wenigen Augenblicken dem Grafen Ignatowski Rache zugeschworen hatte? Dieselbe, welche ihn und seine Tochter am liebsten mit ihren eigenen Händen ermordet, wenn sie nicht durch Andere sich an Beiden hätte rächen können, die nun sich nieder auf ihre Kniee vor ihrem Betaltare warf, sich kreuzigte und segnete? Die Gott um Schutz für sich und die Ihrigen anrief, während diese Alle schliefen?

Konnte sie wirklich glauben, daß ein Gebet, aus so unreinem Herzen ihm dargebracht, daß Worte, die über Lippen glitten, welche ihr Rachegefühl, ihre Bosheit und ihre Unversöhnlichkeit ausdrückten, bei dem Ewigen Erhörung fänden? Daß nicht vielmehr dafür die Strafe sie bald ereilen müsse? Doch — nein, das befürchtete die Königin nicht; daran dachte sie nicht einmal, vielmehr kam es später so, daß ihr Herz jubelte bei den Leiden der ihr Verhaßten, indem sie zugleich eine Freude empfand, welche nur die bösen Dämonen eines Ortes, den wir mit dem Worte „Hölle" bezeichnen, womit wir aber eine Verbrüderung von lasterhaften Menschen meinen sollten, die sich verbinden, Bessergesinnte zu sich herabzuziehen, dann empfinden werden, wenn sie diesen Zweck erreicht, eine Seele für sich gewonnen haben, und alle ihre verbrecherischen Wünsche in Erfüllung gehen sehen, wie es kam, nachdem die Königin in allen Stücken Wanda's schlau ersonnenen Anordnungen und Rathschläge befolgt hatte, weshalb sie also ihr nur den Dank dafür zollen müßte, was dadurch geschah, daß sie Wanda fortwährend mit ihrem ganzen Vertrauen beehrte, weil diese nicht mehr verlangte, und besonders zu der Zeit nicht, wo ihre Rachepläne noch nicht zur völligen Reife gediehen waren.

Der Thronfolger ließ sich nur schwer durch die

Königin bewegen, noch vierzehn Tage auf ihre Zustimmung zu seiner Verlobung mit Agraffia Ignatowski zu warten, und nur ihr fester Wille bestimmte ihn endlich dazu, weil er befürchtete, sie möchte bei fortgesetztem Widerspruche ihm ernstlich darum zürnen. Aber sie konnte es wenigstens nicht verhindern, daß er bei jeder Gelegenheit der Geliebten wie ihr Schatten folgte, und damit die Vermuthung der Höflinge bestätigte, daß ihnen in ganz kurzer Zeit das schon längst erwartete Ereigniß bekannt gemacht würde. Agraffia mußte daher manche ihr zugeflüsterte Anspielung oder auch Neckerei deshalb anhören; allein sie gab stets nur ein geheimnißvolles Lächeln darauf zur Antwort.

Nach ihrer zuvor schlau entworfenen Berechnung sagte Wanda dem Geheimschreiber des Grafen Colredo ganz im Vertrauen, daß man damit umgehe, zwischen dem Thronfolger und der Königin von Schweden ein Ehebündniß zu schließen, und daß, wenn anders die Ausführung dieses Planes die Absicht des deutschen Kaisers, seine Tochter Cäcilia Renata mit dem Erstern zu vermählen, nicht durchkreuzen solle, der Graf von Colredo sehr bald die Einleitung zur Ausführung seines Vorhabens voranschicken müsse, wobei er ohnehin alle Ursache habe, vorsichtig zu Werke zu gehen, indem er im entgegengesetzten Falle den deutschen Kaiser leicht

compromittiren könnte, wenn es so schiene, als ob dieser seine Tochter wie einen Handelsartikel anbiete.

Wanda erreichte durch diese Mittheilung, gegen den Geheimschreiber Orff ausgesprochen, vollkommen ihren Zweck; denn noch in derselben Stunde erfuhr sie gleichfalls wieder der Graf von Colredo, und weil dieser in der letzten Zeit von seinem Hofe die Vollmacht erhalten hatte, ganz den Umständen gemäß nach seiner Einsicht im Interesse des deutschen Kaisers zu handeln, so ließ er am folgenden Vormittage sich bei der Königin zu einer Privataudienz melden, und trug ihr bei dieser Gelegenheit vor, daß es dessen innigster Wunsch sei, ein recht enges Freundschaftsbündniß mit dem Könige von Polen zu schließen, und meine — oder vielmehr ihr überließe, es zu beurtheilen, ob es denn nicht ein beide Theile recht innig verbindendes Mittel gäbe, um sie für immer in Liebe und Eintracht zu vereinigen.

Ein Wort lockte von beiden Seiten, wo nur halbe Aeußerungen laut werden durften, das andere hervor, und unter diesem Hin- und Herreden, unter diesem Meinen, Wollen und Können, unter diesen Zusicherungen von Schmeichelhaftem, unter diesem Ablehnen von Artigkeiten, von Verstehen und Nichtverstehen, kam die Sache, um welche es sich eigentlich handelte, zur Sprache. Die Königin aber behielt während dieser diplomatischen Unterhaltung

immer eine angenommene Zurückhaltung bei, die den Grafen von Colredo überzeugen sollte, und auch wirklich überzeugte, daß sie nicht trunken von Freude über die große Ehre sei, welche man Polen überhaupt und im Einzelnen ihrem Erstgeborenen, wie allen den Seinigen erweise. Eben so vorsichtig und schlau ersonnen, brachte sie auch manches bedenklich ausgesprochene Wort an, womit sie ausdrückte, ob denn wohl mit Gewißheit darauf zu rechnen wäre, daß für beide Theile so viel Glück und Segen, wie man voraussetze, aus der Vermählung ihres Sohnes mit der Tochter des deutschen Kaisers erwachse?

Endlich jedoch ließ sie sich davon durch Gründe überzeugen, welche der Graf geschickt vorzutragen wußte, und übernahm es, den glücklichen Fortgang dieser Angelegenheit selbst einzuleiten, indem sie mit dem Thronfolger über die Sache sprechen, und darauf erst den König damit bekannt machen wollte.

Nach dieser Erklärung überreichte der Graf ihr eine Kapsel mit dem, wie er versicherte, wohlgetroffenen Bilde der Prinzessin Renate, und die Königin erstaunte, diese ganz so zu finden, wie Wanda sie ihr geschildert hatte; deren Sehergabe stieg deshalb bei ihr noch in weit höherem Grade. Aber auch über die Schönheit der Prinzessin erstaunte sie,

und fragte, ob ihr der Maler auch nicht zu sehr geschmeichelt habe?

„Ich möchte das Gegentheil versichern," erwiederte der Graf; „denn wenn sie spricht, und sich ihre regelmäßigen Züge beleben, gewinnt ihr Aeußeres ungemein, und sie bezaubert überdies noch Jedermann durch ihre Liebenswürdigkeit im Umgange, durch ihre natürliche Heiterkeit."

Der Graf stellte die Königin durch dieses Urtheil zufrieden. Sie erbat sich also das Bild der Prinzessin von ihm, und versprach, es zweckmäßig zu benutzen.

Darauf entfernte sich der Graf mit den schönsten Hoffnungen für das Gelingen des ihm von Ferdinand III. übertragenen Geschäftes, wozu die Königin ihn des ihm gegebenen Versprechens wegen berechtigt hatte; diese aber konnte es kaum erwarten, bis sie Wanda allein sprach.

Wanda theilte vollständig die Meinung der Königin, daß die Prinzessin Cäcilia Renata der Tochter des Grafen Ignatowski an Schönheit nicht nachstehe, obgleich sie ganz anders aussah, als diese, nämlich eine reizvolle Blondine war, mit großen blauen Augen, die hinlänglich Geist verriethen, und die große Gutmüthigkeit des Charakters, welche sie auch wirklich besaß. Beide trafen also nun die Verabredung, daß am nächsten Tage der

erste Schlag geschehen solle, welcher, wie sie als gewiß voraussetzten, Agraffia's schönste Hoffnungen und vorsichtig entworfenen Pläne, mit einem Male zertrümmert würde.

Indessen aber das scharfe Schwert ihres Geschickes sich allmählich tiefer auf ihr Haupt herabneigte, wiegte Agraffia's Phantasie sie in liebliche Träume, und gaukelte ihr Bilder von künftiger Größe vor, die sie entzückten, weil sie sich auf jedem im Vordergrunde derselben mit der Krone von Polen auf dem Haupte erblickte.

Als Agraffia sich am folgenden Morgen mit der Königin in die Kirche verfügt hatte, um hier der Messe beizuwohnen, begab sich Wanda schnell in ihr Gemach, und nahm das Gedenkebuch zu sich, ohne daß Agraffia auch nur die leiseste Ahnung von dem empfand, was eben vorging. Vielmehr bereitete ihr der Umstand einen neuen Triumph, daß der Thronfolger während des Gottesdienstes hinter sie trat, und sich bemühte, mit ihr zusammen in ihrem Gebetbuche zu lesen.

Der Himmel begünstigte es wohl, daß Beide getrennt würden; denn er ließ nun einen Zufall eintreten, der später dazu diente, Wanda's Rachepläne zu unterstützen.

Agraffia hatte ein Lied abgeschrieben, dessen Inhalt ihr sehr gefiel, als der Hofkaplan Waldomir Chemineffski ihr einige Verse davon vorgesagt, und dieses von ihr selbst abgeschriebene Lied in ihr Gebetbuch gelegt, da sein Inhalt ein religiöser war. Sie wünschte nämlich nicht, daß er sich ihretwegen bemühen oder etwa meinen sollte, es läge ihr daran, etwas von seiner Handschrift zu besitzen, weshalb sie lieber selbst dieses Geschäft übernahm. Dieses Blatt fiel ihr zufällig aus ihrem Gebetbuche, und der Thronfolger befürchtete, daß es ein Briefchen sein könnte, welches sie nur eben von einem der die Königin begleitenden Kammerherrn möchte empfangen haben, indem es wie ein solches zusammengelegt war. Er hob es also auf, und verbarg es in seinem Busen; allein Agraffia stellte sich, als ob sie es nicht bemerkte.

Was sie jedoch sah, entging auch den übrigen Höflingen nicht, und sie glaubten ganz fest, daß sie mit dem Thronfolger einen geheimen Briefwechsel unterhalte; ihr aber bereitete es eine große Freude, diese in dem Wahne zu wissen, und darum that sie auch nichts dazu, um die Sache aufzuklären.

Gleich, nachdem der Gottesdienst vorüber war, forderte die Königin ihren Sohn auf, mit ihr nach ihren Gemächern zu kommen, weil sie im Auftrage

des Königs mit ihm zu sprechen habe. Die übrigen Höflinge aber entließ sie sämmtlich.

Als sie, von dem Thronfolger begleitet, in ihr Gemach trat, fanden sie Wanda daselbst, die ihr unbemerkt ein Zeichen gab, welches sie verstand, und darauf sich entfernte.

Darauf ließ sich die Königin in einen Sessel nieder, und forderte den Thronfolger auf, ihr gegenüber in eben solchem Platz zu nehmen, und redete ihn in einem Tone an, der sonst nie die beabsichtigte Wirkung bei ihm zu verfehlen pflegte: „Ich habe Dir oft den Beweis gegeben, mein theurer Wladislaw, daß mein Herz mit einer grenzenlosen Liebe für Dich erfüllt ist, und daß mir kein Opfer zu schwer gefallen ist, wenn es galt, Dir eins zu bringen.“

„Ich weiß das allerdings, meine geliebte Mutter,“ erwiederte der Thronfolger, indem er zugleich aufstand, sich der Königin näherte, ihre Hand ergriff, diese küßte, und in halber Umarmung bei ihr verweilte, indem er mit schmeichelndem Tone fortfuhr: „aber eben, weil ich das weiß, hoffe ich auch, daß Ihr jetzt in der wichtigsten Angelegenheit meines Lebens nicht anstehen werdet, durch Nachgeben in meine Wünsche, das ganze Glück meines Lebens zu begründen.“

„Wenn Deine Vermählung mit Agraffia Igna-

kowski es wirklich begründen könnte," antwortete die Königin, „dann ganz gewiß."

Der Thronfolger betheuerte das in den lebhaftesten Ausdrücken, und die Königin hörte ihm aufmerksam zu; endlich aber ersuchte sie ihn, ihr nun auch Zeit zum Sprechen zu gönnen, und sie nicht etwa zu unterbrechen, worauf sie fortfuhr: „Wenn nur die Rede davon wäre, daß ich meine Meinung unterdrücken müßte, welche ist, daß es Uebelstände jeder Art herbeiführt, die Du sämmtlich vorhersehen und beurtheilen kannst, ohne daß ich sie Dir aufzähle, wenn der Beherrscher eines Landes sich seinen Unterthanen dadurch gleich stellt, daß er sich aus ihrer Mitte eine Gemahlin wählt, so würde ich Dich zwar allerdings darauf aufmerksam machen, und mit Dir diesen Gegenstand besprechen; aber wenn Du, trotz dem, von Deinem Vorhaben nicht ablassen wolltest, so möchte ich mich — wenn gleich mit von Schmerz erfülltem Herzen, Deinem Willen fügen. Zuvor würde ich Dir jedoch vorstellen, daß Dir der Weg zur Freie an jedem Fürstenhofe offen steht, und daß jeder Monarch von den Staaten Europa's Dich tadeln möchte, wenn Du dem bösen Beispiele der russischen Großfürsten folgen wolltest, welche Dir und der Welt es darum gegeben haben, weil ihre Bildung bei weitem der unserigen nachsteht. Das Alles würde ich Dir sagen," und wenn

es auf Dich keinen Eindruck machte — wie ich vorhin schon erwähnt habe, schweigen und Deinem Wunsche mich fügen. Aber es ist hauptsächlich etwas ganz Anderes, etwas weit Wichtigeres, als alle die Gründe es sind, deren ich eben erwähnt habe, was mich bestimmt —."

Die Königin hielt absichtlich ein, blickte mit dem Ausdrucke von tiefem Schmerze empor zum Himmel, und sagte dann mit heuchlerischer Verstellung, während dabei Thränen über ihre Wangen flossen: „Gott, Du bist mein Zeuge, daß ich die Wahrheit spreche, und nur das Glück meines Sohnes berücksichtige."

„Aber, was für eine Ursache ist es denn, die Euch zurückhält, mir Eure Einwilligung zur Vermählung mit der Schönsten und Tugendhaftesten ihres Geschlechtes zu verleihen?" fragte der Thronfolger mit einer Mischung von Empfindlichkeit und Schmerz. „Und weshalb sprecht Ihr nicht deutlich mit mir, da Ihr doch wißt, daß ich ein Feind von solcher Geheimnißkrämerei bin? Laßt mich die Ursache Eurer Weigerung wissen."

„Nicht eine hält mich davon zurück," erwiederte die Königin, „aber ich will nur der wichtigsten erwähnen, die auch Dich hoffentlich anderen Sinnes machen wird."

„Nun," sagte der Thronfolger, „ich bin nicht

wenig neugierig, diese wichtige Ursache zu erfahren, welche mich abhalten soll, wie es mein fester Vorsatz ist, Agraffia Ignatowski zu meiner Gemahlin zu erheben."

„Sie liebt Dich nicht," sagte die Königin mit festem Tone.

Der Thronfolger lächelte ungläubig, indem er erwiederte: „Ich weiß das besser."

„Auch besser, als sie selbst?" fragte die Königin sehr ernst.

„Ich verstehe Euch nicht," betheuerte der Thronfolger. „Wie meint Ihr es? Erklärt Euch deutlicher."

„Ich setze den Fall," antwortete die Königin, „wenn Agraffia es schriftlich von sich gäbe, daß sie Dich nicht liebt; wenn sie eben so sich ausspräche, daß sie nur sich so stellt, als ob sie eine dauernde Herzensneigung für Dich empfände, um ihren Zweck zu erreichen, der da ist, daß sie künftig Königin von Polen werden möchte: würdest Du dann das glauben, was ich eben behauptet habe, und Dir noch einmal wiederhole, daß sie Dich nicht liebt?"

„Wenn Niemand sie dazu gezwungen hätte, dieses Geständniß von sich zu geben," antwortete der Thronfolger, „ja — dann allerdings müßte ich es glauben. Allein, so ist es nicht; hier waltet ein Irrthum ob. Agraffia hat mich mehr als einmal

durch Blicke und Worte errathen lassen, daß sie mich liebt. Das würde sie nicht gethan haben, wenn es nicht wahr wäre. Nein, so niedrig kann Agraffia nicht handeln, und am allerwenigsten würde sie es schriftlich aussprechen, wenn sie so dächte. Es wäre unklug, und wie Ihr selbst wißt, besitzt Agraffia Verstand."

Die Königin erwiederte auf die Behauptung ihres Sohnes kein Wort, sondern fuhr gleichmäßig fort: „Wenn Agraffia sich schriftlich über Dich lustig machte; wenn sie sagte: Du seist einfältig; wenn sie über Langeweile in Deiner Gesellschaft klagte; wenn sie äußerte, daß sie wohl wisse, daß sie selbst sich von dem Ziele ihrer Wünsche, Königin von Polen zu werden, entferne, wenn sie sich die Beweise Deiner Zärtlichkeit gefallen lasse, und daß sie Dich nur deshalb so spröde empfangen habe, als Du sie nach dem letzten Hofballe, am Abende spät, in ihrem Gemache überfallen —"

„Nein, nein," unterbrach der Thronfolger die Königin, das kann Agraffia nicht geschrieben haben; sonst wäre sie eine Nichtswürdige, welche verdiente, daß ich sie verachtete. Aber — das ist sie nicht! Beim allmächtigen Gott, das ist sie nicht!"

Auch darauf gab die Königin keine Antwort, sondern fuhr, wie vorher, fort: „Wenn sie sich auch über mich lustig machte, wenn sie behauptete,

ich sei eine alte Närrin, zwar klug genug, um gewöhnliche Menschen zu beurtheilen, und ihre Handlungen zu durchschauen, nicht aber sie; daß sie darum schon wissen werde, wie sie es anfangen müsse, um uns Beide zu hintergehen: wie dann, mein Sohn, wie dann?"

„So kann es nicht sein; nein, nein, es ist unmöglich!" rief der Thronfolger ungemein lebhaft aus. „Ich könnte es ihr nicht verzeihen; denn wer Euch verhöhnt, verhöhnt mich; wer sich unehrerbietig über Euch ausdrückt, trifft zugleich mich damit; wer Euch lächerlich machen wollte, verspottete mich damit, und ein solches Wesen könnte ich nicht lieben. Nur meine Verachtung möchte ich solcher Lasterhaften widmen, und mein Betragen gegen sie würde Euch davon überzeugen. Aber lasterhaft ist Agraffia Ignatowski nicht. Besinnt Euch, meine Mutter, wessen Ihr sie beschuldigen wollt. Denkt darüber nach, daß Ihr mir einen gültigen Beweis davon herbeischaffen müßtet, der sie, so wie Ihr es thut, anklagte; denn — verzeiht es mir, aber es ist von meinem Lebensglück die Rede, und — ich glaube darum nicht Eurem bloßen Worte."

„Nicht?" unterbrach ihn die Königin, mit vieler Empfindlichkeit im Tone: „Nun, dann sollst Du Dich durch den Augenschein davon überzeugen können, und wirst dann vielleicht anders urtheilen."

Bei diesen Worten ging sie an ihren Schreibtisch und nahm aus einer Schublade desselben Agraffia's Gedenkebuch, das Wanda früher hineingelegt hatte. Es ihm zeigend, fuhr sie darauf fort: „Kennst Du dieses Buch?“

„Es ist dasselbe, welches Ihr damals auf dem Balle gewannet, der zu Ehren meiner Schwester Constanze, an ihrem Geburtstage durch Euch veranlaßt wurde,“ gab ihr der Thronfolger zur Antwort. „Ihr erklärtet es für Euch unnütz, und schenktet es Agraffia Ignatowski. Sie erwiederte, daß sie es seiner ursprünglichen Bestimmung gemäß benutzen wollte, und —“

Erschrocken hielt er ein, und sagte erst nach einer Pause: „Mutter, wie kamt Ihr zu dem Buche? Was für ein Umstand lieferte es in Eure Hände? Und kennt Ihr seinen Inhalt?“

„Ich kenne ihn,“ antwortete die Königin; „er lautet ganz so, wie ich Dir vorhin gesagt habe; denn Agraffia vertraute diesem Buche ihre geheimsten Gedanken an.“

Der Thronfolger schlug schnell das Buch auf, und verglich Agraffia's Handschrift mit der des Liedes, das ihr aus dem Gebetbuche gefallen, und als er sich überzeugt hatte, daß es dieselbe war, las er mehrere Blätter, welche Agraffia jeden Abend geschrieben, wechselte wiederholt dabei die Farbe, und

sagte endlich mit gepreßtem Tone: „Der Schein ist gegen sie — wenn sich Alles so verhielte — wenn es wahr wäre — nein, nein, ich glaube es nicht! Ich kann es unmöglich für wahr halten. Vielleicht hat es Jemand verstanden, Agraffia's Handschrift nachzuahmen. Ja, gewiß, so wird es sein; ich halte mich schon zur Hälfte davon überzeugt."

„Ich habe mir denken können, wie Du urtheilen würdest, und mich darauf gefaßt gemacht, jedem Einwande zu begegnen," versetzte die Königin; „finde Dich heute Abend, nach Tische, wieder hier in diesem Gemache ein, und Du wirst Dinge erfahren, welche Dich verstummen machen sollen. Aber bei meinem größten Zorne verbiete ich Dir, bis dahin Agraffia zu sprechen."

Die Königin hatte die Absicht, den Thronfolger dann in Wanda's Gemach an die Stelle zu führen, wo er Agraffia belauschen konnte, wenn sie das Gedenkebuch vermißte; aber sie sollte noch früher ihren Zweck erreichen; denn Wanda erschien plötzlich an der Thüre, die aus ihrem Gemache in das der Königin führte, und machte dieser etwas durch Zeichen bemerkbar, worauf sie sich wieder schnell entfernte.

Die Königin verstand sie augenblicklich, weshalb sie zu dem Thronfolger sagte: „Folge mir so geräuschlos wie möglich."

Darauf eilte sie ihm voran in Wanda's Gemach, und er begleitete sie mit Erstaunen darüber, was alles das bedeute. Nun aber forderte sie ihn auf, an die Stelle zu treten, wo er Agraffia's Gemach übersehen, und jedes Wort, das da gesprochen wurde, verstehen konnte, und flüsterte ihm zu, keinen Laut von sich zu geben.

In diesem Augenblicke glich Agraffia, ihrer Kammerfrau gegenüber, vollkommen einer Furie, die halb rasend behauptete, sie habe nur noch am vergangenen Abende in ihrem Gedenkebuch geschrieben, dieses darauf in ihren Schreibpult eingeschlossen; kein Mensch, als sie, sei in das Zimmer gekommen; das Buch habe man entwendet, und Niemand, als sie — nämlich die Kammerfrau, habe es genommen.

Das Mädchen weinte bittere Thränen, betheuerte ihre Unschuld, und versicherte, sie habe das Gedenkebuch nicht gesehen. Agraffia aber wurde durch diese Behauptung noch wüthender, und ihre Kammerfrau konnte sich nur durch eine schnelle Flucht vor persönlichen Mißhandlungen schützen; Agraffia befand sich also im nächsten Augenblicke allein.

Jetzt ging sie mit gerungenen Händen in ihrem Gemache auf und nieder, indem sie zu sich selbst sagte: „Wenn der Inhalt von diesem Buche von

irgend einem Menschen gelesen wird, so bin ich verloren! Wer aber sonst, als Honorata, kann es mir entwendet haben? Sie nur vermochte, während ich in der Kirche war, in mein Gemach zu gelangen. Sie also ist die Diebin; durch sie gerathe ich in Schande und Unglück. Zwar kann ich hoffen, daß sie den Inhalt meines Gedenkebuches verschweigen wird — aber — wer weiß auch noch; denn vielleicht will sie, der üblen Begegnung wegen, die sie eben durch mich erfahren hat, sich an mir rächen, und bringt das Buch der Königin, oder — dem Thronfolger. Nun — das wäre, um zu verzweifeln, da sowohl das Eine wie das Andere, alle meine Pläne scheitern machte. Ach, ich gelangte dadurch zu Schimpf und Schande, statt zu einer Krone. Und mein Vater — was möchte er dazu sagen, wenn ihm die Sache bekannt würde? Ich glaube, er ermordete mich in seiner Heftigkeit mit seinen eigenen Händen, und ich verdiente es, daß es so käme. O, gewiß, ich verdiente es. Doch — was soll ich anfangen? Wenn ich nur ganz sicher wäre, daß Honorata mir das Buch geraubt hat. Vielleicht giebt sie es mir zurück, wenn ich ihr gute Worte darum gebe. Ich hätte gleich den Versuch anstellen sollen, sie durch Schmeichelreden zu einem Geständnisse zu verlocken, und habe es eigentlich mir selbst zuzuschreiben, wenn sie nun einen Ge-

brauch von dem Buche macht, der mir jede Hoffnung zur Erreichung meines Zweckes raubt. Aber — wie wäre es, wenn ich noch den Weg der Güte einschlüge?" fuhr Agraffia nach einer kurzen Pause fort: „Ich muß es versuchen; denn in diesem Falle habe ich wenigstens nicht mehr zu befürchten, als jetzt."

Bei diesen Worten riß sie an der Klingel.

Während Agraffia sich selbst noch deutlicher anklagte, als es bereits in ihrem Gedenkebuhe geschehen war, hörte der Thronfolger, ganz starr vor Erstaunen über das, was er eben erfuhr, zu, und mit jeder Aeußerung stieg die Verachtung bei ihm, welche er jetzt begreiflich gegen sie empfand; denn es war ja ohnehin nicht wahrhafte Liebe, welche ihn an Agraffia gefesselt hatte, sondern ein Rausch seiner Sinnlichkeit, der nun verflog, indem er ihren Charakter näher kennen lernte. Er mußte sich daher die größte Gewalt anthun, um nicht laut ihr zuzurufen, was er eben von ihr dachte. Aber seine Mutter beschwor ihn leise darum, sich still zu verhalten, und deshalb schwieg er, war jedoch so aufmerksam auf das, was er sah und hörte, daß er es nicht einmal wahrnahm, als die Königin sich von seiner Seite schnell entfernte, um sich in ihr Vorzimmer zu begeben, wohin sich Wanda schon vorher verfügt hatte, und wohin sie eben Agraffa's Kammerfrau

brachte, die heftig weinte, und nur erschrocken damit einhielt, als sie die Königin erbickte, welche ihr schnell entgegenrief: „Ich weiß, was vorgefallen ist. Hier, nimm dieses Buch, bringe es Deinem Fräulein — bekenne Dich dazu, daß Du es ihr entwendet, um Deine Neugierde zu befriedigen; darin zu lesen. Versichere, daß Du noch nicht Zeit dazu gehabt hast. Du kannst ja auch es ihr mit gutem Gewissen zuschwören — und wenn sie sich noch so böse darum zeigt, so ertrage es, und laß sie nicht wissen, das Du aus meiner Hand das Buch empfangen hast. Wenn Du meinen Befehl befolgst, werde ich Dich reichlich dafür belohnen; im Gegentheile aber, sollst Du auch meinen ganzen Zorn empfinden. Entläßt sie Dich aus ihrem Dienste, so trittst Du in den meinigen, oder ich sorge sonst für Dich. Nun eile, eile zu ihr — später hörst Du mehr von mir —“

So lange die Königin sprach, stand Agraffia's Kammerfrau, ganz starr vor Erstaunen, vor ihr; denn sie konnte sich das, was sie eben hörte, nicht enträthseln. Aber die Königin ließ ihr zu längerem Nachdenken keine Frist; vielmehr schob sie Honorata, in deren Hand sie das Gedenkebuch gedrückt hatte, aus der Thüre, die sie gleich hinter ihr zuriegelte, und eben so schnell eilte sie darauf wieder zu ihrem Sohne, bei dem sie anlangte, als Agraffia schon im

Begriffe stand, nach ihrer Kammerfrau zu klingeln, welchen Vorsatz sie auch ausführte.

Diese, im Begriffe, den Befehl der Königin zu befolgen, vernahm auf dem Wege nach Agraffia's Zimmer deren Ruf durch den Klingelzug, und überlegte schnell, ob es nicht rathsamer sei, das Gedenkebuch erst in ihr Gemach zu tragen, es dort liegen zu lassen, und dann erst abzuholen, wenn Agraffia schon ihr Verzeihung zugesichert habe; da sie sehr richtig urtheilte, daß deren Wuth keine Grenzen haben würde, wenn sie den Gegenstand ihrer Verzweiflung in ihren Händen erblickte, ohne daß sie vorher mit ihr gesprochen habe, und diesem Vorsatze folgte sie, bevor sie sich in Agraffia's Gemach begab.

Zu ihrer größten Verwunderung zeigte sich diese nun bei Honorata's Eintritt völlig ruhig, und suchte sie durch freundlich ausgesprochene Worte zum Eingeständnisse des Diebstahls, den sie ihr zumuthete, zu bewegen. Sie konnte daher diese Gelegenheit benutzen, und that es mit dem besten Erfolge, indem sie sich vor Agraffia nieder auf die Knie warf, und mit gerungenen Händen um Verzeihung flehte und sich zu dem Diebstahle bekannte; sie erzählte, sie habe das Buch nur aus Neugierde genommen, und die Absicht gehabt, es wieder in den Schreibpult zu legen, sobald sie ihr Gelüste befriedigt hätte; allein

ihre Dame sei früher aus der Kirche gekommen, als sie gehofft, und darum wäre es ihr unmöglich gewesen, in dem Buche zu lesen, in dessen Besitz sie sich nicht fünf Minuten befunden, als das Fräulein nach ihr die Klingel gezogen.

„Abscheuliche!“ fuhr nun Agraffia ihre Kammerfrau hart an: „Wie konntest Du Dir das unterstehen, mit einem Nachschlüssel meinen Schreibpult zu öffnen — O, es ist nicht zu vergeben!“

„Ihr irrt,“ betheuerte Honorata. „Ihr hattet vielmehr vergessen, ihn zuzuschließen.“

„So ist es nicht; so kann es nicht sein,“ versicherte Agraffia.

„So war es dennoch,“ wiederholte Honorata.

„Du hast das Buch in einer andern Absicht herausgenommen; nicht, um darin zu lesen. Gestehe es — Du wolltest es der Königin bringen. Ist es nicht so? Sie hatte Dich dazu beauftragt, Dir eine gute Belohnung dafür versprochen. Sage Unglückliche — war es so?“

Die letzten Worte sprach Agraffia in wahrer Seelenangst aus, und faßte dabei das Mädchen bei der Hand.

„Nein,“ erwiederte Honorata mit festem Tone, denn sie sagte ja die Wahrheit; „ich habe das Buch nicht der Königin gebracht. Ich wollte mich

nur davon überzeugen, zu welchem Zwecke das schöne Buch bestimmt ist."

„Und Du hast darin gelesen?" fragte Agraffia, noch immer in großer Angst.

„Ich hatte es ja kaum aus Eurem Pulte genommen, und war eben damit in mein Gemach getreten, als Ihr schon aus der Kirche zurückkamt. Nicht ein Wort habe ich darin gelesen."

Honorata betheuerte diese Versicherung so treuherzig, daß Agraffia ihr glaubte, und von ihrer Angst befreit, fragte: „Wo hast Du das Buch? Hole es augenblicklich."

Das Mädchen entfernte sich eilfertig, und als sich Agraffia allein befand, sank sie erschöpft in einen Sessel, wobei sie ausrief: „Gott, welche Todesangst habe ich ausgestanden! Mir zittern davon alle Glieder. Wie schrecklich würde ich meine Unvorsichtigkeit zu bereuen gehabt haben, wenn meine Befürchtung sich bestätigt hätte. Augenblicklich will ich das verwünschte Buch verbrennen."

Die Königin hatte die Blätter, deren Inhalt Agraffia's Charakter am deutlichsten offenbarte, sorgfältig aus dem Buche geschnitten, und dieses wieder in das Futteral gesteckt, in dem es sich befand, als sie es erhalten. Sie verband damit die Absicht, daß der Thronfolger im schlimmsten Falle, wenn Agraffia die vollgeschriebenen Blätter gleich vermißte, aus der Wuth, in

welche dieser Umstand sie ganz gewiß wieder versetzte, ihre Gemüthsart noch besser konnte kennen lernen, dagegen sie sich im Vortheile befand, wenn sie im Besitze von Agraffia's schriftlichen Selbstgeständnissen blieb. Aber es kam anders, als die Königin gedacht hatte, und eigentlich noch viel vortheilhafter für diese; denn sobald Honorata das Buch brachte, riß es ihr die vor Angst jeder Ueberlegung Beraubte aus der Hand, und warf es in die hellauflodernden Flammen des Kamines, weil sie glaubte, daß sie den Zeugen ihrer Schuld nicht schnell genug vernichten könne, und darauf sagte sie zu ihrer Kammerfrau: „Kannst Du mir bei dem Lichte Deiner Augen zuschwören, die erblinden würden, wenn Du einen Meineid leistetest, daß Du nicht in dem Buche gelesen hast?“ fragte nun Agraffia schnell.

Honorata konnte ganz unbefangen antworten; denn sie sprach die Wahrheit: „Ich schwöre es bei dem Lichte meiner Augen, daß ich Euer Buch nicht einmal aus dem Futteral genommen, viel weniger darin gelesen, oder es sonst Jemandem, damit er darin lese, gegeben habe.“

„Ist es so,“ sagte Agraffia beruhigter, „dann vergebe ich Dir Deine Neugierde; aber nur unter der Bedingung, daß auch kein Mensch von diesem Vorfalle ein Wort erfährt.“

„Ich verspreche es Euch," erwiederte Honorata.

„Ich wünsche jetzt allein zu bleiben," gebot darauf Agraffia, und ihre Kammerfrau verließ das Gemach.

Als sich Agraffia ohne Zeugen befand, sagte sie mit sehr heiterem Tone: „Nun, ich werde mich mit der Angst begnügen, welche ich, dieses Gedenkebuches wegen, ausgestanden habe, und mir gewiß kein zweites mehr anschaffen. Nein, bewahre mich Gott vor dem thörichten Gedanken, wieder das, was ich gedacht oder den Tag über gethan habe, einem solchen Buche anzuvertrauen. Aber noch einmal hätte ich das Geschriebene überlesen sollen. Doch — es ist wohl besser, daß es nicht mehr existirt."

Honorata kam nun, und meldete eine Hofdame, der Agraffia entgegeneilte, und mit der sie so unbefangen plauderte, als ob nicht das Allermindeste vorgefallen wäre.

In dem Augenblicke, als Agraffia das Gedenkebuch verbrannte, faßte die Königin einen Vorsatz, welchen sie auch später ausführte, und sie kehrte nun in ihr Gemach zurück, nachdem eine ihrer Damen sich bei der von ihr Gehaßten befand.

Der Thronfolger begleitete sie schweigend, und als sie ihm gegenüber in einem Sessel Platz genom-

men hatte, sagte sie zu ihrem Sohne: „Nun, was denkst Du jetzt? Wie beurtheilst Du Agraffia Ignatowski?“

„Ich halte sie für eine Heuchlerin, für eine Nichtswürdige,“ antwortete der Thronfolger sehr erbittert, „die ich von ganzem Herzen verabscheue, seitdem ich ihren Charakter habe kennen lernen; aber sie soll das erfahren. Wäre ich nur im Stande, mich an der Elenden vollständig zu rächen.“

„Du wirst es können,“ versicherte die Königin, „ich habe schon dafür gesorgt; jedoch mußt Du pünktlich meinen Rath befolgen.“

„In allen Stücken werde ich es,“ betheuerte der Thronfolger, „wenn Ihr nur im Stande seid, Wort zu halten; denn sie verdient eine arge Strafe.“

Die Königin nahm nun das Bild der Prinzessin Cäcilia Renata aus ihrem Schreibepult, und indem sie es dem Thronfolger überreichte, fragte sie ihn: „Wie gefällt Dir diese Dame?“

Der Thronfolger betrachtete das kleine Gemälde aufmerksam, wobei er sagte: „In der That — ein höchst liebreizendes Wesen — ein sehr schönes Mädchen. Wen stellt das Bild vor?“

„Cäcilia Renata,“ antwortete die Königin, und beobachtete dabei ihren Sohn aufmerksam, während sie fortfuhr: „die Tochter des deutschen Kaisers Ferdinand III., der den Wunsch hegt, Dich mit dieser

Prinzessin zu vermählen. Wenn Du nun darauf eingehen solltest, so rächst Du Dich begreiflich an Agraffia und gleichfalls auch mich, und dafür, daß sie sich unterstanden hat, uns Beide über jeden Begriff zu beleidigen. Aber auch ohne diesen Umstand müßte eine solche Aussicht Dich in Entzücken versetzen; denn wie unendlich viele Vortheile würden durch dieses Ehebündniß für Polen entspringen. Darum stehe nicht an, darein zu willigen."

„Die Hauptsache bleibt für mich immer, wenn ich mich an ihr dafür zu rächen vermag, daß sie mich lächerlich fand," sagte der Thronfolger, „und Euch verspottet hat. Wenn ich daher auch für die Tochter des deutschen Kaisers keine Liebe empfinde — nur Wohlgefallen beim Anblicke ihres Bildes an ihren Zügen, so werde ich mich doch nicht bedenken, ihr meine Hand zu reichen, und Agraffia für ihre Falschheit zu züchtigen."

„Wenn das Dein Ernst ist," sagte die Königin, „so mußt Du Dich ganz so gegen die Tochter des Grafen Ignatowski benehmen wie früher, und befolgst Du diesen Rath, so werde ich Dir eine Genugthuung verschaffen, die Dich zufrieden stellen soll."

„Ich verspreche es Euch," versicherte der Thronfolger, „nur muß das Spiel nicht zu lange dauern."

Beide sprachen nun noch lange über denselben

Gegenstand, und die Königin theilte dem Thronfolger einen Plan mit, wozu ihr Wanda die Anleitung gegeben hatte. Darauf aber begaben sie sich zur Tafel, an der auch Agraffia wie gewöhnlich erschien.

Sie sah von der überstandenen Angst etwas blaß aus; sonst zeigte sie sich jedoch sehr heiter und gesprächig, wogegen der Thronfolger die Rolle, welche ihm die Königin sorgfältig einstudirt hatte, nur mit der größten Anstrengung durchführte; denn er verachtete jetzt Agraffia noch mehr, als er sie früher geliebt hatte. Aus diesem Grunde beharrte er bei seinem Vorsatze, sich an ihr zu rächen, sie vor allen Höflingen zu demüthigen, und zwar dadurch, daß sie, aufs Aergste beschämt, eine Stelle verlassen müsse, die sie mit einer ganz andern zu vertauschen gehofft habe.

Agraffia, gegen welche auch die Königin sich äußerst freundlich zeigte, bekam also weder bei dieser Mittagstafel, noch in der nächsten Zeit eine Ahnung davon, daß etwas Besonderes vorging; nämlich, daß die Grafen von Colredo und Wangenheim eine geheime Audienz bei dem Könige hatten, bei der auch dessen Gemahlin, so wie der Thronfolger, gegenwärtig war, worauf durch Jene das Schreiben an den deutschen Kaiser Ferdinand III. befördert wurde, in welchem der König von Polen um die Hand der Prinzessin Cäcilia Renata für seinen

Erstgeborenen anhielt, worauf, als die Antwort für alle Theile befriedigend einlief, die beiden Edeln Boleslaw Chetmicke und Wytold Lepski in aller Stille Krakau verließen unter dem Vorgeben, eine Reise nach Frankreich zu unternehmen; eigentlich aber, um sich als Abgesandte des Königs von Polen zum deutschen Kaiser zu begeben, und noch einmal in aller Form die schon eingeleitete Bewerbung um die Hand der Prinzessin Cäcilia Renata zu wiederholen.

Beide hatten den Auftrag von der Königin und von dem Thronfolger erhalten, so schnell wie möglich nach Krakau zurückzukehren, und ihr Geschäft so geheimnißvoll zu betreiben, daß kein Mensch in ihrer Vaterstadt davon Kenntniß erhalte; und da sie für das Gegentheil mit der ganzen Ungnade des Königs bedroht waren, so wie mit der ihrer Königin, so befolgten sie pünktlich deren Willen. Auch trafen sie noch eher wieder in Krakau ein, als Beide sie schon erwartet hatten. Barbara sah sich also nun in den Stand gesetzt, endlich einen Plan auszuführen, den die bösen Dämonen der Finsterniß ersonnen, von welchen Wanda eine für sie immer thätige und ihrer würdige Gehülfin war.

Die Königin ließ Anstalten zu einer großen Festlichkeit bei Hofe treffen, ohne die Veranlassung dazu anzugeben, weshalb man diese willkürlich deutete, und die meisten Höflinge nach den Vermuthungen, zu welchen sie in der letzten Zeit durch das Benehmen der Königin gegen Agraffia und gegen deren Eltern berechtigt wurden, wie auch diese, darum als gewiß annehmen konnten, daß in ganz Kurzem sich der Thronfolger um Agraffia's Hand bewerben würde, indem die Königin sogar in ihrem Beisein anscheinend unwillkürlich gegen Andere Aeußerungen wie im Fluge hinwarf, welche ihnen eine solche Ueberzeugung gleichsam aufdrängten.

Besonders aber glaubte Agraffia es ganz gewiß, daß der Thronfolger jetzt nur mit der Absicht umgehe, sich mit ihr zu vermählen, und daß die Königin im Sinne führe, dieses Vorhaben dem Hofe bei dem Feste bekannt zu machen, welches in Kurzem stattfinden sollte, und wozu außergewöhnliche und großartige Anstalten getroffen wurden.

Was jedoch Agraffia in der sie so unaussprechlich beglückenden Vermuthung allerdings bestärken konnte, war der Umstand, daß ihr die Königin wenige Tage vor diesem Feste einen ungemein kostbaren Anzug zum Geschenke machte, den sie, nebst mehreren andern für sie selbst bestimmten, hatte aus Paris kommen lassen, auch ihr einen Schmuck dazu

verehrte, der, obgleich nicht besonders werthvoll, doch jedenfalls ungemein schön und geschmackvoll war. Agraffia's Herz schwamm deshalb in einem Meere von Entzücken, und weil sie dieses nicht ganz und gar in ihrem Innern verborgen halten konnte, so gestattete sie ihm wenigstens in Gegenwart der Ihrigen einen freien Ausbruch, und diese ergötzten sich öfter an ihrer beinahe kindischen Freude, womit sie zuweilen ihnen zeigte, wie sie sich künftig als Königin von Polen halten und benehmen werde.

Ihr Vater hätte nicht den mindesten Stolz besitzen, ja, er hätte kein Pole sein müssen, wenn er bei der Ehre gleichgültig geblieben wäre, die ihm — wie er meinte — in Kurzem bevorstand; ihm, den Seinigen und seinem ganzen Geschlechte. Doch, so war es nicht; vielmehr fachte der Umstand, daß es dem Lande eine Königin geben sollte, die Funken des Stolzes, welche ohnehin schon von jeher in seinem Herzen gelegen hatten, zur hellen Flamme an, die er kaum vor Andern mehr zu verbergen im Stande war.

Aber es gab noch eine Person in Krakau, welche das bevorstehende — wie man allgemein annahm — Verlobungsfest des Thronfolgers mit Agraffia Ignatowski vor geheimer Freude kaum erwarten konnte; eine Person, die darum keine Nacht mehr ruhig zu schlafen vermochte, weil ihr Racheplan nun bald zur Ausführung kommen sollte; ja, Wanda's Herz klopfte

jedesmal sogar in doppelten Schlägen, so oft sie, mit dem Entzücken, das es ihr verursachte, sich vorstellte, was wohl der von ihr so bitter Gehaßte und was dessen Tochter empfinden würden, wenn sie die Nachricht überraschte, daß der Thronfolger mit der Tochter des deutschen Kaisers, der Prinzessin Cäcilia Renata, deren Schönheit sie berühmt machte, mit allen Förmlichkeiten, die dazu erforderlich waren, verlobt hatte.

Den Anblick mußte sie genießen können, wie Beide dabei gleichsam erstarrten, wie sie die Farbe wechselten; sehen mußte sie, wie Ignatowski und seine Tochter sich bei diesem Ereignisse benahmen, und dazu traf sie Anstalten, was füglich anging, da sie in allen Stücken unbedingt so handeln durfte, wie sie es wollte, ein Recht, welches die Königin ihr einräumte.

Das von Agraffia so heiß ersehnte Fest begann mit großer Vorstellung bei Hofe, und zwar befanden sich einige vornehme französische und böhmische Große damals in Krakau, welche sich erst da einführen wollten, bevor sie an der darauf folgenden Mittagstafel Theil nehmen konnten, und sämmtliche Höflinge hielten sich fest überzeugt, daß bei dieser Gelegenheit der König die Verlobung seines Erstgebornen mit der Tochter des Grafen Ignatowski bekannt machen würde.

Auch dieser und die Seinigen glaubten es, und der Graf gab ihnen, bevor sie nach Hofe fuhren, Verhaltungsregeln, wie er überhaupt nun, ohne sich länger dabei Zwang aufzulegen, gegen sie die Freude äußerte, welche dieses Ereigniß in seinem Herzen erweckt hatte.

Die Vorstellung der Fremden dauerte nicht lange, und der Thronfolger erschien dabei im höchsten Glanze. Die Königin trug ihren kostbarsten Schmuck, und alle Höflinge hatten sich, wie verabredet, reich gekleidet.

Gleich nach der Vorstellung ging man zu Tische, und auch hier, wie die Eintheilung der Plätze vermuthen ließ, überzeugten sich die Höflinge, daß der Thronfolger und Agraffia Ignatowski als Verlobte die Tafel verlassen würden; denn neben dem Könige saß eine Fürstin aus Böhmen und neben der Königin, die ihren Platz zur Seite ihres Gemahls hatte, kam erst der Thronfolger, und neben diesem die Gräfin Ignatowski, deren Gatte neben der böhmischen Fürstin seinen Platz fand; Agraffia aber saß dem Thronfolger gegenüber, und an ihrer rechten Seite der Graf von Colredo, an ihrer linken Graf von Wangenheim.

Es waren so viele damit beschäftigt, die königliche Tafel zu bedienen, daß man Einzelne davon kaum unterscheiden konnte, und dann gewiß nicht,

wenn Einer von ihnen mit der Absicht umging, sich vor diesen oder jenen Personen zu verbergen, welche zu den geladenen Gästen gehörten. Darauf rechnete Wanda hauptsächlich, die überdem auch genau wußte, in welchem Augenblicke den sämmtlichen Mitgliedern der Familie des Grafen Ignatowski ein Schlag zugedacht war, der sie tief erschüttern mußte, weil er sie dem Gespötte ihrer Feinde bloßstellte, und dem Gerede aller Höflinge aussetzte. Wanda mischte sich daher in männlicher Kleidung, durch falsche Haare, wie durch ebensolchen Backen- und Stutzbart unkenntlich gemacht, unter die bei Tische aufwartende Dienerschaft, und stellte sich dem Grafen Ignatowski gegenüber, als der verhängnißvolle Moment eintrat, der ihr nach Rache dürstendes Herz befriedigen sollte. Allein sie wußte es so einzurichten, daß er sie nicht ansehen konnte, indem sie sich fortwährend hinter Andere vorsichtig versteckte. Ueberdies sprach Graf Ignatowski mit der böhmischen Fürstin, als man sich eben zur Tafel gesetzt hatte, und am wenigsten richtete er sein Augenmerk auf die Bedienten.

Dem Könige war von der Natur zufällig die Gabe, öffentlich gut zu sprechen, verliehen worden, und er benutzte darum gerne jede Gelegenheit, wo er dieses Talent bemerkbar machen konnte. Er hatte sich daher vorgenommen, die Verlobung des Thronfolgers mit der Tochter des deutschen Kaisers, der

Prinzessin Cäcilia Renata, in einer Rede seinen Gästen anzuzeigen, womit er dem beabsichtigten Zwecke zu entsprechen und die Anwesenden auf eine ihnen angenehme Weise zu überraschen hoffte, wie es auch bei allen der Fall war, wenn man den Grafen Ignatowski und die Seinigen, wenn man Pelagia Chemineffski davon ausschloß.

Noch bevor man die Suppe anfing zu essen, erhoben sich also der König und dessen Gemahlin, welchem Beispiele begreiflich die Uebrigen folgten, indem sie ihre ganze Aufmerksamkeit auf den König richteten, welcher dann mit vor Freude strahlenden Blicken sagte: „Es ist ein für mich und die Meinigen höchst erfreuliches Ereigniß, welches die Veranlassung zu dem heutigen Feste uns gegeben hat, und weil ich hoffen will, daß Ihr, meine ehrenwerten Gäste, daran Antheil nehmen werdet, da von meinem und dem Glücke meiner nächsten Angehörigen die Rede ist; so will ich Euch hiermit eröffnet haben, daß mein Erstgeborner, Prinz Wladislaw, entschlossen ist, sich zu vermählen, und zwar der schönsten und tugendhaftesten Fürstentochter in Europa seine Hand reichen will."

Der König hielt bei diesen Worten inne, und die Höflinge, welche feindlich gegen den Grafen Ignatowski gesinnt waren — in diesem Augenblicke beinahe alle — flüsterten, wenn sie damit nur das

Ohr ihrer Nachbarn erreichen konnten, diesen leise zu: „Also auch noch gar Fürst soll er werden!“ oder: „Nein, das ist zu arg! das ist seinem Hochmuthe zu viel geschmeichelt!“

Aber der König gönnte ihnen dazu nur einen Augenblick Zeit und fuhr dann fort: „Ich meine damit die älteste Tochter —“

Aller Augen waren auf Agraffia gerichtet, die mit vor Freude strahlenden Blicken den König so lange ansah, bis er hinzusetzte: „Sr. Majestät des deutschen Kaisers Ferdinand **III.**, Cäcilia Renata, um deren Hand sich der Thronfolger von Polen beworben, und die förmliche Zusage, sowohl von Sr. Majestät dem deutschen Kaiser, so wie die der Prinzessin Cäcilia Renata, auch schon bereits schriftlich durch die hier gegenwärtigen Gesandten des deutschen Kaiserhauses erhalten hat.“

Nun plötzlich sah Agraffia ganz so wie eine Abbildung von Marmor aus, starr wie diese, und gleich dem eben gefallenen Schnee an Farbe. Ihr Vater aber stürzte schnell hintereinander einige Gläser Wein hinunter, als der König auf die Gesundheit des Brautpaars eins leerte, und dann eins auf die der kaiserlichen Eltern, was der Graf von Colredo erwiederte. Aehnlich aber wie ihr Gemahl empfand auch die Gräfin Ignatowski, sowie auch Pelagia Chemineffski; nur Olga blieb davon verschont, denn

durch Unwohlsein davon abgehalten, an dem Feste Theil zu nehmen, hatte sie keine Ahnung von dem, was bei Hofe vorging.

Nicht mehr länger im Stande, sich im Stehen zu erhalten, sank Agraffia eher auf ihren Sitz zurück, als die Uebrigen sich niederließen, nachdem alle die üblichen Toaste ausgebracht waren.

Der Graf Ignatowski, dessen Gemahlin und Agraffia urtheilten verschieden über den Hergang der Sache. Die beiden Ersteren hielten übereinstimmend dafür, daß man das gegen Agraffia gerichtete Complott nur deshalb geschmiedet habe, um ihn recht empfindlich zu kränken, und wo möglich auch zu beschimpfen. Sie hielten dafür, daß Agraffia nicht die mindeste Veranlassung dazu gegeben, daß der Thronfolger wortbrüchig gegen sie geworden. Sie glaubten, daß dieses nur durch die fortgesetzten Einflüsterungen der Königin bewirkt worden sei, welchen er endlich Gehör geschenkt, nachdem er sie lange genug dem Gerede der Höflinge ausgesetzt hatte.

Agraffia glaubte zwar allerdings auch, daß sie der Königin diesen Wechsel ihres Schicksals zu verdanken hatte; aber sie fühlte sich auch noch wahrhaft bei der Befürchtung gemartert, daß ihre Kammerfrau Honorata dem Thronfolger oder der Königin möchte ihr Gedenkebuch zu lesen gegeben haben. Warum diese eine solche Schlechtigkeit begangen haben sollte,

war freilich zu beurtheilen Agraffia nicht vermögend; denn ihr verzweiflungsvoller Zustand, den sie noch dazu verbergen mußte, wollte sie nicht vollends ein Gegenstand des Spottes abgeben, raubte ihr zu jedem Ueberlegen die Kraft.

Auch die Gräfin Ignatowski war unfähig geworden, etwas Anderes zu denken, als wie ihr Gemahl die seiner Tochter, mithin auch ihm widerfahrene Beschimpfung und Kränkung aufnehmen würde, und wie Agraffia, deren Hoffnungen dadurch mit einemmale zu Grabe getragen wurden. Leichenblaß geworden, sah sie daher Beide abwechselnd an, und mußte sich überzeugt halten, daß sie sich nicht ohne Grund um sie ängstigte; denn ihr Gemahl sah im Gegensatze zu Agraffia völlig dunkelroth vor Aerger und Zorn aus.

Wie überglückselig fühlte sich dagegen Wanda, indem sie wahrnahm, daß der von ihr Gehaßte nicht zu schildernde Qualen empfand. Sein Anblick in diesem Zustande that ihr so wohl, daß sie im Gedanken das Gelübde erneuerte, sie wolle ihn und die Seinigen verderben, sie wolle nicht nachlassen, Alle zu verfolgen und ihnen Böses zuzufügen, so viel und bei welcher Gelegenheit sie es könnte; der Gedanke aber beschäftigte sie so ausschließlich, daß sie darüber vergaß, wo sie sich befand, und sich vorbeugte, um den Grafen Ignatowski genauer zu beobachten. Zu-

fällig aber richtete er in demselben Momente den Blick nach der Seite hin, wo sie stand, und erschrak heftig, indem er sie bemerkte. Er konnte sich jedoch nicht völlig überzeugt halten, ob er wirklich Fatimen gesehen; denn sie verlor sich gleich, als sie ihre Unvorsichtigkeit eingesehen, unter die aufwartende Dienerschaft, und weil sie ganz wie diese gekleidet war, vermochte er schon beim zweiten Blicke sie nicht weiter von den übrigen Bedienten zu unterscheiden. Zu jeder andern Zeit würde der Umstand den Grafen ungemein beunruhigt haben; allein in dem gegenwärtigen Augenblicke hatte er an so viel Wichtiges zu denken, daß er dieses Ereigniß aus den Gedanken verlor, und erst später sich wieder daran erinnerte, als noch eins eintrat, wo er sich überzeugt halten mußte, daß er sich damals, bei jenem unglückseligen Gastmahle, durchaus nicht geirrt, daß es wirklich Fatime war, die er gesehen.

Gleich nachdem der König die Verlobung des Thronfolgers bekannt gemacht hatte, und während der ganzen Mahlzeit wurden so viele Toaste ausgebracht, und es herrschte dabei eine so laute Fröhlichkeit unter den Anwesenden — die Wenigen ausgenommen, welche Ursache genug hatten, nicht so gestimmt zu sein — daß Agraffia und deren Eltern, wie auch Pelagia Chemineffski, sich einigermaßen von dem Schrecken, den sie eben empfunden, erholen

konnten. Jedoch beruhigt fühlten sie sich darum noch lange nicht, da sie nur einen Blick auf ihre Umgebung zu richten brauchten, um sich zu überzeugen, wie man von allen Seiten das Statt gefundene Ereigniß beurtheilte; daß man es als einen herrlichen, unterhaltenden Spaß betrachtete und ihnen die widerfahrene Demüthigung gönnte, so wie den dadurch ihnen verursachten Aerger; die Beschämung und Beleidigung, welche für sie hauptsächlich jetzt in dem früheren Benehmen der Königin lag, die nun eine ganz Andere geworden zu sein schien, und es dadurch ankündigte, daß sie kein Wort an Einen von ihnen mehr richtete, nicht einen Blick mehr für Einen von ihnen hatte.

Begreiflich war ihnen wegen aller dieser Umstände fürchterlich zu Muthe, ohne daß sie im Stande waren, sich dieser Situation zu entziehen, weil sie in diesem Falle ihre Sache nur verschlimmert hätten. Im Gegentheile, sie mußten von den ihnen vorgesetzten Speisen genießen, wenn sie anders vermeiden wollten, daß man sie fragte, warum es nicht geschehe. Sie mußten sich mit den ihnen zunächst Sitzenden angelegentlich unterhalten, obgleich sie die Absicht von Manchen erkannten, die ihre Lage noch zu verschlimmern wünschten; dagegen auch wieder Andere zwar gutmüthig waren, jedoch das unrechte Mittel wählten, um sie ihrer Verlegenheit zu entreißen, nämlich mit ihnen

ein Gespräch anfingen, und so sie nöthigten, ihnen ihre Aufmerksamkeit zuzuwenden.

Endlich — für die Gekränkten nach einer Ewigkeit — hob der König die Tafel auf, und die dabei Gegenwärtigen vertheilten sich gleich nachher in die verschiedenen Nebenzimmer, welche an den Speisesaal grenzten.

Der Graf Ignatowski und die Seinigen konnten sich mithin gleichfalls aus dem Saale entfernen, und er blieb keinen Augenblick zweifelhaft, was er thun sollte. Zu dieser Wahl gab ihm jedoch das Uebelbefinden seiner Gemahlin den Vorwand, von dem sich Jeder überzeugen konnte, der sie ansah; weshalb er zu einigen Höflingen, die ihn zu beobachten schienen, sagte, daß er sich beeilen müsse, seine Gattin nach Hause zu begleiten, weil diese sich unwohl befände; worauf er sich mit den Seinigen entfernte. Am liebsten hätte er auch Agraffia mit sich genommen; aber er fand es nicht für zweckmäßig, sondern hielt es für besser, Agraffia in ihr Gemach zu folgen, auch die Uebrigen mit dahin zu nehmen und hier abzuwarten, bis seine Tochter erst im Stande sei, ihn anzuhören; denn er hielt es für ganz nothwendig, ihr Verhaltungsregeln über ihr künftiges Benehmen zu ertheilen, bevor er sie verließ.

Der Reichskanzler Radziejowski war vor etwa einer Stunde erst von einer Reise zurückgekehrt, die

er nach seinen Gütern unternommen hatte. Er wußte mithin nicht das Allermindeste von dem Vorgefallenen, und würde die von dem Könige empfangene Einladung zu einem Familienfeste, wie dieser sich ausdrückte, gewiß nicht benutzt haben, weil es ihm unbequem sein mußte, sich umzukleiden, wenn er nicht gehofft hätte, Agraffia dort zu finden, die er schon als seine Braut betrachtete, indem mancher von ihr heimlich geschenkte Blick, und die Erwiederung seines Händedrucks in einer Abendgesellschaft bei der Königin, ihn zu diesem Glauben berechtigte. Er hatte allerdings vor seiner Abreise davon gehört, daß man annahm, es gehe der Thronfolger mit dem Plane um, Agraffia Ignatowski zu seiner Gemahlin zu erheben; allein er glaubte nicht dem Gerede, indem er die Königin richtig beurtheilte, und meinte, daß es mit deren Bewilligung nicht dazu kommen würde, und gleichfalls annahm, daß der Thronfolger gewiß eben so wenig gegen den Willen seiner Mutter sich vermählen möchte.

Nur in Agraffia irrte er sich, indem er ihr zutraute, daß sie ihm keine Hoffnung auf den Besitz ihrer Hand gegeben hätte, wenn sie die Absicht gehabt, die Huldigung des Thronfolgers zu begünstigen. Er erschrak mithin ungemein, als er, in der Absicht, Agraffia durch seine Zurückkunft zu überraschen, in den königlichen Saal trat, wo getanzt

wurde, und ihm gleich ein Höfling erzählte, was während der Mittagstafel vorgefallen war, und welchen Eindruck die Sache auf Agraffia, so wie bei den Ihrigen hervorgebracht habe.

Ein Zweiter, ein Dritter von den Gegenwärtigen erzählte ihm ganz dasselbe, und er vermochte darum kaum zu verbergen, was in seinem Innern vorging; allein er durfte dennoch die Gesellschaft nicht verlassen, wenn er sein Geheimniß nicht dem Spotte der Höflinge preis geben wollte, indem er dann mit eine Rolle in dem Vorgefallenen gespielt hätte. Er entschloß sich also, dem Hofballe noch eine Weile beizuwohnen, der eben beginnen sollte.

Sobald die Königin seiner ansichtig wurde, ließ sie durch einen Kammerherrn ihn zu sich rufen, nachdem sie sich in ein Zimmer begeben hatte, das an den Ballsaal grenzte, wo sie ihn mithin ohne Zeugen sprechen konnte, weil Jeder ihre Absicht errieth, und sich daraus entfernte, sobald sie eingetreten war, und wo sie auch nicht in dem Ballsaal verstanden werden konnte, obgleich die Flügelthüren, welche dahin führten, offen standen, weil das Geräusch der Musik und das Gerede der dort Anwesenden ihre Worte für Alle, außer für den Reichskanzler, der ihr ganz nahe stand, unverständlich machten.

Die Königin beschäftigte sich schon während des

ganzen Tages mit dem Gedanken, wie sie ihren Racheplan am sichersten, und am meisten die dabei Betheiligten schmerzend, weiter ausdehnen könne, und es schien ihr endlich am zweckmäßigsten, wenn sie plötzlich Agraffia aus ihrer Nähe entfernte, um dadurch noch empfindlicher die Ehre ihres Vaters zu verletzen, als es nun schon ohnehin geschehen war. Sie hatte also gleich, nachdem sie von der Tafel aufgestanden, um ihr Verfahren zu rechtfertigen, verschiedenen Höflingen, auf deren Geschwätzigkeit sie sich verlassen konnte, den Inhalt von Agraffia's Gedenkebuch mitgetheilt, jedoch dabei auch gesagt, daß sie diesen schon früher erfahren, noch bevor sich der Thronfolger um die Hand der Prinzessin Cäcilia Renata beworben habe, wie es in der That so der Fall war; dem Reichskanzler aber zeigte sie vollends gar die von Agraffia's Hand beschriebenen Blätter.

Begreiflich wurde Agraffia schonungslos genug von den Höflingen ihres Benehmens wegen getadelt, und besonders von den Damen, von welchen die meisten kaum ihre Freude darüber zu verbergen vermochten, indem sie nun hoffen konnten, die von ihnen so lange schon Beneidete und darum Gehaßte aus ihrer Nähe verwiesen zu sehen.

Eben so aber wie die Damen, triumphirten auch manche von den männlichen Höflingen über Agraffia's Unvorsichtigkeit; denn nach dem Vorgefallenen

konnten sie nur annehmen, daß ihr Vater nicht nur den Hof, sondern gewiß auch Krakau verlassen würde, weil sie sein Ehrgefühl kannten.

Wenn aber schon die Sache unter den übrigen Höflingen das größte Aufsehen verbreitete, worüber sie nur aus Politik, und weil es die Königin strenge so verlangte, gegen die Grafen Colredo und Wangenheim schwiegen, so wirkte das, was er vernommen hatte, um so erschütternder auf den Reichskanzler; denn die Königin hatte ihn durch den Augenschein überzeugt, daß auch von ihm in den ausgerissenen Blättern von Agraffia's Gedenkebuch die Rede war, und daß sie ihn nicht geschont, sondern seine Bewerbung um ihre Hand lächerlich gemacht, jedoch gemeint hatte, wenn ihr der Plan fehlschlagen sollte, die Gemahlin des Thronfolgers zu werden, so wolle sie sich doch dazu bequemen, die Gemahlin des Reichskanzlers, mithin die erste Dame am Hofe, nach den königlichen Familienmitgliedern, zu sein, so schwer es ihr auch fallen würde, alle Ansprüche auf noch größeren Rang aufzugeben, und dagegen sich mit einem alternden Manne ehelich zu verbinden, für den sie doch unmöglich auch nur die mindeste Liebe zu empfinden im Stande sei. Es gehörte mithin eine Fassungsgabe dazu, wie der Reichskanzler glücklicher Weise besaß, damit er nicht zu zeigen brauchte, wie ihm zu Muthe war, sondern

in Bezug auf sich völlig ruhig scheinen konnte, da überdies die Königin ihm die feste Versicherung gegeben, daß sie gegen keinen von den Höflingen etwas davon erwähnt, wie arg sich Agraffia Ignatowski auch gegen ihn vergangen habe, und um ihn zu schonen, auch ferner nicht darüber sprechen wolle.

Der König erfuhr, während seine Gäste noch um ihn versammelt waren, nur daß der Graf Ignatowski mit den Seinigen, des Uebelbefindens seiner Gemahlin wegen, sich vom Balle entfernt habe, wie er überhaupt nur höchst unvollkommen Kenntniß davon hatte, daß der Thronfolger mit dem Plane umgegangen, die Tochter des Grafen Ignatowski zu seiner Gemahlin zu erheben, und nur froh war, wenn man ihn nicht auf irgend eine Weise durch Mittheilungen dieser Art belästigte.

Indessen, wissen mußte er doch, was vorging, und die Königin übernahm es also selbst, es ihm am folgenden Tage bekannt zu machen, was sie auch ausführte, und zwar dabei Agraffia's Vergehen auf keine Weise zu mildern suchte.

Kaum hatte der Graf Ignatowski das Gemach seiner Tochter betreten, als er, die Bitten seiner Gemahlin nicht berücksichtigend, womit sie ihn beschwor, sich

zu mäßigen, weil leicht ein an der Thüre Vorübergehender ihn hören und verstehen könne, in Verwünschungen gegen die Königin ausbrach, der er einzig nur die Schuld beilegte, daß der Thronfolger nicht Agraffia ehelichen wollte, wie er doch es ihr versprochen hatte. Auch behauptete er, daß die Königin absichtlich die Höflinge habe glauben gemacht, daß ihr Erstgeborener sich mit Agraffia vermählen werde, um, wenn der entgegengesetzte Fall eintrete, ihren Vater desto empfindlicher zu kränken.

Der Graf war, wie alle Polen es sind, sehr heftig und leicht dazu zu reizen, Jemandem ohne Schonung zu begegnen, obgleich sonst äußerst gutmüthig, und immer bereit, jedem Unglücklichen beizustehen, sobald er nur irgend darum angesprochen wurde. Auch nahm er gerne eine gerechte Sache in seinen Schutz, und brachte dabei bereitwillig manches Opfer. Aber er konnte förmlich in Wuth gerathen, wenn irgend ein Mensch seiner Ehre zu nahe trat, oder auch nur eine Miene dazu machte, es zu wollen. Dann war er fürchterlich, und achtete bei solcher Gelegenheit auch nicht auf eine begütigende Zusprache. So jedoch wurde es nun, als er sein Gefühl nicht mehr einzuzwängen brauchte, aber doch nicht im Stande war, sich an der Königin für die ihm zugefügten Beleidigungen zu rächen, nicht einmal sie dafür zur Rede stellen durfte. Denn

was hätte er ihr sagen wollen? Welcher Schuld konnte er sie anklagen, ohne die Lacher auf ihre Seite zu ziehen? Und dennoch hatte sie gegen ihn, wie gegen die Seinigen, unverzeihlich gehandelt.

Eben so wenig konnte er den Thronfolger zur Rede setzen; denn was hatte er ihm vorzuwerfen? Daß er durch sein Betragen gegen Agraffia dem Hofe den Glauben aufgedrungen, wie er mit dem Plane umgehe, sich mit Agraffia zu vermählen? Daß er ihr seine Liebe betheuert; ihr die Versicherung gegeben, er werde seine Eltern dazu vermögen, daß er ihr seine Hand reichen dürfe, und dabei nicht Wort gehalten hatte? Der Graf sah ein, daß er sich nur dem Spotte der Höflinge aussetzen würde, wenn über diese Sache noch weiter Worte gewechselt wurden, und daß es für ihn, wie für seine Tochter, rathsam sei, zu schweigen. Allein erst am folgenden Tag kam er zu dieser Einsicht, nachdem sich sein Blut etwas abgekühlt hatte; doch gegenwärtig behauptete er seinen Zorn nicht beherrschen zu dürfen, weil er die sämmtlichen Höflinge in den Gesellschaftssälen des Königs wußte, mithin nicht zu befürchten brauche, daß ihn Einer von ihnen behorchen könnte, weshalb er seinem Aerger, wie seinem gekränkten Ehrgefühle, freien Lauf ließ.

Agraffia war gleich nach dem Eintritt in ihrem Zimmer in einen Sessel gesunken, und sah so

entsetzlich blaß aus, daß sie einer Todten glich; denn sie hatte auch die Augen gesenkt, und schien kaum noch zu athmen, indessen sich ihre Mutter und deren Freundin Pelagia abwechselnd damit beschäftigten, sie zu entkleiden, und dazwischen ihren Vater zu beruhigen, der ihnen jedoch kein Gehör schenkte, sondern in seinem Eifer alle die schlechten Handlungen beleuchtete, welche sich die Königin besonders in früherer Zeit hatte zu Schulden kommen lassen, und Begebenheiten dabei entschleierte, von welchen weder Agraffia noch deren Mutter, wie eben so wenig Pelagia, jemals hatten sprechen hören; auch Geheimnisse enthüllte, deren Inhalt sie in nicht geringes Erstaunen versetzte, ohne daß er nur im Geringsten ihre Gegenwart dabei berücksichtigte, weil seine Gemüthsstimmung in zu arger Aufregung, und seine Heftigkeit zu groß war, als daß er seine Worte hätte behüten können, wie er es sonst gethan, weshalb sie nun lauter Neues vernahmen. Doch während das Alles vorging, verwirklichte sich in der That das alte Sprichwort, wonach es heißt; Die Wände haben Ohren, also hüte Dich vor den Wänden; denn Wanda stand horchend auf ihrem Posten, labte ihr Herz durch die Freude, welche ihr der Ausbruch einer Gemüthsstimmung des Grafen bereitete, die beinahe an Verzweiflung grenzte, und verlor kein Wort von dem, was er im Aerger

sagte. Aber sie beschloß gleichzeitig, daß sie von dem, was sie eben vernommen, der Königin keine Mittheilung machen, sondern es dazu benutzen wolle, um ihre Gewalt über dieselbe noch immer mehr auszudehnen, damit sie für jeden Fall eine Stütze an ihr behalte, und künftig, wie gegenwärtig, ganz unbeschränkt in allen Stücken verfahren könne, wie es kommen mußte, sobald die Königin sie für eine Mitwisserin von mancher Schuld erkannte, welche ihre Seele belastete.

Der Graf hatte, bevor er die Gesellschaft verließ, einem der Höflinge den Auftrag gegeben, sie ihres Weggehens wegen zu entschuldigen, und das plötzliche Uebelbefinden seiner Gemahlin vorgeschützt; jedoch kümmerte es ihn auch nicht besonders, wenn man ihm seine Entfernung aus den königlichen Gemächern zur Last legte.

So lange, bis Agraffia sich zu Bette begeben hatte, verweilte ihre Mutter noch bei ihr im Schlafzimmer; allein ihr Gemahl drang nun darauf, daß auch sie der nöthigen Ruhe bedürfe, und weil er gewiß sein konnte, daß sein Wagen ihn erwartete, so führte er sie hinab, befahl seinem Diener, der gleichfalls an der Treppe stand, schnell vorfahren zu lassen, und begab sich mit ihr nach seinem Palaste, indessen Pelagia Chemineffski die Nacht über bei Agraffia verweilte.

Olga war sehr betrübt darüber, daß sie nicht mit nach Hofe fahren, und Zeuge von dem Triumphe ihrer Schwester sein konnte, wie sie wähnte; denn Olga würde ihr Leben zum Pfande eingesetzt haben, daß bei diesem Hoffeste Agraffia's Verlobung mit dem Thronfolger würde veröffentlicht werden, und aus diesem Grunde bestürmte sie die Freundin ihrer Mutter so lange mit Bitten, bis diese mit nach Hofe fuhr; denn Pelagia hatte ein gutes Gedächtniß, verstand eben so zu erzählen, und durch sie hoffte Olga Alles, was sich dort ereignen würde, genau wieder zu erfahren.

Aus dem angeführten Grunde glaubte Olga auch, daß ihre Eltern und deren Freundin sehr spät von Hofe kommen möchten, und erstaunte nicht wenig, als im Gegentheil der Wagen mit ihnen sehr frühzeitig zurückkam. Sie befürchtete daher, daß ihre Mutter, der gehabten Gemüthsbewegung halber wieder unwohl geworden sei, eilte ihnen bis nach der Treppe entgegen, und fragte ihre Mutter mit einem Tone, der Besorgnisse ausdrückte, nach ihrem Befinden.

„Es wäre wohl kein Wunder, wenn ich sie halb todt nach Hause brächte," erwiederte der Graf statt seiner Gemahlin, mit sehr verdrüßlichem Ton, jedoch so leise, daß Olga ihn kaum verstehen konnte; denn er scheute die Gegenwart seiner Diener, wes=

halb er hinzusetzte: „doch hier, wo Andere uns behorchen können, kein Wort weiter."

Darauf verfügten sie sich Alle in das Schlafgemach der Gräfin, weil diese zu angegriffen war, als daß sie sich länger aufrecht erhalten konnte.

Olga sah wohl an dem ganz und gar verstimmten Wesen ihres Vaters, daß etwas ganz besonders Unangenehmes mußte vorgefallen sein; aber sie wagte es nicht, darnach zu fragen. Vielmehr schickte sie die Kammerfrau ihrer Mutter zurück, welche diese entkleiden wollte, und verrichtete diesen Dienst selbst schweigsam, indessen ihr Vater eben so mit verschränkten Armen im Gemache auf und ab ging.

Endlich aber fiel es ihm ein, daß sein fortgesetztes Schweigen Olga beunruhigen mußte, und deshalb sagte er endlich: „Ja, ja, mein Kind, das hieß die Rechnung ohne den Wirth abschließen; denn der Thronfolger feierte zwar allerdings seine Verlobung, aber mit wem?"

„Wie," fragte Olga erschrocken, „nicht mit meiner Schwester? Und wo ist Pelagia Chemineffski geblieben; wohl bei Agraffia? Gott, diese ist gewiß unwohl?"

„Nein, nicht mit Deiner Schwester feierte er seine Verlobung," sagte der Graf mit neuer Bitterkeit im Tone, „sondern mit Cäcilia Renata, der Tochter des deutschen Kaisers Ferdinand III., und

Pelagia Chemineffski ist bei Agraffia geblieben, welche natürlich dieses Ereignisses wegen unwohl geworden ist."

Olga stieß einen leisen Schrei aus, welchen ihr unwillkürlich der Schrecken erpreßte, den ihr das eben Gehörte verursachte, und darauf drangen Thränen ihr aus den Augen, indem sie ihren Vater bat: „Laßt mich doch wissen, wie Alles so kam."

„Ja, mein Kind," antwortete ihr der Graf, „wer alle die Schelmenstreiche ausgeübt, und wie sie es anlegten, daß ihr Beginnen mir verborgen blieb, das weiß ich Dir nicht zu sagen; nur was heute sich ereignet hat."

Die Gräfin nahm eine liegende Stellung auf einem Ruhebett an, indessen ihr Gemahl erzählte, was sich im Schlosse bei der königlichen Tafel zugetragen hatte.

„Und, Agraffia," fragte deren Schwester bewegt, „welche Wirkung brachte dieser Vorfall bei ihr hervor?"

„Sie wechselte die Farbe, und schien mit einer Ohnmacht zu kämpfen," antwortete der Graf; „allein sie behielt doch so viele Gewalt über sich, daß sie den Sturm ihres Innern zu beschwichtigen vermochte. Mit einer Fassung, die mich in Verwunderung setzte, verhielt sie sich anscheinend ruhig bis zum Ende der Tafel, und sprach sogar abwechselnd zuweilen mit

ihren Nachbaren. Nur als der König sich erhoben hatte, und sie mit uns in ihrem Gemache angelangt war, überließ sie sich dem Schmerze einer grausamen Täuschung, und weinte nun leise vor sich hin. Aber das dauerte nicht lange; dann schien sie wirklich ruhig zu werden, und sehnte sich nach Ruhe. Wir verließen sie also, und unsere Freundin Pelagia Chemineffski versprach, die Nacht über bei ihr aufzubleiben."

„Das ist gut," sagte Olga, „denn man kann nicht wissen, ob der gehabte Schrecken ihr nicht eine Krankheit zuziehen wird. Doch — meine theure Mutter, wird es nicht gut sein, wenn auch Ihr Euch zu Bette begebt?"

„Ja, thue das, liebe Vannienka," sagte der Graf zu seiner Gemahlin, „und morgen wollen wir in Ueberlegung ziehen, was wir weiter bei der Sache zu unternehmen haben."

Die Gräfin begab sich nun zu Bette, aber zu schlafen vermochte sie nicht; denn am meisten beunruhigte sie die Heftigkeit ihres Gemahls.

Als der Graf und seine Gemahlin ihre Tochter Agraffia verlassen hatten, begab diese sich noch nicht zur Ruhe, wie sie erst versichert, daß sie es wollte, sondern sie ging, trotz dem daß Pelagia Chemi-

neffski sie beschwor, sich niederzulegen, noch in ihrem Gemache auf und nieder. Dabei sah sie zwar ungemein blaß aus, ihre Züge schienen durch Schmerz verzogen zu sein, der Blick ihres Auges war matt, und das Athmen fiel ihr schwer; aber dennoch war es ihr unmöglich, sich zu Bette zu begeben; denn sie befand sich noch in einer zu großen Aufregung, und gab Pelagia keine Antwort auf alle ihre Vorstellungen. Endlich aber setzte sie sich an den Schreibtisch, schrieb einen Brief, versah ihn mit der nöthigen Adresse, und bewahrte ihn so lange in einer Schublade auf, bis bald nachher ein Diener ihres Vaters kam, der sich nach ihrem Befinden erkundigen ließ. Nun gab sie darauf nur flüchtig Antwort, und befahl um desto dringender und ausführlicher, daß der Bursche ihren Brief in die Behausung des Herrn Reichskanzlers Radziejowski tragen, und dort Niemandem sonst, als seinem Leibdiener Antoni, zur Beförderung an seinen Gebieter einhändigen möchte, der jedoch das Schreiben gleich nach seiner Ankunft in Krakau erhalten müsse.

Dann sagte sie zu dem Diener ihres Vaters: „Ich habe Dir diesen Brief schon am gestrigen Vormittage zur Ablieferung an Antoni übergeben; hörst Du? Du hast aber gemeint, es sei auch heute Zeit genug dazu, weil der Herr Reichskanzler noch nicht

von seiner Reise zurückgekehrt sei, und hier empfange dafür eine Belohnung."

Bei diesen Worten drückte sie ihm ein Goldstück in die Hand.

Agraffia glaubte den Reichskanzler noch auf seinen Gütern, und war am vergangenen Tag sehr zufrieden damit, ihn nicht in Krakau anwesend zu wissen, weil sie befürchten konnte, daß er sie mit Vorwürfen überhäufen, oder daß wenigstens sein Blick diese ausdrücken würde, wenn sie sich vor seinen Augen mit dem Thronfolger verlobte, wie sie meinte, daß es käme. Aber — wie so ganz anders hatte sich ihr Schicksal gefügt!

Als Pelagia vernahm, für wen der Brief bestimmt war, flüsterte sie Agraffia zu: „Was willst Du beginnen? Ueberlege zuvor, ob dieser Entschluß Dich nicht gereuen wird; denn ich ahne, was dieser Brief für eine Mittheilung enthält, und erinnere Dich darum, daß sein Inhalt Dein ganzes Lebensglück aufs Spiel setzt, und daß Du es verlieren kannst. Darum warte wenigstens bis morgen, bevor Du diesen Brief an den Reichskanzler abgehen läßt."

Agraffia schüttelte den Kopf, und wiederholte den erst erlassenen Befehl noch dringender, worauf der Diener sich entfernte.

Als sie sich darauf mit Pelagia allein befand, sagte sie zu dieser: „Mir blieb keine Wahl übrig;

denn von wirklichem Glücke in der Ehe, gleichviel mit wem geschlossen, kann nun weiter nicht mehr die Rede sein. In meinen Augen ist es überhaupt nur ein Phantom, und ich will einem solchen nicht länger nachjagen, um es zu erhaschen, weil ich ohnehin nicht daran glaube, daß es existirt. Es muß vielmehr meine Absicht sein, jetzt so zu handeln, wie meine Eltern es für gut erkennen, und Ihr gewiß gleichfalls. Aber — wenn Ihr mir einen Liebesdienst erweisen wollt, für den ich Euch Dank wissen werde, so bringt mich — ohne meine Kammerfrau dabei zu Eurem Beistande aufzufordern — zu Bette, weil ich Honorata nicht gerne sehen mag; denn ich habe einen Groll auf sie — ja, ich finde vielleicht gar Ursache, sie zu hassen."

„Und weshalb?" fragte Pelagia mit Erstaunen, „Du warst doch sonst mit ihren Leistungen zufrieden."

„Laßt das jetzt," erwiederte Agraffia, indem sie an ein Fenster trat, von wo sie nach dem Saale hinüber sehen konnte, wo noch getanzt wurde, und jeden Ton der Musik vernahm, weil sich ihr Gemach zwar in einem Seitenflügel des Schlosses, aber dennoch nicht weit von den Sälen entfernt befand, die nur bei festlichen Gelegenheiten benutzt wurden. Erst sah sie eine Weile hinüber, und ließ den Sturm, welcher in ihrem Innern tobte, gewäh-

ren; dann aber sagte sie, und ließ dabei die heftigste Erbitterung im Tone vernehmen: „Da tanzen sie nun, und Niemand von ihnen denkt daran, wie mir in diesem Augenblicke zu Muthe ist. Doch nein — sie, die diese Empfindungen in meinem Herzen erweckt hat, kann es beurtheilen, und auch er, der erbärmliche Schwächling, den sie wie ein Kind am Gängelbande ihres Willens leitet, vermag es. Ach, auch die Höflinge sind es im Stande, welche eine solche Demüthigung mir gönnen. Doch — es ist noch nicht aller Tage Abend, und ein altes Sprichwort sagt, daß Derjenige das Spiel gewonnen hat, der zuletzt lacht.“

„Agraffia,“ bat sie die mütterliche Freundin, „Du wolltest erst zu Bette gehen, führe doch diesen Vorsatz aus; denn wie mußt Du müde sein; nicht zum Ertragen.“

„Ihr habt Recht,“ erwiederte Agraffia, tief Athem schöpfend, „nicht zum Ertragen.“

Sie ließ sich darauf entkleiden und zu Bette bringen; aber sie vermochte doch nicht zu schlafen. Vielmehr stellten sich ihr jetzt, nun ihr Körper ausruhte, ihrem Geiste nur Bilder vor, die ihr Inneres mit Aerger, Zorn, Scham und Bitterkeit erfüllten. Sie ließ deshalb zunehmend Unruhe bemerkbar werden, und Pelagia wollte sich deshalb bemühen, sie zu beruhigen. Allein sie brach in ein

beinahe verzweiflungsvolles Gelächter aus, indem sie zur Antwort gab: „Warum bemitleidet Ihr doch die Närrin, welche ihr Schicksal verschuldet hat, und daran unrecht thäte, wenn sie sich darüber beklagen wollte. Auslachen müßtet ihr sie weit eher; denn das verdient sie.“

Aus diesen Worten, und besonders aus dem Tone, womit sie gesprochen wurden, konnte Pelagia entnehmen, was Agraffia litt, und eben deshalb vermehrte sich ihr Mitleid mit dieser allerdings Schuldigen, aber in gleichem Grade nun Unglücklichen; denn diese war ja die Tochter ihrer innigsten Freundin; sie war die ihres Wohlthäters.

Hätte sie aber gar ahnen können, wie die Sache weiter kam, so würde sie die Nacht über kein Auge geschlossen haben; dagegen sie später, als Agraffia anfing, ruhiger zu werden, neben ihrem Bette in einem bequemen Lehnsessel Platz nahm, und von der forttönenden Musik eingewiegt, endlich entschlummerte; denn sie fühlte sich ungemein ermüdet.

Der Reichskanzler hatte sich, sobald es, ohne Aufsehen zu erregen, geschehen konnte, nach seiner Behausung zurück verfügt. Aber was für Empfindungen nahm er dahin mit sich! Verachtung gegen ein weibliches Wesen, das noch so jung, und trotz

dem so verdorben an Sitten, so arm an Gefühl, und so reich an Eitelkeit und Ehrsucht war. Unwillen fühlte er gegen Agraffia, welche ihr ganzes Lebensglück an der Seite eines nicht geliebten Mannes der Krone wegen aufzuopfern bereit gewesen wäre, die er ihr hätte aufs Haupt setzen können. Aerger empfand er über eine Gefallsüchtige, die mit der Ruhe eines Andern — mit der seinigen, ein tadelnswerthes Spiel getrieben hatte, weil sie glaubte, daß sie wenigstens seiner gewiß sei, wenn der Thronfolger ihr entschlüpfen sollte, obgleich sie die ganze Macht ihrer Schönheit aufgeboten hatte, um ihn dadurch an sich zu fesseln, und, während sie sich damit beschäftigte, nicht etwa aus Grundsatz tugendhaft geblieben war, sondern weil ein wohl überlegter Vorsatz und schlaue Berechnungen sie dazu antrieben.

Er hatte es so gut mit Agraffia gemeint; er würde nach seiner besten Absicht, mit der ganzen Kraft seines Willens dahin gestrebt haben, sie zu beglücken, und wenn er gleich schon im reiferen Mannesalter stand, so besaß er doch sonst alle Eigenschaften, durch welche er ihr ein beneidenswerthes Loos anbieten konnte, und er würde sicher um keine andere junge Dame des Hofes sich vergebens beworben haben, deren Herz noch frei war.

Wie also mußte sich nun sein Herz gegen eine Lasterhafte erbittert fühlen, die ihn auf eine empö-

rende Weise hintergangen, indem sie mehr als ein Mal Aeußerungen gegen ihn ausgesprochen, und diese durch Blicke begleitet hatte, die ihm die Erfüllung seines Wunsches, den Besitz ihrer Hand verhießen, wie sie den ihrer Liebe ihm schon gegenwärtig zusagten. Ihr Vergehen gegen ihn mußte ihm also im rechten Gesichtspunkte erscheinen, und deshalb fühlte er sich gedrungen, sie jetzt in eben dem Grade zu verachten, als er sie früher geliebt hatte, und darum nahm er sich vor, zwar nicht dazu beizutragen, daß man ihren tadelnswerthen Charakter noch besser kennen lernte, als es ohnehin schon gegenwärtig genugsam der Fall war, aber doch die Gedanken an ihren Besitz aufzugeben, und bei jeder Gelegenheit ihre Nähe zu meiden, wenn sie anders ihre Stelle noch ferner bekleiden durfte, was er jedoch kaum glauben konnte, weil er so ziemlich richtig die Königin beurtheilte, und ganz genau den Grafen Ignatowski.

Allerdings nahm der Reichskanzler auf sich selbst die meiste Rücksicht, indem er sich vornahm, Agraffia's Verfahren gegen ihn zu verschweigen; aber es bestimmte ihn auch die Achtung dazu, welche er für die Ihrigen empfand, und deshalb nahm er sich vor, diese nicht noch mehr zu kränken, da sie sich durch das Vorgefallene ohnehin schmerzhaft genug berührt fühlen mußten; vielmehr die Höflinge

seiner näheren Bekanntschaft dahin zu vermögen, daß sie den Grafen Ignatowski dadurch, daß sie ihm ungewöhnlich freundlich und achtungsvoll begegneten, das Vorgefallene vergessen machten; „denn“ sagte sich der Reichskanzler selbst, „was in aller Welt kann der Ehrenmann dafür, daß seine Tochter eine Nichtswürdige ist, und als eine solche auch gehandelt hat? Nicht anders im Grunde, als schon manche Andere von ihr; nur mit dem Unterschiede, daß es bei diesen nicht so genau entdeckt wurde, mit darum, weil es früher noch keine Gedenkebücher gab, in welche die Damen die wahre Meinung ihres Herzens niederlegten, weshalb die übrigen jetzt vorsichtiger damit umgehen werden, wenn sie eine Falschheit desselben zu verbergen haben.“

Der Reichskanzler würde diesen Vorsatz auch gewiß ausgeführt, und Theilnehmer an seinem guten Verfahren genug gefunden haben, weil man sich damit begnügt hätte, sich überzeugt zu halten, daß Graf Ignatowski nicht der Schwiegervater des künftigen Königs von Polen werden konnte, wenn sich nicht Umstände ereignet hätten, die ihm anriethen, daß es vortheilhafter für den Grafen sei, wenn er vorläufig noch seine wahren Gesinnungen gegen diesen verheimlichte.

Als sich der Reichskanzler in seinem Gemache befand, und seinen Kammerdiener, der ihn entkleidet, schon fortgeschickt hatte, brachte ihm sein Jäger Agraffia's Brief.

Der Reichskanzler hatte nie eine Zeile von ihrer Hand geschrieben gesehen, darum konnte er auch aus der Aufschrift nicht errathen, von wem das Briefchen kam, und fragte deshalb darnach den Jäger.

Wie erschrak er aber, als er die Antwort vernahm, und sagte darauf: „Wann ist dieser Brief abgegeben worden?"

Der Jäger meinte seine Sache gut zu machen, und erwiederte darum, seinen Kameraden entschuldigend: „Der Diener des Grafen Ignatowski hat es vergessen, ihn schon gestern abzugeben, wie man es ihm befohlen hatte."

„Also heute erst hast Du ihn für mich erhalten?" fragte der Reichskanzler. „Um welche Zeit?"

„Es mochte etwa schon acht Uhr Abends sein," antwortete der Jäger.

„Gut ersonnen," murmelte der Reichskanzler vor sich hin, und gab seinem Jäger ein Zeichen der Entlassung, worauf dieser sich entfernte.

Als sich der Reichskanzler allein befand, erbrach er Agraffia's Brief, der zwar nur wenige Zeilen, aber trotz dem eine wichtige Mittheilung für ihn enthielt, und als er gelesen hatte, saß er anfänglich

ganz starr vor Erstaunen da, dann aber rief er aus: „Ist es möglich! Sich so unklug zu benehmen — sich so ganz und gar in meine Hände zu liefern — ich finde es unbegreiflich — es ist eine Verblendung, ein Leichtsinn ohne Gleichen!“

Der Reichskanzler ging nun mit großen Schritten in seinem Gemache auf und nieder, indem er, halb in Gedanken verloren, zu sich selbst sagte: „Ein Anderer würde vielleicht zweifelhaft sein, wozu er sich entschließen sollte — Ihre Schönheit würde allenfalls ihn verlocken, sich schwach zu zeigen; aber ich fordere von meiner künftigen Gemahlin, daß sie mir mehr anzubieten haben soll, als persönliche Reize und ein großes Vermögen. Diese Gaben aber nur würde Agraffia Ignatowski mir als Mitgift zubringen; darum werde ich nur eben so kurz antworten, als sie an mich geschrieben hat, und dabei meiner Ueberzeugung folgen, die mir anräth, mich von der Lasterhaften loszusagen, aber keinem Menschen zu entdecken, daß sie sich noch vor mir so erniedrigt hat, mir ihre Hand anzutragen. Es wäre unedel von mir, und den Vorwurf, daß ich so gehandelt habe, soll man nicht gegen mich erheben können.“

Nach diesen Worten las der Reichskanzler noch einmal laut vor sich hin Agraffia's Brief, der also lautete:

„Ihr habt Euch um meine Hand beworben, Herr Reichskanzler Radziejowski, und wie es sich von selbst versteht, eben so eifrig um meine Liebe. Verhältnisse und Umstände legten mir jedoch das Gebot auf, die Zeit noch weit hinauszurücken, bis ich Euch eine Antwort auf diesen ehrenvollen Antrag geben könnte. Ihr seht mich jedoch bereit, Euch diese jetzt augenblicklich zu ertheilen, und zwar befriedigend für Eure Wüusche, sobald Ihr Euch eine Bedingung gefallen lassen wollt, die ich Euch nicht erlassen kann, und mir darauf Euer Wort gebt. Es ist jedoch die gewiß nicht schwer zu erfüllende, daß Ihr allen Euren Bekannten die Versicherung ertheilt, daß ich schon vor Eurer Abreise nach Euren Gütern mich mit Euch verlobt habe. Wollt Ihr das, so erwarte ich Euch gleich nach Eurer Ankunft in Krakau.“

A......

Diesen Brief warf der Reichskanzler, nachdem er ihn noch einmal gelesen hatte, in die Flammen, welche in seinem Kamine hell aufloderten; denn er wollte so handeln, wie es recht war. Darauf ließ er sich vor seinem Schreibpult nieder, und nachdem er mit dem für Agraffia bestimmten Briefe fertig war, las er ihn gleichfalls noch einmal laut durch:

Mein Fräulein!

„Die Aeußerungen, welche Ihr über mich, un-

vorsichtig genug, in Eurem Gedenkebuch ausgesprochen habt, ohne dabei zu überlegen, daß ich möglicherweise diesen Verräther Eurer Gedanken zu Gesicht bekommen könnte, bestimmen aus demselben Grunde, der den Prinzen Wladislaw dazu bewogen hat, Euch sein Wort zu brechen, auch mich dazu."

„Diese Antwort sehe ich mich genöthigt, Euch auf den Vorschlag zu ertheilen, durch den Ihr mich zu beglücken meintet. Euch war ich Wahrheit schuldig; außer Euch soll jedoch Niemand von dem Inhalte dieses Briefes, noch von dem Eurigen etwas erfahren, den ich bereits schon verbrannt habe; das bin ich meinem Freunde, Eurem biedern Vater schuldig, der es nicht verdient, daß Ihr ihm so herbe Kränkungen bereitet habt, und eben so wenig Eure vortreffliche Mutter, welche ich also Beide darum innigst bemitleide."

Stephan Radziejowski,
Reichskanzler von Polen.

Diesen Brief sollte am andern Tag sein Jäger zu Agraffia tragen, und nachdem er ihn erst noch gesiegelt hatte, legte er sich zu Bette; aber er konnte lange nicht einschlafen. Endlich jedoch überwältigte ihn seine Müdigkeit, und er erwachte erst sehr spät

dann aber schickte er gleich den für Agraffia bestimmten Brief an sie ab.

Auch diese war erst um neun Uhr erwacht, und beeilte sich darauf, ihr Schlafzimmer zu verlassen. Aber Pelagia erschrak, als sie im Morgenkleide von weißer Farbe in das Gemach trat, in welchem sie sich den Tag über aufzuhalten pflegte, wenn sie nicht den Dienst bei der Königin hatte, und wo sie schon das Frühstück erwartete; denn sie sah todtenblaß aus, und ihr Auge war zum Unkenntlichen getrübt.

Pelagia ging ihr entgegen, und erfaßte ihre Hand; aber sie zog die treue Freundin auf einen Stuhl nieder, nahm neben ihr auf einem zweiten Platz, und sagte mit ziemlicher Heiterkeit im Tone: „Der letzte schwere Kampf ist glücklich überstanden, und jetzt wird Alles gut werden. Auch meine Eltern denke ich bald zufrieden zu stellen, indem ich einen ihrer Lieblingswünsche erfülle. Ich habe nämlich in dem schon gestern an den Reichskanzler abgeschickten Briefe dem braven Manne meine Hand zugesagt — denn, daß er eine Bedingung eingehen wird, welche dabei unerläßlich ist, daran zweifle ich keinen Augenblick.“

„Ich habe es gleich vermuthet,“ sagte Pelagia mit einem Seufzer, „und darum Dich beschworen, daß Du bedenken wollest, was Du zu thun gedächtest; denn der Reichskanzler besitzt zwar viele Vor-

züge, die Dir seine Hand wünschenswerth erscheinen lassen können, jedoch nicht den, daß er jung, mithin auch nicht, daß er Deinen Jahren angemessen ist."

„Dieser Umstand kann jetzt nicht mehr von mir in Betrachtung gezogen werden," erwiederte Agraffia, „überhaupt nichts mehr der Art; denn ich habe erkennen lernen, daß man nur ein heilloses Spiel mit mir getrieben, daß der Thronfolger niemals mit Ernst daran gedacht hat, sich mit mir zu vermählen. Es kann mir mithin ganz gleich sein, wem ich meine Hand reiche."

„Aber Du hättest doch jedenfalls noch einen jüngern Gatten bekommen können," sagte Pelagia, den Kopf dabei schüttelnd, „wozu also eine solche Uebereilung?"

„Ach," erwiederte Agraffia, und lachte dabei in ganz besonderer Art, „das ist im Grunde Alles einerlei. Ich werde mit dem Reichskanzler nicht weniger glücklich sein, als mit jedem Andern, und ihm darum ohne weiteres Bedenken meine Hand reichen."

Honorata's Eintritt in das Gemach unterbrach dieses Gespräch. Sie brachte den Brief, welchen der Reichskanzler durch seinen Jäger geschickt hatte, und wollte sich entfernen; allein Agraffia, welche der Umstand erschreckte, daß der Reichskanzler schon wieder zurückgekehrt war, fragte sie schnell: „Wann ist

der Herr Reichskanzler Radziejowski wieder von seinen Gütern zurückgekommen?"

„Ich weiß es nicht mit Gewißheit," antwortete Honorata; „denn sein Jäger hatte Eile, und hielt sich nur wenige Augenblicke auf, als er den Brief abgab. Allein gestern Nachmittag war der Herr Reichskanzler noch nicht zurück; das hörte ich durch eine von den Frauen Ihrer Majestät, der Königin."

„Nun, das ist gut," sagte Agraffia halb leise zu sich selbst, „oder vielmehr gottlob, daß er erst heute heimgekehrt ist."

Nachdem sich Honorata entfernt hatte, ließ Agraffia den eben erhaltenen Brief, damit spielend, durch die Finger gleiten, während sie dabei lächelnd sagte: „Wie glühendheiß wird der Ausbruch seiner Dankbarkeit sein! Nun, vielleicht kann er damit mein Herz erwärmen. Im Grunde hat der Schöpfer doch seine Sache recht gut gemacht, und besonders ist von ihm zu loben, daß er das menschliche Herz nicht hinter eine Hülle von Glas gelegt hat, damit man nicht wahrnehmen kann, wie es sich bei manchem Falle dagegen auflehnt, wenn man es gewaltsam zum Schweigen bringen will; und noch besser ist es, daß Gedanken nicht laut sein können! Ach, was brächten diese sonst öfter für dummes Zeug zu Markte, und was wären sie im Stande, dann zu

plaudern, wenn ich den Herrn Reichskanzler Radziejowski als meinen Verlobten empfangen muß.“

Pelagia war mit Agraffia's Aeußerungen unzufrieden, und eben so mit ihrem Betragen. Das sah man ihr an, als sie den Kopf schüttelte, ohne ein Wort zu sprechen, und nur Agraffia, während diese den Brief des Reichskanzlers las, genau beobachtete, wobei sie die Bemerkung machte, daß deren Züge gleichsam erstarrten, und eben so ihr Auge, indem sie das Blatt endlich in ihren Schooß sinken ließ, weshalb Pelagia erschrocken ausrief: „Was ist geschehen? Ich bitte Dich, laß es mich wissen.“

Agraffia vermochte ihr keine Antwort zu geben, vielmehr brach sie bewußtlos zusammen.

Pelagia gerieth darüber so sehr in Angst, daß diese sie stark machte. Sie vermochte also Agraffia auf ihr Bett zu tragen, und wandte nun verschiedene Mittel an, um die Ohnmächtige zu ermuntern. Das wollte ihr jedoch nicht gelingen.

Endlich aber, nach einer langen Weile, schlug Agraffia die Augen auf, und ihr erster Gedanke war: „Wo ist der unglückselige Brief geblieben?“ Aber sie vermochte nicht gleich, darnach zu fragen, obgleich sie sich dazu anstrengte; vielmehr konnte sie erst später nur mit lallender Zunge sagen: „Der Brief? Wo ist der unglückselige Brief.“

Pelagia eilte in das Wohnzimmer und fand, so

wie sie es verlassen hatte, Niemanden daselbst anwesend; den Brief des Reichskanzlers aber auf der Erde liegend, wohin er Agraffia's Händen entfallen war.

Pelagia hob ihn schnell auf, brachte ihn der darnach Verlangenden, und sagte zu dieser: „Was steht in dem Briefe des Reichskanzlers? Ich beschwöre Dich, es mir zu sagen; denn vielleicht beurtheile ich seine Mittheilung aus einem andern Gesichtspunkte, als Du, und bin darum im Stande, Dich zu beruhigen."

„Nein, nein, das vermögt Ihr nicht," erwiederte Agraffia mit Anstrengung, „aber einem Menschen muß ich mein Herz erschließen können, sonst bricht es unter der Last, die es drückt, und Euch traue ich zu, daß Ihr mich nicht verrathen werdet — daß Ihr — wenn ich Euch flehentlich darum bitte, auch meinen Eltern nicht sagen wollt, was dieser Brief enthält."

„So schwer es mir auch fällt, Stillschweigen über eine Sache zu geloben, die ich nicht kenne," erwiederte Pelagia, „so mag es dann doch sein, wenn Du mir das Versprechen giebst, daß Du ruhiger werden willst."

Agraffia reichte ihr die Hand und zugleich den Brief, indem sie sagte: „Ueberzeugt Euch selbst von der Ursache meines Entsetzens."

Pelagia las das Schreiben des Reichskanzlers, und indessen weinte Agraffia leise, wobei sie sich das Gesicht verhüllte.

Nachdem Pelagia den Brief bis zu Ende gelesen hatte, suchte sie vor Agraffia die Gemüthsbewegung zu verbergen, in welche sie über dessen Inhalt gerathen war; denn sie empfand mit ihr nun Mitleid, obgleich die Böswillige es nie um die Ihrigen verdient hatte, daß man regen Antheil von ihr nahm. Sie bemühte sich daher auch, ihrer Stimme Festigkeit zu geben, indem sie sagte: „Vor allen Dingen muß dieser Brief sorgfältig aufbewahrt werden, damit er Niemandem zu Gesicht kommt. Ich würde Dir anrathen, ihn zu verbrennen; allein man kann nicht vorher bestimmen, ob nicht Fälle eintreten können, wo man wünschen müßte, es unterlassen zu haben, Umstände, welche es nöthig machten, daß man ihn später noch besitzt. Wohin also soll ich ihn verbergen, worin ihn verschließen?“

„In meinen Schreibpult,“ antwortete Agraffia, „und da in ein kleines Kästchen von Sandelholz, zu dem ich Euch den Schlüssel hier anvertraue.“

Bei diesen Worten zog sie einen aus den Busen, den sie an einer seidenen Schnur um den Hals trug, und zwar, seitdem, wie sie meinte, Honorata ihr das Gedenkebuch aus ihrem Schreibpulte entwendet hatte, weil sie befürchtete, es möchte diese doch

einen Nachschlüssel benutzt haben, weshalb sie jeden Gegenstand, der von Bedeutung war, noch besonders verwahrt hielt.

Pelagia beeilte sich also, den Brief des Reichskanzlers in Sicherheit zu bringen, indem sie annehmen konnte, daß Agraffia's Eltern, oder wenigstens ihr Vater, bald kommen würde, um sich von ihrem Befinden zu überzeugen.

Als Pelagia diese Vermuthung laut werden ließ, sagte Agraffia mit ängstlichem Tone: „Ihr habt Recht; sie werden bald hier sein, und dürfen um keinen Preis erfahren, daß ich mich heute noch eben so leidend befinde, als am gestrigen Abende. Darum unterstützt mich, damit ich im Stande bin, mich in mein Wohnzimmer zu verfügen.“

Pelagia erfüllte Agraffia's Wunsch, und führte sie nach einem Sessel; aber sie bemerkte mit Besorgniß, daß sie sehr angegriffen war, und daß ihre Züge sich verändert hatten. Sie bot ihr daher mehrere Stärkungsmittel an, welche Agraffia jedoch zurückwies, indem sie dabei beharrte, daß sie sich gegenwärtig wohler befinde, obgleich der Augenschein sie der Unwahrheit beschuldigte.

Agraffia beabsichtigte, noch ein Verhör wegen des Gedenkebuchs mit Honorata anzustellen; allein Pelagia hintertrieb es aus verschiedenen Gründen, und fügte hinzu: „Es ist jedenfalls besser, wenn Du

Dich ganz ruhig verhälst, und hauptsächlich alles Vorgefallene zu vergessen suchst, besonders den Inhalt eines Briefes, der Dich allerdings kränken mußte; denn sich von einem Manne verschmäht zu sehen, kann nicht anders als wehe thun.“

Pelagia hatte zwar ihre Worte nicht vorsichtig gewählt; aber sie wollte gewiß nicht Agraffia damit verletzen, wie es nun doch geschah, weshalb eine dunkle Röthe deren zuvor sehr blasses Gesicht überflog, indem sie, mit Bitterkeit im Tone, sagte: „Ja, ja, Ihr habt Recht, es thut wahrlich nicht wohl, sich verschmäht zu sehen, und es gehört viel guter Wille, es gehört ein fester Entschluß dazu, auch eine große Geisteskraft, um das Gefühl zu überwinden, welches durch solche Kränkung erzeugt wird. Aber ich besitze alle die Eigenschaften, welche dazu erforderlich sind; ich will sie besitzen, und wenn es mir wirklich zuweilen an solchen mangeln sollte, so darf es wenigstens Niemand erfahren. Darum werde ich Allem trotzen, was auf mich einstürmen will, und kühn jedem neuen Sturme die Stirn bieten. Damit aber werde ich den Anfang machen, indem ich mich ankleiden lasse, und mich zur Königin begebe.“

„Wenn Du es kannst, ohne daß es Dich zu sehr anstrengt,“ sagte Pelagia, „so möchte ich Dir selbst dazu rathen, vorausgesetzt, wenn ich erst durch Dich

erfahren habe, was es denn eigentlich mit diesem Gedenkebuch für eine Bewandtniß hat, und ob es thunlich ist, daß Du der Königin unbefangen entgegentreten kannst. Aber Du mußt aufrichtig gegen mich sein, damit es hell um mich her wird, und ich im Stande bin, Dir zum Besten zu rathen."

„Schwört Ihr mir aber auch unbedingte Verschwiegenheit zu?" fragte Agraffia. „Auch Verschwiegenheit gegen meine Eltern?"

„Für so lange, bis Du mich selbst meines Versprechens entbinden wirst," antwortete Pelagia; „allein ich will hoffen, daß es bald so kommen kann."

Agraffia schüttelte den Kopf, indem sie sagte: „Rechnet nicht darauf; denn es darf Niemand erfahren, was geschehen ist. Ihr aber sollt es wissen; denn Ihr seid eine kluge Frau, und werdet mir vielleicht deshalb zweckmäßig rathen können; da ich selbst noch nicht im Stande bin, meine Gedanken, wie es Noth thut, zu fassen."

Ganz der Wahrheit getreu, theilte nun Agraffia der Freundin ihrer Mutter das Vorgefallene mit, und sogar den Inhalt des Gedenkebuches.

Pelagia hörte ihr mit einem Wechsel von Erstaunen und Schrecken zu, ohne sie mit einem Worte zu unterbrechen; endlich aber sagte die durch diese Mittheilung tief Bekümmerte: „O, mein Gott, wie unbesonnen hast Du gehandelt! Wie schuldig muß-

test Du in den Augen des Thronfolgers, in denen seiner Mutter, und in denen des Reichskanzlers erscheinen! Wie schuldig nun in Deinen eigenen! Wie tadelnswerth war Dein Verfahren!"

„Das ist es nicht, was ich von Euch hören wollte," erwiederte Agraffia mit nicht verhehltem Unwillen, „sondern Euren Rath, ob ich die Sache wieder in das rechte Geleise zu lenken vermag, und wie ich das anzufangen habe. Wenn Ihr mir jedoch solchen nicht zu ertheilen wißt, so laßt uns nie wieder ein Wort über diese Angelegenheit sprechen."

„Es wird darauf ankommen, was Du unter einem guten Rath verstehst," versetzte Pelagia sehr ernst, „was Du mit dem, die Sache wieder ins rechte Gleise zu bringen, meinst; denn wie geschehene Dinge können ungeschehen gemacht werden — nein, das vermag ich in der That nicht Dir anzugeben. Doch — vermindern läßt sich vielleicht das Uebel, welches Du allein verschuldet hast, aber wahrlich nicht so die Strafe, welche Du dafür zu erleiden haben wirst Sie wird leider am schwersten Deine Eltern treffen."

„Vielleicht könnte dem noch vorgebeugt werden," entgegnete Agraffia nach einer kurzen Pause, „darum sagt nur Eure Meinung."

„Vor Allem halte ich jetzt für nothwendig — was ich Dir vorhin widerrathen habe, weil ich das Rechte

noch nicht wußte — daß wir mit Deiner Kammerfrau ein Examen anstellen, damit wir durch sie erfahren, wie das Gedenkebuch in die Hände der Königin gekommen ist, wie lange diese es gehabt hat, und ob sie vielleicht noch im Besitze von einzelnen Blättern ist, die dann begreiflich darin gefehlt haben, als Du es verbrannt hast. Oder hast Du, als Honorata es Dir zurückbrachte, genau Dich überzeugt, daß kein einziges Blatt darin gefehlt hat?"

„Leider nein!" antwortete Agraffia. „Ich habe es vielmehr nicht einmal aus dem Futteral gezogen, indem es noch steckte, als sie es mir überlieferte, und dabei mir zuschwor, daß sie es nicht der Königin gegeben habe."

„Welche Uebereilung!" rief Pelagia mit tadelndem Tone aus. „Sie ist in Wahrheit ein deutlicher Beweis Deiner Unbesonnenheit! Sie überzeugt mich, daß Du von jeher ohne jede Ueberlegung gehandelt hast —"

„Ich habe Euch schon gesagt, daß ich nicht nach Eurem Tadel verlange," unterbrach sie Agraffia mit Empfindlichkeit, „sondern Euren Rath wissen will."

„Bevor wir Honorata gehört haben, vermag ich Dir solchen nicht zu ertheilen," sagte Pelagia, welche einsah, daß es besser sei, ihr nicht mit gleicher Empfindlichkeit zu antworten: „überlasse dieses Examen jedoch mir; denn Du scheinst in gereizter Stimmung,

und diese nicht dazu geeignet zu sein, ihr ein Geständniß zu entlocken."

Als Pelagia eben die Klingel anziehen wollte, um dadurch Honorata zu rufen, öffnete sich die Thüre, welche in das Vorzimmer führte, und die Gräfin Dombrowski, die Oberhofmeisterin der Königin, trat herein.

Diese Dame war groß und stark; ihre Gestalt imponirte daher ungemein. Sie hatte scharf markirte Züge; eine gebogene Nase; der Blick ihres Auges war stechend; ihr Lächeln, wenn sie sprach, verletzte eher, als es Vertrauen erweckte, und wenn sie zurückschrecken wollte, so that sie es mit einer Schroffheit, die beleidigte. Der Ernst, den man beinahe immer bei ihr wahrnahm, fiel gleich unangenehm auf; ihr Blick, wenn sie etwas erforschen wollte, war durchbohrend, ihre Rede feierlich. Jedes Wort drückte aus, daß sie es vorher gut überlegt hatte, bevor sie es über ihre Lippen gleiten ließ, und alle ihre Bewegungen waren langsam, gemessen, berechnet.

Die Gräfin Dombrowski wurde am Hofe von Niemandem geliebt, von Jedermann dagegen gefürchtet, und zwar nicht ohne Grund; denn ihr entging Nichts, und man betrachtete sie wie eine Zuchtruthe, durch welche die Höflinge, besonders aber die Damen des Hofes, und hauptsächlich die Kammerfräulein der Königin, für jedes auch noch so geringe

Vergehen gestraft wurden. Man haßte sie sogar darum, weil sie am liebsten Allen die Schwere ihrer Macht empfindlich bemerkbar machte.

Scherzweise nannten sie die Höflinge, wenn sie nicht in ihrer Nähe sich aufhielten, den Chef der ausübenden Polizei, besonders für die Herren und Damen des Hofes, hauptsächlich aber für die Letzteren angestellt; eben darum, weil sie Alles wußte, was in der Stadt, was beinahe in jedem Hause der Vornehmen, was im Bereiche der königlichen Gemächer vorging, und Jedes zu gelegener Zeit der Königin vortrug, die sie eigentlich, wenn sie hätte der Wahrheit treu bleiben wollen, eben so wenig leiden mochte, wie sie sonst von den Uebrigen am Hofe geliebt war, und dennoch nicht sie ihrer Stelle entsetzen konnte, deshalb nicht, weil sie aus der ersten Familie des Landes abstammte, ungemein große Reichthümer besaß, und ihre Kasse immer zu Befehl der Königin stellte, wenn sich diese in einer Geldverlegenheit befand, ein Fall der nicht selten eintrat.

Die Gräfin Dombrowski war noch in den vierziger Jahren, mithin noch rüstig bei der Ausführung eines jeden Geschäftes, das ihr zukam, oder das sie sich zueignete. Also auch mit aus diesem Grunde fand die Königin keinen Grund auf, um sie von ihrer Person entfernen zu können, und das wußte die Gräfin, weshalb diese, ihrer Gewalt sich bewußt,

mit nicht geringem Stolze ihr Amt verwaltete, und sich so stellte, als ob sie das freundliche Benehmen der Königin, ein Resultat von deren Klugheit, für aufrichtig gemeint annahm.

Begreiflich konnte Agraffia ihrer Eigenthümlichkeit wegen, die es nicht zuließ, daß sie auf irgend einen Menschen in der Welt Rücksicht nahm, wenn es nicht in ihrem Plane lag, nicht die Gunst dieser Dame gewinnen, und sie tadelte vielmehr schon damals die Königin, als diese die augenscheinlich Leichtsinnige zu ihrem Hoffräulein erhob. Später sah die Gräfin noch mit größerem Unmuthe, wie Agraffia von der Königin bei jeder Gelegenheit bevorzugt wurde, und suchte es zu hintertreiben. Hauptsächlich aber gerieth sie dann ganz außer sich vor Aerger, wenn man davon sprach, daß Agraffia die Gemahlin des Thronfolgers werden möchte, und es erfüllte wahrhaftes Entzücken ihr Herz, als sie endlich durch die Königin erfuhr, wie schwer sich Agraffia gegen diese und gegen den Thronfolger vergangen hatte. Deshalb aber übernahm sie es auch gern, einen Auftrag der Königin an ein Wesen auszurichten, das sie von jeher für gefallsüchtig und mit wenigen guten Eigenschaften begabt gehalten, mithin vollkommen richtig beurtheilt hatte.

Die Gräfin Dombrowski ging nie anders, als prachtvoll gekleidet, und trug immer Juwelen an

sich. Also auch an dem Vormittage, wo sie beabsichtigte, Agraffia einen Schlag beizubringen, der diese ihre ganze Macht sollte fühlen lassen, trug sie ein Kleid von kornblumenblauem Sammet, mit einer Garnirung, die aus einer Stickerei von Silber und weißen Chenillen bestand, und dazu einen Schmuck von echten Perlen. Ihr Kopfputz aber war ein Mittelding von Mütze und Haube, mit lang über die Schultern herabhängenden Flügeln von Blonden, die eigentlich mehr noch einem Schleier glichen.

Man sah die Gräfin auch bei der strengsten Jahreszeit außerhalb ihrer Gemächer nicht ohne einen Fächer. Nur wenn sie ausfuhr, legte sie ihn ab, und auch nun, indem sie zu Agraffia kam, hielt sie einen solchen in der Hand, ließ ihn auf und zu rauschen, und machte wahr, was die Höflinge von ihr behaupteten, daß man an diesem Fächerspiele, und der Art, wie es betrieben wurde, ihre Stimmung und Launen zu erkennen vermöchte.

Als die Gräfin eintrat, erschrak Agraffia so sehr, daß sie, wo möglich, noch viel blässer wurde, als sie es ohnehin schon war. Jedoch suchte sie sich zu fassen, ging der Gefürchteten einige Schritte entgegen, und suchte sich ihrer Morgenkleidung wegen zu entschuldigen. Allein die Gräfin erwiederte darauf zweisinnig: „Beunruhigt Euch darum nicht, Fräulein Agraffia Ignatowski,“ und die Mienen der Gräfin

drückten, indem sie lächelnd die dadurch wahrhaft Gefolterte ansah, eben so viel Spott, als Stolz aus, während sie fortfuhr, „denn das, was ich Euch mitzutheilen habe, könnt Ihr allenfalls auch sogar im Nachtgewande vernehmen; dagegen Euch dieser Morgenanzug in der That allerliebst kleidet.“

Agraffia verbeugte sich; aber es war ihr bei den Worten der Gräfin Dombrowski so zu Muthe, als ob sie zu Boden sinken müßte.

Nach einer kurzen Pause fuhr die Gräfin fort, und maß dabei Agraffia mit einem durchdringenden Blicke: „Es war der Wille Ihrer Majestät, daß ich selbst Euch eine Mittheilung sollte zukommen lassen, die Ihr sonst eben so gut durch einen minder hoch Stehenden hättet vernehmen können. Ihr habt es daher als eine Begünstigung Ihrer Majestät der Königin zu betrachten, und zugleich als eine Gefälligkeit von mir, daß ich mich dazu verstanden habe, wenn Ihr Euch dadurch geehrt fühlt, daß Ihr mich hier seht; denn — in der That, es ist für mich kein angenehmes Geschäft —“

„O, ich halte mich davon überzeugt,“ unterbrach sie Agraffia, und gab dabei ihrer ohnehin sehr schönen Gestalt die höchste weibliche Würde, indem sie fortfuhr: „denn bei mir ist es derselbe Fall; ich sehe Euch eben so ungerne hier in meinem Gemache, als Ihr es betreten habt. Damit wir also Beide nicht

lange in der uns peinlichen Lage verharren, und nicht lange uns gegenseitig Zwang auflegen dürfen, so ersuche ich Ew. Gnaden, mich wissen zu lassen, was die Königin mir durch Euch zu befehlen geruht?"

Der Gräfin Blick, durch Worte übersetzt, drückte nun die aus: „Warte nur noch wenige Augenblicke, dann soll Dein Dünkel schon gebrochen werden," worauf sie fortfuhr: „Ihrer Majestät beliebt es, Euch zu entlassen und Euch bemerkbar zu machen, daß die Dame, welche in Eure Stelle tritt, bald diese Gemächer beziehen muß, daß es daher Euch anzurathen ist, sie so schnell wie möglich zu räumen."

„Es soll ohne Verzug geschehen," antwortete Agraffia, und strengte sich an, um ihrer Stimme Festigkeit zu geben, „sobald ich meine Eltern von der Bestimmung Ihrer Majestät in Kenntniß gesetzt habe. Das aber soll noch heute so kommen; habt daher nur die Gewogenheit, Ihre Majestät davon zu benachrichtigen."

„Noch muß ich Euch sagen," fuhr die Gräfin gemessen fort, „daß Ihre Majestät, mit der Voraussetzung, daß Euch die Trennung von ihrer Person sehr schwer fallen wird, Euch darum den Handkuß, so wie jede briefliche Empfehlung erlassen."

„Ihre Ansicht stimmt mit meinem Wunsche überein," versicherte Agraffia; „habt also die Güte, ihr

das zuzusichern, und Ihre Majestät in meinem Namen für Ihre Fürsorge zu danken. Habt Ihr mir noch sonst etwas zu sagen?"

„Nur, daß ich Euch wohl zu leben wünsche," erwiederte die Gräfin mit schroffem Tone. Darauf erhob sie sich, nickte Agraffia vornehm und stolz einen Abschiedsgruß zu, verbeugte sich eben so gegen Pelagia, und verließ das Gemach.

Agraffia hielt gewaltsam mit der größten Anstrengung einen Ausbruch ihres Gefühls zurück, bis die Gräfin sich auch schon aus dem Vorzimmer entfernt hatte; darauf aber rief sie in krampfhafter Aufregung aus: „Es ist zu viel, es ist zu viel!" und würde zu Boden gesunken sein, wenn Pelagia Chemineffski, die vorhergesehen, wie es werden würde, sobald die Gräfin fort sei, und deshalb sich gleich Agraffia genähert, sie nicht in ihren Armen aufgefangen hätte.

Ein fürchterlich starker Brustkampf brachte darauf Agraffia abermals um ihre Besinnung, und Pelagia vermochte nicht wieder, sie, wie früher, auf ihr Bett zu tragen; denn Alles, was sie erlebt, machte auch sie völlig unwohl, und sie empfand eine Verminderung ihrer Kräfte. Aber es fand sich dazu glücklicher Weise der beste Beistand in dem Grafen Ignatowski, dem Pelagia nicht verschweigen konnte, was eben vorgegangen war, und wie sich die Gräfin im

Auftrage der Königin geäußert, wie sie auf eine empörende Art sich überhaupt benommen hatte.

Daß sie es eben jetzt dem Grafen mittheilte, in dem Augenblicke, wo er seine Tochter so leidend sah, war weder zweckmäßig noch vorsichtig von ihr gehandelt; allein die Begegnung der Gräfin Dombrowski hatte sie zu sehr erbittert, zu heftig sie aufgeregt, und in eben dem Grade das der Königin. Sie ließ deshalb ihrem Aerger freien Lauf, ohne daran zu denken, wie sehr leidenschaftlich der Graf dann wurde, wenn Jemand seiner Ehre zu nahe trat, oder die von Einem der Seinigen verletzte, ohne zu überlegen, daß er im Stande gewesen wäre, in solchem Falle, in seiner Heftigkeit einen Mord allenfalls zu begehen, und ohne zu erwägen, daß er nicht wußte, was Agraffia begangen hatte, mithin alle Schuld der Königin beimaß.

Ganz außer sich, schwor er nun, daß er sich hin zu dieser begeben, ihr vorhalten werde, um welcher Ursache willen sie seiner Tochter so übel begegne, und daß er darauf sich dem Könige verfügen wolle, um diesen aufzufordern, daß er darauf dringen möchte, daß Agraffia ihre Stelle behalte, wieder von der Königin empfangen werde, bis sie selbst es für gut finde, sich in das elterliche Haus zurückzuziehen, was ganz gewiß geschehen solle, aber nur auf das Geheiß ihres Vaters.

Pelagia machte ihm dringend dagegen Vorstellungen. Sie beschwor ihn flehendlich, sich zu mäßigen, nur eine Nacht darüber hingehen zu lassen, bevor er seinen Vorsatz ausführe. Aber er gab ihren gut gemeinten Worten kein Gehör, sondern trug nur seine Tochter eilfertig auf ihr Bett, und sagte dann ganz außer sich vor Wuth: „Werde ich keine Genugthuung durch den König erhalten, und will die Königin nicht widerrufen, so soll sie Dinge erfahren, die ihr schlummerndes Gedächtniß unsanft aufrütteln, so soll sie durch mich Schmeicheleien hören, die nicht leicht wieder ein Anderer ihr zu sagen wagen wird.“

„Um Eurer Gemahlin willen, die den Tod davon hätte, wenn sie wüßte, was hier vorgeht,“ sagte Pelagia lebhaft, und hielt dabei den Grafen zurück, „beschwöre ich Euch, keine Uebereilung zu begehen, die Ihr bereuen müßtet und bald. Denkt daran, was ich mein Leben lang mir für Vorwürfe machen würde, daß ich so ohne alle Ueberlegung Euch das Vorgefallene mitgetheilt habe.“

„Konntet Ihr etwa anders?“ versetzte der Graf, indem er sich von ihr losmachte. „Mußte ich es nicht ganz so erfahren, wie es war? Ja, ich hätte es Euch nie vergeben können, wenn Ihr mir nicht gesagt, um welcher Ursache willen meine Tochter in

solchen leidenden Zustand verfiel, und an mir ist es nun, als Vater und als Mann zu handeln."

„Aber, so steht mir doch nur Rede," bat ihn Pelagia mit zunehmender Herzensangst, „wir können die Sache vielleicht nicht richtig beurtheilen. Es wäre ja wohl möglich, daß Agraffia mit ihrem Leichtsinn die Königin auf irgend eine Weise gegen sich aufgebracht hätte —"

„Gleichviel," unterbrach sie der Graf, „denn in diesem Falle hätte die Königin mit mir darüber sprechen, sie hätte sich gegen mich darüber beklagen müssen, statt mich in ihr zu kränken und zu beleidigen. Nein, sie ist nicht einmal zu entschuldigen, viel weniger zu rechtfertigen, und ich wäre ein erbärmlicher Wicht, wollte ich mir ein so empörendes Verfahren gefallen lassen."

„Um Vannienka's willen, laßt ab von Eurem Vorhaben," flehte Pelagia ihn an; aber er hörte sie nicht, seine Wuth beraubte ihn jeder Ueberlegung, und in diesem Zustande stürzte er aus der Thüre.

„Gerechter Gott, was wird daraus werden!" rief Pelagia nun, die Hände dabei ringend, aus: „Was für einen üblen Eindruck wird sein Verfahren auf den ohnehin so schwachen Körper seiner Gattin hervorbringen, und davon trage ich mit einen Theil der Schuld; denn warum habe ich im ersten Schmerze

um Agraffia's Leiden ihm das Vorgefallene mitgetheilt!"

Sie mußte sich niedersetzen, weil ihre Füße sie nicht länger tragen wollten; aber ein Strom von Thränen, die sie vergoß, erleichterte wenigstens ihre Brust. Sie vermochte daher Betrachtungen anzustellen, und sagte nach einer Weile: „Es ist thöricht von mir gehandelt, daß ich mich durch Vorwürfe quäle, da der Graf wissen mußte, was vorgegangen war, weil er es doch durch Andere erfahren hätte, die ihn gewiß nicht geschont haben würden; denn weder die Königin, noch die Gräfin Dombrowski werden darüber schweigen, sondern vielmehr absichtlich dem Hofe die Demüthigung der armen Agraffia verkündigen. Doch — ist es auch recht von mir, daß ich hier meine Zeit zubringe, Selbstgespräche halte, und darüber meine Kranke vergesse?"

Unter diesen Worten begab sie sich in Agraffia's Schlafgemach, und fand diese noch immer ohne Bewußtsein.

Erst wußte Pelagia nicht, was sie in der Angst, in welche sie dieser Umstand versetzte, unternehmen sollte; dann aber überlegte sie, daß es wohl am Besten und Nothwendigsten sei, nach einem Arzte zu schicken, und zwar nach Herrn Opacki. Sie eilte deshalb so schnell, wie sie es nur vermochte, nach Honorata's Gemach; allein sie fand die Thüre davon

verschlossen, und das Mädchen öffnete auch nicht auf ihr Anklopfen; ein Umstand, der sie befremdete, da Honorata um diese Zeit sich nicht entfernen durfte. Es blieb ihr also nur übrig, sich in das Vorzimmer der Königin zu begeben, um hier einen Diener aufzusuchen, der ihr den Hausarzt des Grafen Ignatowski herbeiholen sollte, da sie einen von den königlichen, die ihre Wohnung im Schlosse hatten, nicht wählen wollte, und glücklicher Weise traf sie schon auf dem Wege dahin einen bereitwilligen Jäger der Königin an, der ihr versprach, daß er schnell ihren Auftrag ausführen würde; sie konnte daher gleich zu ihrer Kranken zurückkehren."

Von dem Augenblicke an, wo Graf Ignatowski sich von der königlichen Mittagstafel mit den Seinigen weg in Agraffia's Gemach begab, stand Wanda auf der Stelle, wo sie Alles sehen und verstehen konnte, was hier vorging, und verweilte so lange daselbst, bis Agraffia sich zu Bette begab, mithin sich in ihr Schlafzimmer verfügte. Aber am andern Morgen nahm sie wieder denselben Platz ein, und empfand keine Ermüdung, weil ihr Herz in dem Genusse erfüllter Rache schwelgte; besonders aber, als sie sah, wie Graf Ignatowski in seiner Wuth sich benahm, und hörte, was er Alles zu unternehmen beabsichtigte; denn, führte er wirklich seinen Vorsatz aus — und sie konnte daran nicht zweifeln

— so legte er sich dadurch selbst die Schlinge zurecht, in welcher er sich der Rache der Königin, und eben so ihrer nie versiegenden überlieferte, und brachte sich, ohne ihre weitere Einmischung dahin, wo sie ihn zu sehen nur wünschen konnten; denn nur, wenn er in seiner grenzenlosen Heftigkeit ein Majestätsverbrechen beging, vermochte es die Königin dahin zu bringen, daß er auch verhältnißmäßig dafür bestraft wurde. Wanda eilte daher pfeilschnell zu der Königin, um diese auf das vorzubereiten, was sich ereignen würde, und einen Plan mit ihr zu verabreden, nach dem diese den Grafen, durch ihr Benehmen gegen ihn, noch mehr zu einer Unbesonnenheit reizen sollte, die er nur dann begehen konnte, wenn seine ungezähmte Heftigkeit ihn jeder Ueberlegungskraft beraubt hatte.

Als Pelagia wieder zu Agraffia kam, fand sie diese zwar bei Bewußtsein, aber so schwach, daß sie nicht zu sprechen vermochte, und Herr Opacki, der bald nach ihr eintraf, schüttelte bedenklich den Kopf, indem er den Zustand der Kranken untersuchte, worauf er sich in ihr Wohngemach begab, um ihr hier ein Arzneimittel zu verschreiben, und zu Pelagia sagte: „Ist denn das Uebel plötzlich gekommen, und war ein besonderer Grund dazu vorhanden?

Ich muß Euch ersuchen, aufrichtig gegen mich zu sein; denn Ihr wißt, daß ich ein Freund des Hauses bin, dem das Fräulein angehört, und überhaupt darf man keinen Arzt im Finstern tappen lassen, in Bezug auf den Kranken, weil er sonst leicht einen Fehlgriff bei der Wahl der Mittel machen könnte, die dazu dienen sollen, zu helfen.

Pelagia theilte Herrn Opacki, auf dessen Verschwiegenheit sie sich verlassen konnte, das Vorgefallene mit; nur verheimlichte sie ihm den Umstand mit dem Gedenkebuche, wie sie es Agraffia versprochen hatte, und äußerte darauf, daß man die Kranke noch desselben Tages nach dem Palaste ihrer Eltern bringen müsse.

Herr Opacki war erstaunt über das, was er hörte, aber noch mehr fühlte er sich beunruhigt durch des Grafen unüberlegte Handlungsweise; und über Pelagia's Vorhaben, die Kranke aus dem Schlosse wegbringen zu lassen, äußerte er sich dahin, daß vor der Hand nicht daran zu denken sei, weil man sie sonst der größten Gefahr aussetze. Zuvor müsse sie sich etwas mehr erholt haben, die Witterung müsse etwas gelinder geworden sein, und überhaupt sei es nothwendig, daß man bei dieser Uebersiedelung in die Behausung ihrer Eltern sehr vorsichtig, in Bezug auf ihre Mutter, zu Werke gehe. Diese dürfe vorläufig noch durchaus das Vorgefallene nicht erfah-

ren; denn sie sei in der Nacht nicht unbedeutend krank geworden und außer Stand, das Bett zu verlassen. Dahin wolle er sich nun wieder begeben und Olga heimlich mittheilen, was sich zugetragen habe, damit diese Niemanden zu ihrer Mutter lasse, und sonst Vorsichtsmaßregeln treffe, wodurch es möglich zu machen wäre, sie in dem Irrthume zu erhalten, daß sich Agraffia leidlich wohl befinde.

Darauf versprach Herr Opacki, noch vor dem Abende wieder zu kommen, um sich davon zu überzeugen, ob es räthlich sei, die Kranke in den Palast ihrer Eltern zu bringen.

Pelagia bat ihn dringend darum, indem sie zugleich versicherte, daß jede Minute, die sie noch hier in dem königlichen Schlosse zubringen müsse, ihr eine Ewigkeit dünke, weil ihr gerade so zu Muthe sei, als ob die Decke des Krankenzimmers sich immer tiefer herabsenke, aus welchem Grunde sie auch früher schon die Anstalten treffen wolle, sich sobald wie möglich von hier zu entfernen, und wünsche, daß ein Diener des Grafen Ignatowski dafür sorgen möchte, daß man ihr Koffer und Körbe brächte, damit sie Agraffia's Sachen einpacken, und alle, durch zuverlässige Leute, nach dem Palaste ihrer Eltern schicken könnte.

Herr Opacki versprach ihren Auftrag auszurichten, und wollte das für die Kranke verschriebene

Recept durch einen der königlichen Diener nach der Apotheke schicken, wie es bei ähnlichen Fällen zu geschehen pflegte, weil sich stets viele in dem Corridor aufhielten, an dem sich die Gemächer der Königin befanden. Allein so eine Menge auch unbeschäftigt herumstrich, so wollte doch Keiner diesen Auftrag ausrichten, vielmehr erwiederten sie Herrn Opacki, daß ihnen eben ein Befehl der Königin zugekommen sei, der ihnen untersage, dem ehemaligen Hoffräulein Ignatowski irgend einen Dienst weiter zu leisten.

„So, so," murmelte Herr Opacki leise vor sich hin, „weht der Wind aus dieser Gegend? Ja, dann wird es freilich am besten sein, wenn wir die Kranke sobald wie möglich dem nicht mehr aussetzen, daß er sie erreichen, mithin auch nicht mehr schädlich auf sie wirken kann. Das Recept aber werde ich selbst nach der Apotheke tragen, weil sie die Arzenei sonst nicht so bald erhalten möchte, wie es Noth thut.

Es schien dem Ehrenmanne jedoch noch nicht hinlänglich zu sein, daß er sich dem Geschäfte unterzog, das Recept nach der Apotheke zu tragen, sondern er wartete auch noch daselbst, bis das Arzneimittel bereitet war, und wollte es nun der Kranken bringen; aber es hatten sich während seiner Abwesenheit vom königlichen Schlosse daselbst Vorfälle zugetragen, die

Aufsehen genug erregten, und schon nach wenigen Stunden, gleich einem Lauffeuer, sich in der ganzen Stadt verbreitet hatten, und zwar durch die Mittheilungen der königlichen Dienerschaft. Darum beflügelte Herr Opacki auch seine Schritte, als die Nachricht davon auf dem Wege nach dem Schlosse ihm durch einen Lakaien zukam; denn er ängstigte sich nun unbeschreiblich um das Schicksal des Grafen Ignatowski.

Dieser, als er in seiner Wuth nach den Gemächern des Königs geeilt war, wohin ihm der Zutritt, wie jedem Grafen, immer offen stand, diesen nicht daselbst angetroffen. Er war ausgeritten, und man wußte dem Grafen auch nicht zu sagen, wann er zurückkehren würde. Einen Aufschub wollte sich dieser aber nicht gefallen lassen; er begab sich also in das Vorzimmer der Königin, und ließ sich bei ihr durch einen ihrer Pagen melden.

Nachdem er die Erlaubniß erhalten hatte, einzutreten, führte er seinen Vorsatz aus, indem er in der Aufregung, worin er sich befand, aber anfänglich wenigstens ruhig scheinend, von der Königin verlangte, daß sie seine Tochter Agraffia in ihrer Stelle als Hoffräulein lassen, und sie, wie sonst, bei sich empfangen möchte.

Die Königin weigerte sich dessen, und zwar mit so wenigen Worten und einer Kaltblütigkeit, die der

Graf füglich für eine Verachtung seines Antrags nehmen konnte, für eine Geringschätzung seiner Person, wofür er sie auch wirklich nahm. Er fing daher an, sehr lebhaft zu sprechen, suchte in ihr Gedächtniß zurückzurufen, wie viel ihr Gemahl persönlich ihm zu danken habe, welche Dienste er schon dem Reiche geleistet, und als sie nur in einer Art dabei lächelte, die er für Hohn halten konnte, so warf er ihr in eben nicht zart gewählten Ausdrücken Undank vor, überhäufte sie sogar endlich, als ihr ruhiges Wesen, wobei sie jedoch nicht verfehlte, durch ihr Aussehen, das fortwährend Hohn und Spott ausdrückte, seine Heftigkeit andauernd zu stacheln, um sie zum höchsten Grade zu steigern, mit Drohungen und sagte ihr zuletzt nach seinem früheren Vornehmen Dinge, die wie Schmähungen klangen, und zwar mit so lautem Tone, daß man im Vorzimmer allenfalls ihn verstehen konnte.

Jetzt führte die Königin das Ende dieses Auftritts herbei, wie sie es zu haben wünschte, indem auch sie laut wurde, und immer heftiger weinte, an der Klingel riß, und in dem nächsten Augenblicke darauf anscheinend ohnmächtig zu Boden sank.

Beinahe gleichzeitig stürzten die im Vorzimmer befindlichen Pagen, so wie auch ihre Hofdamen, und der den Dienst habende Kammerherr in das Gemach der Königin. Sie fanden hier den Grafen in be-

sonderer Aufregung, und Wanda, welche so lange in der Niesche eines Fensters, halb durch den zum Theil vorgeschobenen Vorhang von dunkelrothem Damast verdeckt, dem Scheine nach mit einer weiblichen Arbeit beschäftigt gewesen war, stürzte nun hinter dem Rücken des Grafen vorbei aus dem Gemache, ohne daß er sie gesehen, und vorher eben so wenig bemerkt hatte.

„Mit dem Ausrufe: „Hilfe, Beistand! Um Gotteswillen Hilfe! Graf Ignatowski hat die Königin gröblich beleidigt — ich glaube, er wollte sie gar ermorden!“ drang sie in das Zimmer, worin sich der Hauptmann von der Garde des Königs aufhielt, die im Schlosse täglich die Wache hatte. Dieser aber hörte kaum, was vorging, als er seinen Leuten befahl, ihm zu folgen, und mit ihnen zugleich nach den Gemächern der Königin eilte, welche Graf Ignatowski eben zu verlassen dachte; denn von allen Seiten drängte man ihn zur Flucht, die er erst nicht ergreifen wollte, aber endlich doch vorzog, als der Kammerher der Königin — zufällig einer von den Höflingen, die mit ihm in gutem Vernehmen standen — ihn an seine Gemahlin erinnerte, an seine Kinder und an das Schicksal, welches ihn erwartete, wenn man ihn gefangen nähme; als Majestätsverbrecher zuversichtlich ein schimpflicher Tod, weshalb er also nun eilfertig flüchtig werden müsse.

Allein es war zu spät; denn die Wache drang ihm schon bereits entgegen, mehrere Höflinge füllten das Vorzimmer, welche sich zufällig im Schlosse aufhielten, und darunter war auch die Gräfin Dombrowski, deren Gemächer sich in der Nähe der königlichen befanden.

Der Hauptmann von der Wache mußte daher den Grafen Ignatowski entwaffnen, so ungerne er es that, da er früher unter ihm gedient hatte, und ihn ungemein liebte. Auch mußte er ihn in ein festes Gemach nach der Schloßwache bringen lassen, bis zur weitern Bestimmung des Königs; denn es wußten zu viele Personen von dem Vorgefallenen, und es umringten sie zu Viele von der Dienerschaft der Königin, um, neugierig auf das weitere Benehmen des Grafen, den Zug nach der Schloßwache zu begleiten.

Indessen dieser sich dorthin begab, suchte man die Königin zu ermuntern, was den Hofdamen und ihren Frauen jedoch nicht gelang, darum nicht, weil sie absichtlich die Augen geschlossen hielt, und sich der Natur getreu so stellte, als ob der Tod eben mit ihrem Leben kämpfte, und allem Anscheine nach als Sieger. Der Lärm und das Aufsehen, welches dieser Vorfall ohnehin verursacht hatte, vermehrte sich also mit jedem Augenblicke, und darum verbreitete sich schnell das Gerücht in der Stadt, es

habe Graf Ignatowski die Königin ermorden wollen; während wieder Andere erzählten, er habe sie persönlich gemißhandelt.

Der Graf ließ sich begreiflich nicht gutwillig gefangen nehmen, vielmehr streckte zuvor sein kräftiger Faustschlag manchen der Soldaten, die sich ihm näherten, zu Boden, und er verwundete auch einige von ihnen. Indessen mußte er endlich der Uebermacht weichen, obgleich er erst wie ein Löwe gekämpft hatte, und nun führte man ihn ab, aber durch einen verdeckten Gang nur nach der Hauptwache, der aus dem Schlosse dahin führte, weil man befürchtete, es möchte ihn das Volk gewaltsam befreien wollen, und es könnten darum arge Auftritte zwischen diesem und dem Militair entstehen; denn der Graf besaß allgemeine Liebe unter den Bewohnern von Krakau, wenn man die Höflinge davon ausschloß, welche ihn, wenigstens der größere Theil davon — eben darum beneideten, auch wohl deshalb sogar ihn haßten, weil sie ihn für einen bevorzugten Günstling des Königs hielten, der öfter ihre Pläne durchkreuzte, wenn sie der Erfüllung derselben schon ganz nahe zu sein meinten, und es nicht vermied, ihnen offen sich entgegen zu stellen, wenn er ihre Absicht entdeckte, irgend eine unredliche Handlung zu begehen, oder sonst einem Menschen zu schaden.

Herr Opacki, welcher an den Gemächern der

Königin eben vorüberkam, als man den Grafen von hier abführte, traute seinen Augen kaum, und erschrak so heftig darüber, daß er nicht gleich sich besinnen konnte, ob nun seine Gegenwart nothwendiger bei Agraffia sei, oder bei deren Mutter, welche freilich nicht in dem Grade leidend war, wie ihre Tochter. Indessen der Graf selbst entschied, was er thun sollte, indem er, seiner ansichtig geworden, ihm zurief: „Ihr findet in dem Gemache meiner Tochter Agraffia hier im Schlosse Pelagia Chemineffski, die Freundin meiner Gemahlin. Begebt Euch zu ihr, und fordert sie in meinem Namen auf, daß sie die Kranke nicht verlassen, daß sie besonders dafür sorgen soll, daß ihr von dem Vorgefallenen nichts zu Gehör kommt. Darauf begebt Euch schnell zu meiner Gemahlin, und theilt ihr vorsichtig mit, was geschehen ist; denn sie würde es doch erfahren, und mit mancher Entstellung.

Herr Opacki gab ihm die Zusicherung, daß sein Wille geschehen solle, und darauf mußte der Graf seinen Weg nach der Schloßwache fortsetzen.

Pelagia hatte zwar in dem Corridor, der sich vor Agraffia's Gemächern und vor denen der Königin befand, laut sprechen hören, jedoch, ohne besonders darauf zu achten, weil sie sich mit der Kranken beschäftigen mußte, die so stark fieberte, daß sie dabei phantasirte, und mehr als einmal Miene

machte, ihr Bett zu verlassen. Ueberdies unterschied Pelagia einige Stimmen von Personen aus der Dienerschaft der Königin, und fühlte sich darum nicht besonders beunruhigt, indem sie meinte, daß sich Graf Ignatowski noch bei dem Könige aufhielt. Als sie jedoch vernahm, daß Jemand nach Agraffia's Wohngemach kam, begab sie sich dahin, mit der Ueberzeugung, daß es ein Lehrling, oder ein Diener aus der Apotheke sei, der ihr die ersehnte Arznei bringe.

Um so mehr erstaunte sie also, daß es der Herr Opacki war, den sie bei ihrer Freundin glaubte, und dieses Erstaunen verwandelte sich in Schrecken, als sie das Vorgefallene erfuhr, worauf er ihr die Kranke dringend anempfahl, ihr vorschrieb, wie sie sich bei deren Pflege verhalten sollte, und dann forteilen wollte zu der Gräfin Ignatowski, aber von Pelagia zurückgehalten wurde, die zu ihm sagte: „Leider ist jetzt nicht mehr daran zu denken, daß wir Agraffia zu ihrer Mutter bringen können; denn sie liegt gegenwärtig ohne Bewußtsein im heftigsten Fieber. Was aber wird daraus werden, wenn wir unter den obwaltenden Umständen hier bleiben müssen?“

„Nun, es sind ja Christen, die Euch umgeben, und als solche können sie doch unmöglich verlangen, daß man die Kranke in Lebensgefahr bringt,“ antwortete Herr Opacki; „wir aber wollen es an einer

aufmerksamen Pflege nicht fehlen lassen, und dabei auf den Beistand des Himmels hoffen. Jedenfalls aber muß ich jetzt mich beeilen, zu der Gräfin Ignatowski zu kommen."

„So schickt mir wenigstens von dort ein weibliches Wesen her," sagte Pelagia, ihm aus der Thüre folgend, „etwa Lisbetha, die mich jedesmal bedient, wenn ich mich hier in Krakau aufhalte. Auch möge man mir Koffer herbringen, damit ich Agraffia's Sachen einpacke."

„Soll Alles geschehen," erwiederte Herr Opacki, „nur haltet Euch tapfer, damit Ihr nicht auch noch krank werdet; denn Ihr seht in Wahrheit schlimm genug aus. Es wäre auch kein Wunder; denn ich selbst befinde mich ja in einem Zustande von besonderer Aufregung, und bin doch ein Mann, mithin stärker als Ihr — doch lebt wohl — in ein Paar Stunden bin ich wieder hier!"

Pelagia fühlte sich wirklich von Angst und Schrecken so angegriffen, daß sie kaum sich aufrecht erhalten konnte; allein sie mußte sich Zwang auflegen, um nicht vollends zu unterliegen, und rief dazu Gott um seinen Beistand an, indem sie wieder zu Agraffia zurückkehrte, die sie noch in demselben Zustande fand, wie früher.

Die Gräfin Ignatowski hatte eine üble Nacht gehabt; denn sie dachte unaufhörlich daran, wie bitter man Agraffia, wie auch durch sie alle die Ihrigen gekränkt hatte, und sie ängstigte sich, daß ihre Tochter des gehabten Aergers wegen möchte krank geworden sein, indem sie deren Gemüthsart kannte. Sie würde es daher gerne gesehen haben, wenn ihr Gemahl lieber selbst in aller Früh nach dem Schlosse gegangen wäre, um sich von Agraffia's Befinden zu überzeugen, dagegen er nur, gleich, nachdem er das Bett verlassen hatte, einen Diener abschickte, der ihm die durch Pelagia empfangene Nachricht brachte, daß seine Tochter sich besser befinde, und bereits aufgestanden sei.

Die Gräfin fragte ihn darauf, ob er nicht selbst durch den Augenschein sich davon überzeugen wolle; allein er hatte seit dem vorigen Tage einen Widerwillen vor allen Bewohnern des Schlosses bekommen — begreiflich seine Tochter nicht mit eingeschlossen — und ließ sich darum von seiner Gemahlin noch lange nöthigen, dort hinzugehen, obgleich sie behauptete, daß es Agraffia kränken müsse, wenn er nicht selbst nach ihr sehe. Endlich aber erfüllte er ihren Wunsch trotz dem, daß ihm so zu Muthe war, als ob ihm auf dem Schlosse etwas Unangenehmes begegnen würde.

Bald, nachdem der Graf sich aus seinem Palaste

entfernt hatte, empfand dessen Gemahlin eine nicht zu überwindende Müdigkeit; recht so, als ob Gott sie ihr geschickt hätte, damit sie nicht sobald noch erfahren könnte, was vorging; denn sie mußte auf einem Ruhebett eine bequeme Stellung einnehmen, worauf sie entschlummerte, indessen Olga am Fenster stand, und die Zurückkunft ihres Vaters sehnsüchtig erwartete, um durch ihn eine nähere Nachricht über das Befinden ihrer Schwester zu erfahren.

An demselben Tage, bevor der Graf nach dem Schlosse ging, versicherte er seiner Gemahlin, daß er seinen Sohn nach Berlin geben werde zur weiteren wissenschaftlichen Ausbildung, und zwar unter die Aufsicht eines Herrn von Prittwitzer, der früher Gesandter am polnischen Hofe, und damals mit ihm sehr befreundet war; dann aber werde er den Staatsdienst verlassen, und nach Beztroski ziehen, dem Stammschlosse seiner Vorfahren.

An diese Bestimmung ihres Vaters dachte Olga eben, als sie am Fenster stand, und darum bemerkte sie es anfänglich nicht, als eine besondere Lebendigkeit auf der Straße eintrat, und als ihr der Lärm endlich doch auffiel, wagte sie es nicht, die Klingel nach einem Diener zu ziehen, oder das Gemach zu verlassen, um nachzuforschen, was der Auflauf des Volkes bedeute, weil sie befürchtete, daß sie dadurch ihre Mutter erwecken möchte. Sie unterdrückte die-

ser Ursache wegen also lieber ihre Neugierde. Aber endlich mußte sie glauben, daß etwas ganz Besonderes vorgefallen sei; denn die Vorübergehenden blieben gruppenweise beisammen stehen, und sprachen lebhaft. Andere dagegen stürzten die Straße entlang, riefen Jenen einige Worte zu, und sie unterschied deutlich darunter: „Königin — ermordet."

Olga erschrak darüber heftig, und gleich darauf wurde sie von einer unsäglichen Angst ergriffen, die sie förmlich marterte, ohne daß sie wußte, wovor sie sich so ängstigte. Dieses Gefühl aber nahm noch mehr zu, als plötzlich der König, mit ihm der Thronfolger und ihr Gefolge, im gestreckten Galopp die Straße entlang sprengten, welche nach dem Schlosse führte, indem sie von einem Spazierritte eben zurückkamen.

Während Olga darüber nachdachte, was das Alles zu bedeuten haben möchte, sah sie Herrn Opacki eilfertig die Straße entlang kommen. Sie hoffte also, daß sie durch ihn erfahren werde, was denn eigentlich in der Stadt vorging; deshalb schlich sie leise aus dem Zimmer, um in einem andern, in der Nähe befindlichen, ihn zu sprechen. Auf Olga's Frage, was doch eigentlich in der Stadt sich begebe, theilte ihr Herr Opacki vorsichtig mit, was er selbst von der Sache wußte, was freilich noch nicht alles Vorgefallene enthielt, da er noch nicht hatte erfah=

ren können, wie es eigentlich gekommen, daß ihr Vater die fürchterliche Unbesonnenheit begangen, sich an der Königin zu vergreifen, und ein Majestätsverbrechen zu begehen.

Olga hörte ihm, an allen Gliedern wie im Fieber zitternd, todtenblaß geworden zu, und vermochte, ihres großen Schreckens wegen, sich kaum aufrecht zu erhalten.

Erst konnte sie kein Wort sprechen; endlich aber rief sie unter einem Strome von Thränen aus: „Ach, meine arme, arme Mutter. Wie sehr wird dieser harte Schlag sie erschüttern, und wie wird es meinem unglücklichen Vater ergehen! Ich habe früher gehört, daß ein solches Vergehen — ich glaube, man nennt es ein Majestätsverbrechen — sehr hart — ich glaube gar mit dem Tode bestraft wird. O, allmächtiger Gott, es wäre fürchterlich, wenn es so käme!"

„Nein, dahin wird es der Himmel nicht kommen lassen," antwortete Herr Opacki mit großer Theilnahme. „Aber — es ist allerdings nicht zu läugnen, daß die Sache Eures verehrten Vaters sehr übel steht, wenn er sich wirklich hat zu Schulden kommen lassen, was man ihm aufbürdet. Indessen — ich glaube es nicht, und wir müssen Alle nur darauf bedacht sein, dahin zu wirken, daß sich das leider eingetretene Unglück nicht noch vermehrt."

Herr Opacki theilte nun Olga mit, was sie in Bezug auf ihre Schwester zu besorgen habe, und während sie seine Anordnungen ausführte, begab er sich zu ihrer Mutter.

Diese war durch den Lärm aufgeweckt worden, der sich mit jedem Augenblicke auf der Straße vermehrte, und fragte nun den Eintretenden mit einiger Aengstlichkeit, was er bedeute. Es blieb ihm daher nur übrig, ihr die Wahrheit zu sagen, und das geschah mit besonderer Vorsicht.

Allein die Sache blieb dieselbe, und es stand zu erwarten, daß ihr durch häufige Krankheiten geschwächter Körper unter dem Gewicht dieser Schreckensnachricht zusammensinken, daß sie ihr erliegen würde. Aber davon war in diesem Augenblicke nichts zu bemerken, vielmehr schien das sie bedrohende Unglück ihre Kräfte zu stehlen, und sie erklärte Herrn Opacki mit völliger Festigkeit des Willens, daß sie persönlich jeden Schritt unternehmen würde, von dem sie hoffen dürfe, daß er dazu geeignet sei, die Lage ihres Gemahls zu verbessern.

Keine Thräne benetzte das Auge der Gräfin, und sie befahl anzuspannen, weil sie beabsichtige, nach dem Schlosse zu fahren. Allein Herr Opacki widerrieth das, und meinte, daß es weit zweckmäßiger sei, wenn sie damit bis zum folgenden Tage warte, indem dann sich sowohl bei dem Könige, wie bei dem

Thronfolger das Gemüth etwas beruhigt habe, darauf aber bei Beiden eine Fürsprache für ihren Gemahl einzulegen, weil sie jetzt noch nicht wisse, ob dieser damit zufrieden sei; ja nicht einmal, ob und was er denn eigentlich verbrochen habe.

„So will ich es wenigstens zu erlangen suchen, meinen Gemahl zu sprechen,“ sagte die Gräfin, welche einsah, daß Herr Opacki Recht hatte.

„Damit bin ich einverstanden,“ erwiederte dieser; „allein, das wird nicht so leicht angehen, wie Ihr zu denken scheint, Frau Gräfin. Darum folgt meinem Rathe, und laßt es zu, daß ich Eurem Plan zur Ausführung erst eine Einleitung voranschicke. Damit will ich meinen, daß ich mich erkundige, wohin man den Grafen gebracht hat, und wer ihn bewacht, und nachforsche, bei wem Ihr es nachzusuchen habt, wenn Ihr die Absicht ausführen wollt, ihn zu sprechen.“

„Ihr mögt Recht haben,“ versetzte die Gräfin, „oder — ach, Ihr habt gewiß Recht, und ich muß Euch für Eure Vorsicht danken; aber jeder Aufschub ist mir fürchterlich; darum beschwöre ich Euch um schnelle Ausführung Eures Vorhabens. Denkt, daß wir hier indessen vor Angst vergehen.“

„Sobald es nur irgend möglich sein wird, werde ich wieder hier sein,“ versicherte Herr Opacki; „allein rechnet nicht darauf, daß ich im Stande bin,

so schnell Euch eine Nachricht von dem Grafen zu bringen, als ich es wünsche, und vor Allem verschwendet nicht nutzlos Eure Kräfte, sondern sucht, bevor ich wiederkomme, Euch zu fassen. Besonders nehmt eine liegende Stellung auf Eurem Ruhebett ein, oder laßt Euch wenigstens in einem Sessel nieder; ermüdet Euch nicht vergebens durch Auf- und Niedergehen, wie es in der Regel der von Kummer Erfüllte so gern thut. Denkt beständig daran, wie sehr hart es für Eure Kinder wäre, wenn Ihr gerade jetzt kränker, und mithin unfähig würdet, die nöthigen Schritte zur Befreiung Eures Gemahls zu unternehmen."

„Ihr habt Recht, mein theurer Freund in der Noth," erwiederte die Gräfin, Herrn Opacki die Hand reichend, „ich verspreche Euch, daß ich mich zwingen, daß ich in allen Stücken Euren Rath befolgen will; denn es wäre schrecklich, wenn ich kränker würde, und das Haus nicht verlassen könnte. Aber, mein Freund — ach Ihr seid ja der einzige, den ich besitze — der einzige, der mich in meinem Unglücke aufgesucht hat, obgleich es schon in ganz Krakau bekannt sein wird, was mir widerfahren ist — säumt auch nun nicht länger, sondern begebt Euch fort von hier, damit ich desto eher eine Nachricht von meinem Gemahle erhalte."

Herr Opacki wiederholte sein Versprechen, daß er

sich bei seinen Bemühungen nach seinen Kräften beeilen wolle, und entfernte sich.

Ohne daran zu denken, was sie ihm angelobt hatte, trat sie an ein Fenster, und sah hinab auf die Straße; aber sie konnte hier nur einen Augenblick verweilen; denn die Vorübergehenden sahen sämmtlich zu ihr hinauf, und ihr Blick begegnete dem von Manchen, die damit Theilnahme und Mitleid mit ihrer Lage ausdrückten, aber auch dem von Andern, die durch ihr Aussehen Schadenfreude darüber verriethen, daß ein Mann, der nicht leiden mochte, daß man eine Ungerechtigkeit beging, mithin ihnen, ihre Schritte hemmend, in den Weg getreten war, nun nach ihrem Wunsche sich selbst ins Unglück gebracht hatte.

Nachdem Olga alles Nöthige für ihre Schwester besorgt, ein Mädchen zu deren Bedienung, und einen Diener abgeschickt hatte, der ihre mütterliche Freundin Pelagia Chemineffski nach Agraffia's Befinden fragen sollte, kehrte sie eiligst in das Gemach ihrer Mutter zurück, die sie zu ihrem Erstaunen, aber auch zu ihrer Freude gefaßter fand, als sie es sich gedacht hatte.

Allein trotz dem, daß sie sich bemühte, wenigstens so zu scheinen, konnte die Gräfin doch für die Länge nicht die Seelenangst verbergen, welche ihr Inneres erfüllte und sich dadurch äußerte, daß sie

nicht auf einer Stelle zu verweilen vermochte, sondern, von einer zunehmenden Unruhe dazu angetrieben, beständig in ihrem Gemache auf und niedergehen mußte. Aber sie sprach dabei kein Wort, vielmehr beschäftigten sich ihre Gedanken nur damit, wie sie im Stande sei, ihrem Gatten zu nützen.

Beinahe noch geschwinder, als sie ihn erwartet hatten, kam der Diener zurück, durch welchen Olga erfahren wollte, wie es um Agraffia stehe. Allein er brachte die sie betrübende Nachricht mit, daß sie noch bedeutend fiebere, und nicht einmal im Stande sei, den Kopf von ihren Kissen zu erheben.

Darüber beunruhigte sich nun gleichfalls die Gräfin, und auch Olga nicht minder. Sie sprachen also noch mit Besorgniß darüber, als sie Jemanden schnell die Treppe heraufkommen und durch den Gang eilen hörten, der nach dem Zimmer führte, in welchem sie sich eben aufhielten.

Es war Herr Opacki, und sein trauriges Aussehen verkündigte ihnen schon, bevor er sprach, nicht viel Gutes; denn er mußte ihnen mittheilen, daß es ihm unmöglich gewesen sei, bis zu dem Grafen Ignatowski zu dringen.

„Aber, wo befindet sich denn mein Gemahl?“ fragte die Gräfin nun ängstlich, als Herr Opacki mit seinem Berichte zu Ende war.

„Noch im Schlosse,“ antwortete der treue Freund,

„und zwar dort in einem Gemache, das Euch wenigstens seiner Benennung nach bekannt sein wird. Es heißt nämlich: die Rüstkammer, obgleich seit Menschengedenken kein Stück von einer Rüstung mehr darin aufbewahrt wird.“

„Ich erinnere mich, davon gehört zu haben,“ sagte die Gräfin erschrocken; „ist es nicht ein Saal, in dem man vornehme Personen so lange gefangen zu halten pflegt, bis die ersten Verhöre vorüber sind, wonach man sie in den sogenannten rothen Thurm abführt, der eigentlich für Staatsgefangene bestimmt ist, und worin schon Mancher seinen Tod fand?“

„Warum sollte ich Euch täuschen wollen, da Ihr die Wahrheit doch zeitig erfahren würdet,“ sagte Herr Opacki mit einem halb unterdrückten Seufzer; „ja, ja, es ist ganz so, wie Ihr gehört habt. Dieser sogenannte rothe Thurm, der zwar diese Benennung führt, jedoch durch die Gewalt der Zeit schwarz angestrichen worden ist, befindet sich eine Stunde Weges von Krakau entfernt, und rundum von Wasser umgeben. Man kann daher nur dann zu diesem Gefängnisse gelangen, wenn ein Kahn von dorther herüberkommt und Denjenigen, der daselbst ein Geschäft hat, abholt. Dicht neben diesem Thurme, zu seiner rechten Seite, befindet sich ein Wachthaus, und zwei Soldaten stehen immer am Ein=

gange in denselben auf ihrem Posten. Es ist also eine Unmöglichkeit, in dieses Gefängniß einzudringen —"

„Ihr glaubt doch aber nicht, daß man meinen Gemahl nach dem rothen Thurme bringen wird?" unterbrach die Gräfin den Doktor sehr ängstlich, und setzte gleich hinzu: „Nein, nein, das ist unmöglich; vielmehr glaube ich gehört zu haben, daß man nur solche Männer dahin führt, die man eines Verbrechens gegen den Staat beschuldigt; daß schon Mancher, der dessen überwiesen, dort sogar heimlich hingerichtet wurde. Mein Gemahl aber kann sich durch seine Heftigkeit wohl haben hinreißen lassen, eine Unvorsichtigkeit zu begehen — eine Unbesonnenheit; doch ein Verbrechen belastet sein Gewissen nicht — nein gewiß nicht!"

„Ich weiß Euch nicht mehr von der Sache zu sagen," versetzte Herr Opacki, „als was ich durch die Dienerschaft der Königin im Schlosse erfahren habe, nachdem ich mich vergebens bemüht hatte, den Grafen zu sprechen, und mich nun entschloß, zu Eurer Freundin Pelagia Chemineffski zu gehen, weil es mir nothwendig zu sein dünkte, mich von dem Befinden Eurer Tochter zu überzeugen, bei welcher Gelegenheit ich an den königlichen Gemächern vorüber kam, und hier mehrere Lakaien vor dem Vorzimmer im lauten Gespräche begriffen fand, weshalb

ich mich zu ihnen gesellte, mich so stellte, als ob mir der Hergang der Sache unbekannt wäre, wobei ich sie auch nicht hinterging, und mir von ihnen mittheilen ließ, welches Vergehens man denn Euren Gemahl eigentlich beschuldigt —"

„Nun," fielen ihm die Gräfin und Olga zugleich in die Rede, „was gaben sie Euch zur Antwort?"

„Nicht viel Tröstliches," erwiederte der Doktor; „sie behaupteten nämlich, daß der Graf die Königin durch Worte gröblich beleidigt habe, was ihre Hofdamen, der den Dienst versehende Kammerherr, und ihre Pagen im Vorzimmer gehört, und zum Theil auch verstanden hätten, daß er sie darauf sogar am Arme erfaßt und sie — nun besser drückten die Lakaien sich nicht aus — sie also derb durchgeschüttelt, daß er sogar endlich den Degen gegen sie gezogen habe."

Jedes Wort des Herrn Opacki setzte die Gräfin und Olga mehr in Angst und Schrecken. Endlich aber rief die Erstere aus: „O, gerechter Gott, wenn es so ist, dann kostet ihn seine Uebereilung das Leben!" Olga aber weinte leise, indem sie sich das Gesicht mit ihren Händen bedeckte.

„Ja, wenn es so ist," sagte Herr Opacki, setzte jedoch mit tröstendem Tone hinzu: „wer aber vermag das mit Gewißheit zu wissen? Die Kammer-

frau der Königin, welche, wie die Lakaien behaupten, bei diesem Auftritte zugegen gewesen sein soll, kann sich ja auch geirrt haben, oder sie ist eine gute Christin, und sucht durch ihre Aussage die Schuld Eures Gemahls zu vermindern. Wir wollen mithin noch nicht das Schlimmste fürchten."

„Ich will hin zu dieser Kammerfrau," sagte die Gräfin schnell, „ich will sie bitten — ihr große Summen versprechen — ach zu ihren Füßen will ich sie anflehen, daß sie schonend gegen meinen Gemahl verfährt."

„Das würde unter den gegenwärtigen Umständen ein vergeblicher Gang sein, erwiederte der Doktor; „denn sie befand sich schon, als ich mich im Schlosse aufhielt, beim ersten Verhör."

„Vielleicht ließe sie sich aber bewegen, im zweiten zu widerrufen, was sie im ersten behauptet hat," meinte die Gräfin.

„Hofft das nicht," sagte Herr Opacki, „da es das Gesetz mit sich bringt, daß sie ihre Aussage beschwören muß, sobald diese über ihre Lippen gegangen ist. Aber — wer weiß, ob die Königin nicht Großmuth ausübt."

„Ach nein," antwortete die Gräfin mit Thränen, „das wird sie nicht! Sie kann — wie ich ihren Charakter durch meinen Gemahl habe kennen lernen, keine ihr zugefügte Beleidigung vergeben."

„Nun, vielleicht darum, weil der Graf dem Könige schon einige Male das Leben gerettet hat,“ erwiederte der Doktor.

Die Gräfin schüttelte ungläubig den Kopf, indem sie sagte: „Ich fürchte, auch darum nicht; denn sie haßt meinen Gemahl, weil es die einzige Person in der Welt ist, die sie nöthigt, Furcht vor ihr zu empfinden, sich Zwang aufzulegen, und ihren Willen, böse Handlungen zu begehen, zu beschränken.“

„In jedem Falle ist es gut, daß die Königin gleichfalls gehaßt wird,“ erwiederte Herr Opacki, „und zwar allgemein; dagegen das Volk Euren Gemahl beinahe anbetet. Es sollte ihnen also dort im Schlosse schlecht bekommen, wenn sie es wagen wollten, gegen den Grafen hart zu verfahren.“

„Ach,“ sagte die Gräfin mit einem Seufzer, „er pflegte nicht viel von Volksgunst zu halten, und sie veränderlich zu nennen, wie das Wetter im April. Aber, war es denn gar nicht möglich, daß Ihr zu meinem Gemahle gelangen konntet?“

„Ich bin allenthalben, wo ich mich darum verwenden konnte, abgewiesen worden,“ erwiederte der Doktor; „indessen verzagt darum nicht. Rom ist ja nicht in einem Tage gebauet, und kein Baum fällt auf den ersten Schlag. Morgen werde ich meine Versuche erneuern, und Ihr müßt dann gleichfalls eine Audienz bei dem Könige und bei dessen Gemah-

lin nachsuchen. Darauf besucht jedoch erst Eure Tochter Agraffia, welche sich indessen hoffentlich so weit erholt haben wird, daß wir darauf denken können, sie bald hierher zu schaffen.“

„Meine arme Agraffia,“ rief Olga tief gerührt aus, „wie mag sie des Vorgefallenen wegen leiden.“

„Wenn sie davon etwas erfahren hätte, gewiß,“ erwiederte Herr Opacki; „allein heute ist sie nicht bei vollem Bewußtsein, und wenn sie erst wieder dazu gelangt ist, mag sie sich zu beruhigen suchen; denn ich kann den Gedanken nicht niederkämpfen, daß sie mit die Schuld von allem Unglück trägt, das nun auf Euch lastet. Doch — darüber wollen wir nicht weiter nachgrübeln; denn jedenfalls ist sie bitter genug dafür gestraft, wenn es so ist. Heute Abend werde ich sie noch einmal besuchen, und nachfragen, ob Eure Freundin Pelagia Chemineffski unter deren Obhut sie gut aufgehoben ist, etwa nach irgend einem Gegenstande zu ihrer Pflege Verlangen trägt.“

„Ach,“ rief die Gräfin aus, indem sie sich an diese Edelmüthige erinnerte, „wie werden wir jemals im Stande sein, ihr das zu vergelten, was sie Gutes an uns thut.“

„Pelagia Chemineffski liebt Euch so von Herzen, wie nur eine Schwester es im Stande ist. Wie eine solche es müßte, wollte sie das Gebot Gottes erfüllen, hat sie an Euch gehandelt; das weiß ich

Euer Arzt, am besten. Dafür kann nur die Vorsehung sie belohnen, und der wollen wir auch es anheimstellen; indessen seid versichert, daß ich nicht eher rasten werde, bis ich im Stande bin, Euch oder Eurem Gemahle einen Dienst zu leisten."

Die Gräfin dankte ihm mit Thränen für seinen guten Willen, und darauf entfernte sich der Doktor.

Pelagia Chemineffski hatte Olga wissen lassen, daß sich dort im Schlosse Niemand weder um sie, noch um die Kranke bekümmere; daß Honorata nicht weiter sich gezeigt habe, und daß man sie also begreiflich auch nicht beköstige, weshalb sie sich gezwungen sehe, Olga zu ersuchen, daß sie für Alles sorge, was dazu nöthig sei, um Agraffia zu pflegen; sogar für Holz, um ihre Gemächer damit zu erwärmen.

Olga schickte daher Alles hin, was sie nur irgend für zweckmäßig hielt, und ließ wiederholt den Tag über nachfragen, was Pelagia Chemineffski noch weiter bedürfe. Am liebsten aber wäre sie selbst hingefahren, um sich von dem Zustande ihrer Schwester durch den Augenschein zu überzeugen, der sie jede früher durch diese ihr zugefügte Kränkung von ganzem Herzen verziehen hatte. Aber sie fühlte sich fest überzeugt, daß ihre Mutter bei weitem nicht so kraftvoll war, wie sie dem Anscheine nach sich zeigte, und aus diesem Grunde glaubte Olga, daß es

nicht recht wäre, wollte auch sie die ihr so Theuere noch verlasse.

Beide brachten den Rest des Tages in großer Unruhe zu, und die Nacht beinahe schlaflos; dabei aber zählten sie angstvoll die Stunden, bis sie hoffen konnten, daß Herr Opacki sie bald durch seinen Zuspruch erfreuen würde.

Dieser kam endlich; aber er vermochte ihnen noch keine tröstliche Nachricht zu bringen, und rieth deshalb der Gräfin an, daß sie sich noch am Vormittage nach dem Schlosse begeben möchte, um eine Audienz bei dem Könige und bei dessen Gemahlin nachzusuchen.

Das geschah, und Olga begab sich indessen zu ihrer kranken Schwester, von wo sie die Gräfin später abholen wollte; allein diese kam leider mit sehr getrübten Aussichten zu ihnen; denn sie hatte ihren Zweck nicht erreicht. Die erbetene Audienz war ihr abgeschlagen worden, und den Zutritt zu ihrem Gemahle hatte man ihr versagt.

Die Höflinge hatten von jeher die Gräfin Ignatowski für unschädlich, überhaupt also auch für unbedeutend gehalten. Man ließ daher aus diesem Grunde ihren guten Eigenschaften Gerechtigkeit widerfahren, und Niemand glaubte, daß ihr Gemahl ihr jemals eine Einmischung erlaubt habe bei dem, was er unternahm, wie es doch bei manchem Falle

nicht so war. Sie fand deshalb auch bei den Höflingen aufrichtige Theilnahme bei dem Ausbruche ihres Seelenschmerzes, indem sie Schritte aller Art zur Befreiung ihres Gemahls unternahm, und man kam ihr von allen Seiten um so eher mit der größten Freundlichkeit und dem Erbieten, ihr zu dienen, entgegen, weil die Feinde ihres Gemahls im Voraus berechnen konnten, daß alle ihre Bemühungen erfolglos bleiben würden, indem man annahm, daß die Königin gewiß nach einem bestimmten Plane handele, dessen Zweck gewiß schon von lange her war, daß sie den Grafen Ignatowski aus der Nähe ihres Gemahls und hauptsächlich aus dem Reichsrathe verdrängen wollte, wo er seine Stimme vor der aller übrigen Anwesenden geltend zu machen wußte, weil er sie stets laut und kräftig erhob, wenn es galt, eine Ungerechtigkeit zu hintertreiben, oder den König den Einwirkungen seiner Gemahlin zu entziehen; und eben so nahm man an, daß die Königin kein Mittel scheuen würde, um den beabsichtigten Zweck zu erreichen, wozu ohnehin der Graf seiner Heftigkeit wegen die Hand geboten hatte.

Allein mehr als freundliche Worte und allgemeines Bedauern ihres Schmerzes wegen konnte die Gräfin nicht erlangen. Es wollte sogar Niemand es wagen, sich für sie bei dem Könige und bei dessen Gemahlin zu verwenden, damit sie ihren Gatten

sprechen dürfe, weil diese bestimmt erklärt hatte, daß sie jedes Beginnen der Art mißbilligen würde, und auch den König überredete, daß er sich so erklären mußte.

Völlig trostlos und zum Hinsinken ermüdet, langte also endlich die Gräfin in dem Gemache ihrer Tochter an, deren Zustand nicht dazu geeignet war, ihrer Mutter Muth einzuflößen; denn Agraffia befand sich noch ungemein leidend, und es mußten sich Alle, die um sie waren, überzeugt halten, daß es räthlich sei, sie noch hier im Schlosse zu lassen, und ihr das Schicksal ihres Vaters zu verheimlichen.

Ueberdies befand sie sich noch zu leidend, und zeigte zu wenige Theilnahme an dem, was neben ihr vorging, als daß man zu befürchten brauchte, sie werde es auffallend finden, wenn ihr Vater nicht zu ihr käme. Ueberhaupt aber ließ sie nicht ein Wort hören, und lächelte nur ihrer Mutter wie in halbem Irrsinne zu, als diese mit ihr sprach, und ihr dabei liebreich die Wangen streichelte.

Die Gräfin konnte sich nicht lange bei ihrer kranken Tochter aufhalten, weil sie empfand, daß ihre Kräfte sie verlassen wollten; deshalb nahm sie Abschied von ihr und fuhr, von Olga begleitet, zurück nach ihrem Palaste. Hier brachte sie den Rest des Tages auf einem Ruhebette in liegender Stellung zu, und alle ihre Gespräche mit Olga drehten

sich begreiflich nur um einen Gegenstand; alle enthielten Befürchtungen wegen ihres Gemahls und Vaters, oder um Agraffia, die so sehr elend und verändert aussah, daß sie nicht wieder zu erkennen war.

Die Gräfin hatte durch die Höflinge, welche dadurch das Verfahren der Königin rechtfertigen wollten, den Inhalt von Agraffia's Gedenkebuch erfahren, und mit Pelagia Chemineffski darüber gesprochen, die darum nicht im Stande war, die Thatsache zu läugnen. Es existirte also ein Grund mehr, um dessentwillen sich die ohnehin so tief Bekümmerte nun beunruhigte, und die Hoffnung ganz und gar verlor, es möchte sich diese unglückselige Angelegenheit wenigstens leidlich gut wenden lassen; denn ihr Gemahl hatte ihr öfter genau den Charakter der Königin geschildert; sie kannte also deren Gemüth, und wußte, daß sie niemals eine Beleidigung vergab.

Es war schon Abend geworden, bevor Herr Opacki kam, der heiterer wie am Morgen aussah, und als die Gräfin seiner ansichtig wurde, rief sie ihm, während Olga dem alten Manne einen Stuhl neben ihre Mutter hinsetzte, entgegen: „Wie steht es, mein theurer Freund? Bringt Ihr mir eine gute Nachricht?“

„Eine gute Nachricht,“ erwiederte Herr Opacki, „das möchte Viel bedeuten, und leider vermag man

bei einem so wichtigen Unternehmen nicht, mit Siebenmeilenstiefeln weiter zu schreiten, wie es in dem Mährchen vorkommt, das mir zu weilandseligen Zeiten meine Amme zu erzählen pflegte. Nein, Schrittchen vor Schrittchen nur kann man weiter rücken, und sehr oft kommt es bei manchem Falle, wo Alles auf dem Spiele steht, noch gar, daß man wieder eine Strecke zurückgeschoben wird, wenn man sich schon lange genug abgemüht hat, um ein Plätzchen zu erreichen, wo der Fuß Posto fassen kann. So aber ist es mir heute einige Male ergangen, und — wie ich leider zu meinem Aerger erfahren habe — auch Euch. Indessen, wer gleich muthlos wird, wenn der Wind nicht von der rechten Seite weht, der giebt sein Spiel schon auf, und thut er es, so ist es auch schon mehr, als zur Hälfte verloren. Wir aber wollen das unserige gewinnen, und darum Kopf in die Höhe, meine verehrte Frau Gräfin! Die Thränen getrocknet, und nicht so schmerzvoll hinaus in die liebe Gotteswelt geblickt, die unser Herrgott so wunderschön erschaffen, was wir Undankbare in der Regel erst dann dankbar erkennen, wenn er zuvor ein kleines Donnerwetterchen uns zugeschickt hat, und darauf die Gnadensonne wieder scheinen läßt.

Die Gräfin sah ihn, so lange er sprach, erwartungsvoll an, und fuhr freudig bewegt zusammen,

als er aus einer Seitentasche seines Rockes, die er zuvor fest zugeknöpft hatte, ein kleines Briefchen nahm, es ihr hinhielt, und zu ihr sagte: „Was darinnen steht, wird Euch erquicken. Aber wenn ich heute den Tag über nicht mehr zu Euch kommen sollte, so müßt Ihr mich schon entschuldigen; denn ich habe gestern und heute meine Patienten zur Ungebühr vernachlässigt, und bin daher verpflichtet, meinen Fehler wieder gut zu machen. Wenn Euch jedoch ein besonderer Unfall zustoßen sollte — wofür Euch jedoch Gott behüten möge — so schickt nur nach mir, und ich werde mich dann sogleich beeilen, zu Euch zu kommen.“

Der Doktor war ein kleiner und unansehnlicher Mann, etwa funfzig Jahr alt; aber sein Charakter so vorzüglich gut, wie selten der eines Menschen, und dabei besaß er viele Geschicklichkeit als Arzt, weshalb er von den sämmtlichen Mitgliedern der Familie des Grafen Ignatowski geliebt und bei jeder Gelegenheit achtungsvoll behandelt wurde.

Die Gräfin durfte sich darum in seiner Gegenwart keinen Zwang auflegen, und deshalb las sie, noch während er sprach, den Inhalt des kleinen, ihr durch ihn zugestellten Briefchens, das von einer ihr völlig fremden Hand geschrieben war, mithin ihr eine Täuschung benahm; denn sie hoffte, es sei von ihrem Gemahle. Aber nachdem sie es mit ihren

Blicken durchflogen hatte, fühlte sie sich doch unendlich erfreut, indem sein Inhalt lautete:

„Euer Gemahl, Gräfin Ignatowski, steht unter dem Schutze eines Mannes, der den besten Willen hat, ihn aus seiner Gefangenschaft zu befreien, und wenn ihm das unmöglich gemacht würde, doch wenigstens seine Lage, so viel es die Umstände zulassen, erleichtern will, wozu er jedenfalls die Macht besitzt."

„Ihr habt heute Alles unternommen, was nur irgend in Euren Kräften stand, um Euch die Erlaubniß zu erwirken, ihn zu sprechen, ohne daß es Euch gelingen wollte, und so würde es immer kommen, so oft Ihr Euch darum bemühtet. Ja, Ihr möchtet die Lage Eures Gatten vielleicht noch gar verschlimmern. Darum unterlaßt es, und baut auf Gott, der ihn und Euch beschützen kann, und es wird. Aber verlaßt Euch auch auf einen Mann, der weder ruhen noch rasten will, bevor er erreicht hat, was er zu Eurem Besten beabsichtigt, so wie auch auf Euren Freund, den Doktor Opacki; denn Ihr besitzt keinen treueren, als diesen."

Die Gräfin dankte mit aufgehobenen Händen und mit Thränen der Vorsehung, daß sie ihr, in dem Augenblicke der höchsten Noth, einen Freund zuge-

führt hatte, der sich ihres Gemahls annehmen wollte, worauf sie mit Olga darüber sprach, wer es wohl sein möchte; denn Alle, welchen man zutrauen konnte, daß sie eine Sache von Wichtigkeit durchzusetzen vermöchten, und von denen die Gräfin glaubte, daß sie gern ihr dienen wollten, hatten ihr am Vormittage nicht die leiseste Hoffnung gegeben, daß ihnen ein solches Vorhaben gelingen würde, und Einige von ihnen sich sogar vor ihr verläugnen lassen, wozu gleichfalls der Reichskanzler Radziejowski gehörte; ein Umstand, der sie um so mehr schmerzte, weil das vielleicht der Einzige war, dessen Macht hinreichte, ihrem Gemahle zu nützen, und auch, weil dieser von jeher darauf gebaut hatte, in ihm einen wahrhaften Freund zu besitzen. Indessen beruhigte sie doch der Inhalt des von unbekannter Hand an sie gerichteten Briefchens, da sie mit Gewißheit den ihr von Gott zugesandten Wohlthäter nicht erforschen konnte.

Als gegen Abend Herr Opacki kam, um sich, nun er Zeit dazu gewonnen hatte, nach ihrem Befinden zu erkundigen, glaubte sie ihm entlocken zu können, wer es sei; allein sie irrte sich darin; denn der Doktor schüttelte dabei lächelnd den Kopf, legte den Finger auf den Mund, und — schwieg.

Dagegen aber erfreute er sie durch die Mittheilung, daß Agraffia's Zustand sich den Tag über bedeutend gebessert habe, und fügte hinzu, daß, wenn

es weiter so fortgehe, die Kranke bald in einer Sänfte nach der Behausung ihrer Eltern zu schaffen sein würde; freilich aber noch nicht in den ersten Tagen!

Leider kam es jedoch anders, als er gehofft hatte; denn es vergingen zwei Wochen, bevor es ihr Zustand erlaubte, und selbst dann befand sie sich noch so leidend, daß sie nur, von Kissen unterstützt, im Bette sitzen konnte.

Man hatte Agraffia gesagt, daß ihr Vater, wie es gewöhnlich im Frühjahr geschah, sich nach Bezrostki begeben habe, dem Stammschlosse seiner Vorfahren, um dort die nöthigen Ausbesserungen zu seiner Erhaltung vorzunehmen, und da, außer den Ihrigen — wozu wir auch nun schon Pelagia zählen können, die durch ihre treue Anhänglichkeit an diese Familie sich dieses Recht erworben hatte, und nun beständig sich in Krakau aufhielt — nur noch ihre Kammerfrau, welche zugleich die ihrer Mutter war, indem Honorata sich nicht weiter mehr hatte sehen lassen, und sie jetzt keine Fremde ins Haus ziehen wollten; da also außer Lisbetha und Herrn Opacki sonst Niemand zu ihr kam, wie überhaupt kein Besuch angenommen wurde, so konnte man leicht jede unzweckmäßige weitere Entdeckung vermeiden.

Sie fragte auch nicht einmal nach ihrem Vater

sprach kein Wort von der Vergangenheit, und selbst jeden Wunsch deutete sie kaum an; denn ihre Abspannung aller Kräfte, ihre Mattigkeit war zu groß, als daß sie an irgend etwas Theil nehmen konnte. Sie saß oder lag vielmehr beinahe immer in Gedanken versunken, und es schien ihr nicht angenehm zu sein, wenn man sie dabei durch irgend eine Frage störte.

Die Gräfin hatte, auf Anrathen ihres unbekannten Freundes, gleich den ersten Besuch abgelehnt, und deshalb unterließ man es, sie weiter mit solchen zu belästigen; dagegen ihr Wohlthäter ihr durch Herrn Opacki Verhaltungsregeln zukommen ließ.

Die Sorge um ihren Gemahl würde endlich die Kräfte der Gräfin aufgerieben haben, wenn nicht ein Umstand sie dabei unterstützt hätte; nämlich der, daß sie verschiedene Male Briefe von ihm erhielt, welche ihr Herr Opacki überbrachte, und worin der Graf ihr mittheilte, daß ein ihm unbekannter Freund, der dazu auch die Macht besitze, ihm auf jede nur mögliche Weise seine Lage erleichtere, und daß darum die Hoffnung in seinem Herzen wach erhalten werde, dieser geheime Wohlthäter sei gleichfalls im Stande, ihn aus seiner Gefangenschaft zu befreien.

Auch Herr Opacki schien den Muth und den Glauben, daß der Graf ihnen bald wieder geschenkt werde, nicht zu verlieren; er tröstete daher die Grä-

fin, Olga und Pelagia mit der Ueberzeugung, es werde noch Alles sich zum Guten wenden.

Die sogenannte Rüstkammer, in welcher man den Grafen Ignatowski seiner Freiheit beraubt hielt, war ein sehr großer und darum halb finsterer Saal, weil nur wenige Fenster dem Tageslicht den Eingang hinein gestatteten.

Aber noch ein anderer Umstand trug dazu bei, daß es niemals, selbst nicht beim besten Sonnenschein, in diesem Saale ordentlich hell wurde. Es befand sich nämlich dem Schlosse gegenüber eine Reihe hoher Häuser, die von der Zeit geschwärzt geworden, und von dem Schlosse durch einen nicht breiten Graben — den sogenannten Stadtgraben — getrennt wurden, der sich längs der Stadt hinzog, und früher sehr tief war, nun jedoch beinahe voll Schlamm zu sein schien.

Ueberdies waren die Fenster der sogenannten Rüstkammer mit starken Eisenstäben versehen, und so mit Schmutz bedeckt, daß man unmöglich von den nahen Häusern aus diesen Saal übersehen konnte, und zwar nicht einmal dann, wenn Licht darin brannte; ein Umstand, der eigentlich dem Grafen sehr lieb war, weil er darum sicher sein konnte, daß Niemand ihn zu beobachten vermochte.

In dem Saale selbst befanden sich alte, zum Theil schadhafte Möbeln, und im Hintergrunde desselben stand ein Bett für den Grafen.

Gleich in den ersten Tagen seiner Gefangenschaft stellte man ihm, auf sein dringendes Verlangen darnach, Schreibmaterialien zu, und sein Wärter brachte ihm die Nachricht, daß der Reichsrath eine Commission niedergesetzt, die den Auftrag habe, sein Vergehen gegen die Königin zu untersuchen.

Der Graf wußte sich genau zu besinnen, daß er, ihres Benehmens wegen gereizt, durch an sie gerichtete Vorwürfe sie beleidigt, und ihr Dinge gesagt hatte, die ihm nicht zukamen, Dinge, die sie, bei ihrem bösartigen Charakter, ihm gewiß nicht vergeben konnte. Aber er erinnerte sich eben so deutlich, daß er sie nicht, wie sein Wärter ihm sagte, daß man ihn dessen beschuldigte, am Arm angefaßt, sie einige Schritte mit sich fortgerissen, und sogar den Degen gegen sie gezogen, auch nur durch ihr Geschrei zur Besinnung gebracht, von ihr abgelassen, worauf sie erst eine Ohnmacht angewandelt habe, wie sie durch eine ihrer Frauen bezeugen könne.

Diese Erfindung von ihr — mehr war es nicht — konnte ihn jedoch auf das Blutgerüst bringen, wenn der König nicht, auf die Fürsprache seiner Gemahlin, Gnade für Recht ergehen ließ, was weder der Graf, noch sonst Jemand glaubte, weil man die

Gesinnungen der Königin gegen den Grafen Ignatowski kannte; seine Lage blieb daher unter diesen Umständen äußerst gefährlich.

Jeden Tag erwartete nun der Graf, daß man ihn zu einem Verhöre abholen würde, ohne daß es geschah. Endlich aber kam eines Morgens der Reichskanzler Radziejowski in sein Gefängniß, und brachte einen Protokollführer mit dahin.

Der Graf empfand beim Anblicke dieses Biedermannes große Freude; denn auf ihn glaubte er mit vollkommener Sicherheit seine Hoffnungen bauen zu können; allein er wurde bald an ihm völlig irre; denn dieser leitete so weitläufig das Verhör mit ihm ein, hielt sich bei so vielen Nebenumständen auf, die gar nicht zur Sache gehörten, und verschwendete dabei so viele Zeit, daß offenbar dadurch der Gang dieser Angelegenheit unnöthig in die Länge gezogen wurde.

Darüber verwunderte sich der Graf ungemein, und eben so über den gemessenen Ernst, womit der Reichskanzler sich gegen ihn benahm. Er mußte also daran glauben, daß der Umstand, daß Agraffia seine Hand ausgeschlagen, wie ihr Vater dafür hielt, daß es der Fall gewesen sei, dem Reichskanzler veränderte Gesinnungen gegen ihn eingeflößt habe. Aber es empörte ihn endlich sogar, als er bemerken mußte, mit welcher Sorgfalt der Reichskanzler seine

Papiere durchsuchte, darin las, und darauf einige briefliche Mittheilungen, die er an seine Gemahlin gerichtet hatte, zu sich steckte; wie der Graf an seinem Kopfschütteln wahrnahm, und nach seiner verdrüßlichen Miene urtheilte, gewiß nicht in guter Absicht. Indessen, er hatte seiner Gemahlin nur Betheuerungen seiner Unschuld geschrieben, seiner fortdauernden Liebe, und sie getröstet; er brauchte daher deshalb keine Befürchtungen zu hegen.

Noch von Schmerz darüber erfüllt, daß er sich so bitter in dem Reichskanzler geirrt hatte, ergriff er später die Feder wieder, um seiner Gemahlin dieses zu sagen, unbekümmert darum, wenn auch der Reichskanzler seine Aeußerungen lesen sollte. Allein, indem er einen Bogen Papier entfaltete, fiel ihm daraus ein Briefchen von ihr entgegen. Nur der Reichskanzler konnte es hineingelegt haben, und mit einer Thräne im Auge, bat er diesem Braven die ihm in Gedanken zugefügte Beschuldigung ab; jedoch nahm er sich vor, in Gegenwart des Protokollführers, wenn das Verhör fortgesetzt werden sollte, sogar seine Blicke zu behüten, damit diese nicht etwa zum Verräther seiner Dankbarkeit würden.

Nach einigen Tagen fand sich der Reichskanzler wieder bei ihm ein, benahm sich ganz so, wie das erste Mal, steif gemessen, langweilig beim Verhöre. Aber der Graf fand wieder einen Brief von seiner

Gemahlin in einem Buche Papier, und den für sie bestimmten nicht mehr, nachdem der Reichskanzler sich entfernt, und nur hinter dem Rücken des Protokollführers einen Händedruck des Grafen, der seine Dankbarkeit damit ausdrücken wollte, empfangen hatte.

Auf diese Weise setzten also die dadurch höchst beglückten Gatten ihren Briefwechsel fort.

Endlich aber konnte der Reichskanzler es nicht mehr verhindern, daß der Graf vor eine Commission gezogen wurde, die dazu ernannt worden war, die bei der Sache betheiligten Zeugen zu vernehmen, wonach entweder der Graf zur gesetzlichen Strafe verurtheilt, oder, nach Beschaffenheit der Umstände, in Freiheit gesetzt werden sollte, je nachdem seine Sache gut oder schlimm für ihn befunden wurde.

Er wurde zu diesem Zwecke also in einen andern Saal geführt, und hier fand er seine Richter zum feierlichen Verhöre um einen Tisch sitzen, der mit einer schwarzen Decke behangen war.

Man stellte ihm am unteren Ende desselben einen Stuhl hin, den er jedoch nicht benutzte, sondern hinter demselben stehen blieb, und sich mit seiner Rechten auf dessen Lehne stützte, indem er ohne Scheu die Reichsräthe ansah, und sich davon überzeugt halten mußte, daß man nur solche gewählt hatte, die heimlich oder anerkannt seine Gegner waren.

Nur den Kanzler mußte er davon ausschließen, der eigenhändig seine Aussagen niederschrieb.

Als es darauf ankam, daß Zeugen, wenigstens einer, diese Aussagen bestätigen oder widerlegen sollten, öffnete sich eine Thüre, und es trat — Wanda in den Saal.

Sie war nicht überladen mit Schmuck, vielmehr einfach, aber ungemein geschmackvoll gekleidet, und überraschte Alle durch ihre Schönheit; denn Keiner von den Anwesenden hatte sie noch gesehen.

Aber heftig durch ihren Anblick erschreckt fühlte sich Graf Ignatowski, der zugleich todtenblaß ward, und sie anstarrend vor sich hin murmelte: „Gerechter Gott, sie meine Anklägerin!“

Als der Graf augenscheinlich bei ihrem Anblicke zusammenfuhr, erklärten sich seine Richter diesen Umstand, wie seine Worte, zu seinem Nachtheile, und beinahe alle glaubten an seine Schuld. Sogar der Reichskanzler, welcher insgeheim ihm so wohl wollte, und sich nur äußerlich scheinbar unpartheiisch stellte, bekam nun einiges Mißtrauen gegen ihn.

Wanda aber stand ganz ruhig ihm gegenüber, bis man sie aufforderte, ihre frühere Aussage zu wiederholen. Nun aber sprach sie mit einer würdevollen Haltung, und behauptete ganz gelassen mit erzählendem Tone, daß der hier gegenwärtige Graf Ignatowski schon in einer gewissen Aufregung ge-

wesen, als er zur Königin gekommen, diese gleich darauf mit Vorwürfen überhäuft, sie durch einen höhnenden Ton beleidigt, sie hart am Arme gefaßt, und so sie gegen die Thüre gezogen, wobei er ihr zugemuthet habe, sie solle seiner Tochter eine Ehrenerklärung, auch ihre Stelle als Hoffräulein wiedergeben, und als die Königin das nicht gewollt, habe er den Degen gegen sie gezogen, offenbar in der Absicht, sie zu ermorden.

Der Graf schauderte bei Wanda's Aussage unwillkürlich zusammen, da er nie es für möglich gehalten hätte, daß sie im Stande sei, sich an ihm auf diese Art zu rächen, weil sie wissen konnte, daß sie ihn damit auf das Blutgerüst bringen würde; denn nur sie war, von ihm nicht beachtet, während seiner Unterredung mit der Königin zugegen, konnte mithin dazu beitragen, deren Aussage zu bekräftigen, und das that sie getreulich. Was also sollte er beginnen? Durfte er hoffen, seine Sache besser zu stellen, wenn er die Ursache angab, um deretwillen sie sich an ihm rächen wollte, und zu diesem Zwecke nun ein Zeugniß ablegte, zu dessen Entkräftung er das Gegentheil hätte beweisen müssen, was er doch nicht konnte?

Er sah keinen Vortheil für sich aus solcher Anklage erfolgen; vielmehr konnte er befürchten, daß sie bei der ihrigen beharren, und er sich mithin nutzlos

beschimpfen würde, wenn er offenbaren wollte, in welchem Verhältnisse er früher mit dieser Landstreicherin gestanden hatte. Ueberdies war es ja möglich, daß sie läugnete, ihn je gekannt zu haben, und er mußte besorgen, daß seine Feinde ihre Aussage nur als Mittel benutzen wollten, um einen von ihnen gut überlegten Plan zu seinem Verderben auszuführen. Konnte er aber nicht noch zum Ueberflusse annehmen, daß die Königin nicht etwa gar an der Spitze dieses Complottes stand, weil es ihre Absicht war, ihn auf diese Weise aus dem Wege zu räumen?

Alle diese Betrachtungen stellte der Graf an, während Wanda sprach, und ein Zeugniß gegen ihn ablegte, das ihn auf das Blutgerüst führte, sobald man an ihr Wort glaubte, und ihre Aussage zu seinem Verderben benutzen wollte. Er begnügte sich also damit — nachdem man ihn aufgefordert hatte, daß er sich vertheidigen möchte — zu behaupten, daß ihre Aussage auf Unwahrheit beruhe, und daß er sich erbiete, die seinige zu beschwören. Aber seine Richter schenkten seinen Worten keine besondere Aufmerksamkeit, und als sie es nicht mehr länger für gut fanden, ihn anzuhören, ließen sie ihn in die sogenannte Rüstkammer zurückführen.

Hier sank er, sobald er sich allein befand, in einen Sessel, und brach in Verwünschungen gegen eine Lasterhafte aus, welche mit dem Plane umging,

ihm den Tod zuzuziehen. Aber er war auch ergrimmt auf sich selbst, daß er jemals mit Liebe — er mußte sich gestehen, daß er solche, war sie gleich keine edle, sondern recht sinnlicher Natur — an einer Verworfenen gehangen, die es nicht werth war, daß er um ihretwillen eine Untreue an seiner vortrefflichen Gemahlin begangen hatte. „Ach," schloß er endlich dieses Selbstgespräch, „lebt sie in der Nähe der Königin, unterstützt sie deren Klugheit durch die ihr angeborene Schlauheit, so bin ich verloren, und sehe weder jemals meine Vannienka wieder, noch meine Kinder."

Der Graf überließ sich eine ganze Weile diesen Gedanken, worauf er fortfuhr: „Aber — wie kommt diese Elende zu der Königin? Und warum gab sie den Namen Wanda zu Protokoll? Ich begreife es nicht, und kann nur annehmen, daß sich gerne Gleiches zu Gleichem gesellt."

Nachdem der Graf sich aus dem Saale entfernt, worin das Verhör stattgefunden hatte, geriethen seine Richter in einen harten Wortwechsel; denn einige von ihnen stimmten dafür, daß man ihn zwar aus Krakau verweisen könnte, allenfalls aus dem Lande, daß es jedoch jedenfalls zu gefährlich sei, ihn zum Tode zu verurtheilen.

Sie meinten, es sei dieses deshalb gefährlich, weil er mit verschiedenen Großen des Reiches in

engem Freundschaftsbunde stehe, weitläufige Güter besitze, zu welchen eine Menge Untergebene gehörten, mithin einen starken Anhang im Lande habe, weshalb leicht wieder ein Bürgerkrieg entstehen könnte, in welchen sich dann wohl die Kosacken und Tartaren mischen möchten, um Vortheile für sich daraus zu ziehen.'

Zu diesen Vernünftigen gesellte sich der Reichskanzler Radziejowski, und sprach lebhaft zu Gunsten seines Freundes; allein man schenkte seinen Warnungen kein Gehör, und eben so wenig der Vernunft; denn gegen deren Rath verurtheilte man den Grafen Dominik Ignatowski wegen eines begangenen Majestätsverbrechens, welches in dem beabsichtigten Morde der Königin bestehen sollte, zum Tode, und man beging sogar die Unvorsichtigkeit, dieses Urtheil nicht zu verheimlichen. Nach Verlauf von kaum einer Stunde wußte man es also schon in der ganzen Stadt, und es erregte unter den Bewohnern derselben die größte Bestürzung.

Bis dahin hatte sich die Gräfin Ignatowski weit ruhiger gezeigt, als man es von ihr erwarten konnte, indem doch Alle, die von der Lage, worin sie sich befand, Kenntniß erhalten, sich gestehen mußten, daß die Angelegenheit ihres Gemahls sich verschlimmerte. Allein diese Ruhe hatte zum Grunde, daß der Reichskanzler, indem er einige Male an sie schrieb, Hoff=

nungen in ihr Herz zu pflanzen wußte, von welchen er glaubte, daß sie zu realisiren wären, indem er es für nicht denkbar hielt, daß man die Rachelust so weit treiben, und sie in der Art befriedigen würde, daß man seinen Freund wirklich zu enthaupten dächte. Allein Wanda vernichtete alle seine Hoffnungen, indem sie ein so entscheidendes Zeugniß gegen den Aermsten ablegte, und er war deshalb nicht länger im Stande, vor dessen Gemahlin zu verheimlichen, wie hart das Schicksal sie bedrohte; ihr zu sagen, welche Schritte er zu des Grafen Befreiung vergebens unternommen hatte.

Herr Opacki sollte ihr das Traurige eröffnen, und zur Milderung desselben hinzufügen, daß der Reichskanzler ihr die Zusage gebe, daß sie jedenfalls ihren Gemahl noch sprechen solle, bevor man ihn nach dem rothen Thurme brächte, was vielleicht geschehen könnte, jedoch nicht vor Ablauf eines Monats, weil es gesetzlich sei, daß solche Frist zwischen der Fällung und Vollziehung eines Urtheils liegen müsse, wenn Derjenige, welchen es träfe, ein Graf sei.

Der Reichskanzler irrte sich darin nicht, und eben so wenig in seiner Vermuthung, daß man den Grafen bis zum letzten Augenblicke vor der Vollziehung seines Urtheils im Schlosse in Krakau behalten würde, unter starker Bewachung, weil man befürchten mochte,

daß seine Anhänger, deren er besonders unter dem Volke viele hatte, ihn leichter gewaltsam befreien könnten, wenn er sich in dem rothen Thurme befände.

Herr Opacki bemühte sich auf jede Weise, der Gräfin die Schreckensnachricht, daß man ihren Gemahl zum Tode durch das Schwert verurtheilt habe, so schonend wie möglich beizubringen; aber er konnte doch damit nicht verhindern, daß dieser harte Schlag ihr beinahe das Leben raubte; denn sie verfiel in einen Zustand von halbem Wahnsinne, aus dem sie nur die Zusprache der Ihrigen in so weit befreite, daß sie, so viel in ihren Kräften stand, dazu beitrug, um sich selbst zu beruhigen, weil man ihr vorstellte, daß sie in solchem Zustande nicht das Haus verlassen, mithin auch nicht ihren Gemahl werde sprechen können.

So vergingen beinahe zwei Wochen, bevor Herr Opacki ihr erst einen männlichen Anzug zustellte, und ein Wasser, das ihrem Gesichte ein Aussehen gab, als wenn es durch die Strahlen der Sonne stark gelitten hätte, und am folgenden Tage, als es am Abende schon dunkel geworden, sie in seine Wohnung mit sich nahm.

Gleich nachdem sie dort angelangt waren, kam ein Soldat, der, im Auftrage seines Hauptmannes, Herrn Opacki nach dem Schlosse beschied, wo er angeblich dem Grafen Ignatowski Beistand zu leisten

habe, der heftig und plötzlich erkrankt sei. Herr Opacki gab daher dem vermeinten Knaben ein Kästchen zu tragen, das Arzneimittel enthielt, und nahm die Gräfin Ignatowski unter dieser Verkleidung mit nach dem Schlosse.

In einem Gemache, durch welches man sich begeben mußte, bevor man in die sogenannte Rüstkammer gelangte, fanden sie sechs Mann Wache und deren Anführer, welcher mit dem Doktor für eine volle Börse, die er besonders gegenwärtig gut brauchen konnte, da er in der letzten Zeit im Spiele viel Unglück gehabt hatte, der also mit dem Doktor im Einverständnisse handelte, und diesen, nebst seinem angeblichen Diener, allein zu dem Kranken gehen ließ, da er mehr für diesen zu thun nicht vermochte, und was übel genug für ihn ausgefallen wäre, wenn man es erfahren hätte.

Wer könnte wohl dieses Wiedersehen vor einer so nahen Trennung für immer zu schildern wagen? Ein Wiedersehen, das nur auf eine so kurze Frist beschränkt war, wie der Besuch eines Arztes dauern konnte?

Es erzeugte einen furchtbaren Aufruhr in ihrem Innern, einen entsetzlichen Seelenkampf, mit dem sie einander fest umschlossen, und doch wieder sich loslassen mußten, um manche nothwendige Verabredung für die Folge zu treffen, wozu auch die Bestimmung

des Grafen gehörte, nach welcher dessen Gemahlin, gleich nach seinem Tode, Krakau verlassen und niemals wieder dahin zurückkehren, jedoch auch weder ihren Palast daselbst verkaufen sollte, noch ihre reizvolle Besitzung Gayrozany, sondern nur für immer in Beztroski wohnen möchte, weil man nicht vorher wissen könne, wie sich künftig die Verhältnisse für seinen Sohn gestalten möchten, der aber seine fernere Ausbildung in Berlin erhalten, und noch vor der Enthauptung seines Vaters durch seinen Hofmeister Karski dahin gebracht werden müsse.

So lange es der Hauptmann nur irgend zugeben durfte, brachten die beiden Gatten bei einander zu; endlich aber mußten sie sich für immer Lebewohl sagen; denn es war nicht zu hoffen, daß sie noch einmal in dieser Welt sich wiedersehen dürften.

Wenige Minuten darauf war das Schwere überstanden; der Graf hatte den letzten Abschiedskuß auf die todtkalten Lippen seiner Gemahlin gedrückt, und Herr Opacki diese gewaltsam von ihm losgerissen und aus der Thüre gebracht. Doch hier, in dem Gemache, wo sich die Wache aufhielt, sank die Gräfin ohnmächtig zu Boden; allein, das war nicht der Ort, wo sie bleiben konnte, wenn sie nicht die Aufmerksamkeit der Soldaten auf sie lenken wollten. Der Doktor nahm sie also schnell auf seine Arme, und trug sie hinaus in den Corridor, welcher nach der

sogenannten Rüstkammer führte. Hier suchte er sie durch die Anwendung einer starken Essenz zu ermuntern, die er, auf solchen Auftritt vorbereitet, bei sich führte, und als sie nur erst so viele Kräfte wieder gewonnen hatte, daß sie sich erheben und von der Stelle bewegen konnte, führte er sie langsam die Treppe hinab, welche man zurücklegen mußte, wollte man aus dem Schlosse kommen.

Vor diesem erwartete sie eine Sänfte, welche sie Beide nach dem Palaste des Grafen Ignatowski brachte.

Olga lag, indessen ihre Mutter sich von ihr fortbegeben hatte, vor dem Betaltare derselben auf ihren Knieen, und flehte zu Gott um Muth zum letzten Kampfe für ihren Vater, und um Kraft für ihre Mutter, damit diese im Stande sei, den letzten und härtesten Schlag, die Hinrichtung ihres Gemahls, zu ertragen. Während dem aber befand sich Pelagia Chemineffski bei Agraffia, die schon im Palaste ihrer Eltern war, und zwar in einer fürchterlichen Gemüthsstimmung, weil Pelagia wußte, was eben vorging, und doch den Schmerz darüber vor der Kranken verbergen mußte, die keine Ahnung von dem Unglücke bekommen durfte, das doch eigentlich nur sie auf die Ihrigen gebracht hatte; denn sie befand sich immer nicht ganz außer Gefahr.

Endlich erfuhr jedoch Pelagia, daß ihre Freun-

din wieder heimgekehrt sei, und begab sich sogleich zu ihr, um sich von ihrem Befinden zu überzeugen; allein sie fand die Aermste so sehr an Kräften erschöpft, daß Olga und ihre Kammerfrau sie nur mit Mühe hatten zu Bette bringen können, weil sie beständig mit einer Ohnmacht rang.

Herr Opacki ward darauf zu ihr gerufen, verordnete stärkende Arzneimittel, die er gleichfalls bei sich führte, weil er ganz darauf vorbereitet war, daß für die Gräfin ein solcher Zustand eintreten mußte, und da ihm weiter nichts zu thun übrig blieb, er auch die Gräfin unter der besten Obhut wußte, indem Olga nicht von ihrer Seite weichen, und ihre Freundin Pelagia auch ab und zu kommen wollte, um nach ihr zu sehen, so nahm sich der Biedermann vor, gleichfalls seine Wohnung aufzusuchen; denn auch ihn hatte der Schmerz, sich von seinem Freunde für immer trennen zu müssen, beinahe ganz entkräftet.

Als er eben im Begriffe stand, den Palast des Grafen Ignatowski zu verlassen, sagte ihm der Thürsteher, daß ein Kranker nach ihm geschickt, und als man ihn nicht zu Hause getroffen, ihm ein Briefschen dort in seiner Wohnung gelassen, das sein Diener für ihn dem Thürsteher abgegeben, weil man es dringend verlangt habe.

„Und wenn der Großfürst von Rußland, wenn

alle Potentaten Europa's nach mir geschickt hätten," erwiederte der Doktor dem Thürhüter, „so wäre ich doch nicht im Stande, ihnen heute noch einen Besuch abzustatten, indem ich selbst krank bin, und der Pflege bedarf. Indessen will ich doch nachsehen, wer so dringend nach mir verlangt."

Bei diesen Worten trat er unter eine Laterne, die nahe an der Loge des Thürhüters brannte, erbrach das kleine Briefchen, und las mit zunehmendem Erstaunen:

„Wenn Ihr noch in Liebe und Freundschaft einem Manne zugethan seid, dessen Leben gegenwärtig in der höchsten Gefahr steht, so folgt dem Führer, der Euch heute Abend um neun Uhr aus Eurer Wohnung abholen wird; denn vielleicht ist es möglich, daß wir gemeinschaftlich ein Mittel entdecken, durch dessen Anwendung wir im Stande wären, diesen Unglücklichen zu retten."

Herr Opacki konnte sich in seinem gegenwärtigen Gemüthszustande durchaus nicht darauf besinnen, wer möglicher Weise der Schreiber dieser Zeilen sei, obgleich ihm die Schriftzüge bekannt vorkamen. Auch dachte er nicht lange darüber nach, weil er nicht glaubte, daß ihnen ein solcher Plan gelingen würde, und beschloß, lieber die Zeit, bis der Bote kam, um ihn abzuholen, zum Ausruhen, oder

wenn es angehe, zum Schlafen zu benutzen, damit er sich zu einem Gange, der vielleicht weit war, stärken konnte.

Zu schlafen vermochte Herr Opacki nicht, nachdem er in seiner Wohnung angekommen war, und sich auf ein Ruhebett gestreckt hatte; aber er erholte sich doch einigermaßen, bevor es neun schlug.

Nun kam sein Führer, ein Mann aus der unteren Volksklasse, mit dem er sich, ohne eine Frage an ihn zu richten, fort begab. Ihr Weg führte sie in eine ganz entlegene Straße, worin nur Leute aus der letzten Klasse des Volkes wohnten, und sich nur hier und da ein etwas gutes, jedoch auch nur einstöckiges Haus zeigte.

Vor einem von ihnen stand der Begleiter des Doktors still, und klopfte drei Mal an die Hausthüre, worauf sich diese öffnete, und nun wurde eine alte Frau sichtbar, die Herrn Opacki sogleich freundlich einlud, in das Gebäude zu treten.

Er that es voll Neugierde, was doch endlich aus dieser Begebenheit werden möchte, und begab sich in eine Stube, wohin die alte Frau ihn führte, und wo er einen Fremden fand, der bei seinem Eintritte auf und ab zu gehen schien, und ihm zufällig eben den Rücken zukehrte, aber auf das Geräusch, wel-

ches die aufgehende Thür verursachte, sich zu ihm wandte, und zugleich mit offenen Armen auf ihn zukam.

Es war der reichste Mann in ganz Polen, Graf Romanow, der aus Rußland stammte, ein Verwandter des dermaligen Großfürsten Michael war, und sich nach Polen übergesiedelt hatte, als ihm eine außerordentliche Menge großer Güter, durch ein Testament seines Großvaters mütterlicher Seits zufielen, und er sich nicht zufrieden mit den Verhältnissen seines Vaterlandes fühlte.

Aus diesem Grunde hatte gleich darauf der König von Polen wiederholt an ihn geschrieben, und ihn an seinen Hof eingeladen; allein Graf Romanow schützte seine Kränklichkeit vor, die es ihm nothwendig mache, eine ganz ruhige Lebensweise zu führen, und blieb auf seinen Gütern.

Indessen, der König wiederholte seine Vorstellungen, daß Graf Romanow wenigstens den Versuch unternehmen möchte, ob ihm nicht wenigstens ein Aufenthalt für die Wintermonate in Krakau zusage, und deshalb vermochte der Graf nicht länger auszuweichen; er kam daher bald darauf dorthin, lernte bei dieser Gelegenheit den Grafen Ignatowski kennen, der nur etwa sieben Jahr älter war, als er, und schloß sich am meisten an diesen und eben so an seinen Vetter, den Reichskanzler Radziejowski, an,

der ungefähr in seinem Alter stand, und künftig — nebst seinem Bruder Wenzl Radziejowski — sein Erbe wurde, wenn Graf Romanow unvermählt, oder, wenn er sich verheirathet hatte, doch ohne Kinder starb. Diese Klausel war nämlich dem Testamente von dessen Großvater angehängt.

Wenzl Radziejowski that nun sein Möglichstes, um sich das Vertrauen seines Vetters zu sichern; allein das glückte ihm nicht; denn der Graf besaß selbst einen zu offenen, biederen Charakter, als daß ihm dieser verschmitzte, gleißnerische Mensch, dem der Neid und die Mißgunst über das Wohlergehen Anderer aus den kleinen grünlichen Augen leuchteten, gefallen konnte, der überdies zu seinem eigenen Nachtheil sich beständig bemühte, dem Grafen seine Kränklichkeit, die allerdings stattfand, recht klar und deutlich darzustellen, um ihn wo möglich von dem Gedanken abzuhalten, sich zu verheirathen.

Der Graf fühlte wohl selbst, daß es nicht räthlich für ihn wäre, wenn er sich vermählen wollte, und widmete darum den jüngeren Damen des Hofes wenig Aufmerksamkeit; wie er überhaupt nur selten an Festlichkeiten, die seine Kräfte mehr aufgerieben hätten, Theil nahm, dagegen aber sich um desto wohler in dem häuslichen Kreise des Reichsraths Ignatowski fühlte, den er sehr häufig besuchte, und

zwar als Ausnahme von der Regel, da er im Gegentheile sonst keinen der Höflinge dadurch erfreute.

Damals war Olga noch ein halbes Kind; der Graf hätte daher zu der Zeit noch an keine eheliche Verbindung mit ihr denken können, auch wenn er jünger und weniger kränklich gewesen wäre; aber er widmete ihr vorzugsweise sein Wohlwollen, und stellte sich öfter vor, wie ihn dieses liebliche, sanfte weibliche Wesen als seine Gemahlin künftig beglücken könnte, und es stimmte ihn der Gedanke jedesmal zur Wehmuth, wenn er darauf bedachte, daß ihm ein solches Glück nicht beschieden sei, weil er es für eine Sünde hielt, besonders seines öfter leidenden Zustandes wegen, diese jugendliche, liebreizende Jungfrau an ein Krankenbett zu fesseln. Aber eben, weil er selbst so urtheilte, und zwar mit schmerzlichen Empfindungen, hörte er sich ungern an seine Kränklichkeit erinnert; aus dem Grunde also wurde ihm sein Vetter Wenzl Radziejowski mit jedem Tage unangenehmer, und endlich sogar verhaßt, weil dieser nicht klug genug war, seine Absicht bei der Art, sich zu benehmen, zu verbergen.

Indessen, der Graf mußte selbst daran denken, sich der Nähe Olga's zu entziehen, bevor es ihm der zunehmenden Liebe wegen, die er für sie empfand, unmöglich wurde, und dieser Kampf fing an, seine Kräfte aufzureiben, weil er nun höchst ungern

von Krakau schied. Er verfiel daher in eine bedeutende Krankheit. Herr Opacki ward sein Arzt und stellte ihn her, rieth ihm aber darauf selbst an, nach seinen Gütern zurückzukehren, weil ein Leben am Hofe, wenn er auch nur selten an dem Treiben Theil nehme, welches hier statt finde, doch in jedem Falle zu angreifend für ihn sei. Der Graf entschloß sich also, obgleich sehr schwer, dazu, diesen Rath zu befolgen, und es geschah nach einem recht schmerzlichen Abschiede von der Familie Ignatowski, wie von Pelagia Chemineffski und von Herrn Opacki; denn Alle liebten den Ehrenmann, Alle trennten sich ungern von ihm.

Seitdem waren nun schon mehrere Jahre vergangen, als er plötzlich vernahm, was dem Grafen Ignatowski begegnet war, und noch desselben Tages in größter Eile nach Krakau abreiste.

Hier trat er jedoch nicht in einem Gasthause ab, weil in diesem Falle seine Ankunft hätte kein Geheimniß bleiben können, sondern bei seiner ehemaligen Amme, die sich in ihren jüngeren Jahren nach Krakau verheirathet hatte, an einen Mann, der Fuhrwerke vermiethete, mithin einen Stall und eine Wagenremise hinter seinem kleinen Hause besaß, ein Umstand, der nun dem Grafen Romanow gut zu statten kam, indem er nun gern seine Equipage bei sich behalten wollte, ohne daß es auffiel, da er auf irgend

eine Weise den Grafen Ignatowski zu befreien hoffte, und dann ihm zur schnellen Entfernung von Krakau behülflich sein wollte, was er darum für leicht auszuführen hielt, weil er die wahre Beschaffenheit der Umstände nicht kannte.

Allein, nachdem Herr Opacki freudig den Grafen bewillkommnet hatte, raubte jener ihm, durch seine Mittheilungen über die Angelegenheit seines Freundes, jede Hoffnung zum Gelingen seines Planes. Er dachte der Sache also eine Weile nach, und sagte darauf plötzlich: „Nun, wenn es anders nicht angeht, so befreien wir unsern Freund entweder durch List, oder durch Gewalt. Laßt mich daher vor allen Dingen wissen, wo man ihn gefangen hält, und beschreibt mir genau die Oertlichkeit seines Gefängnisses.“

Der Doktor gab ihm von Allem, was er zu wissen wünschte, eine genaue Beschreibung, und der Graf unterbrach ihn endlich mit der Aufforderung, gleich mit ihm zu kommen, und ihm die Fenster von der Rüstkammer zu zeigen, auch den Graben und die dem Schlosse gegenüber befindlichen Häuser, welche nur durch diesen Graben von jenem getrennt würden.

Herr Opacki hatte nie daran gedacht, daß es möglich sei, den Gefangenen durch Flucht zu retten, und war außer sich vor Freude darüber, als der

Graf nun behauptete, daß es angehe, nachdem er genau das Terrain um das Schloß herum besichtigt hatte, worauf er hinzusetzte: „Es wird aber Alles darauf ankommen, daß eins von diesen alten und hohen Häusern — dort das, welches den Fenstern der Rüstkammer sich gegenüber befindet — uns auf vierundzwanzig Stunden zur Benutzung überlassen wird, und — daß Ignatowski einwilligt, wenn wir ihm einen Plan zu entfliehen vorschlagen.

„Ich hoffe es, wenn seine Gemahlin an ihn schreibt, und ihn mit Bitten darum bestürmt," erwiederte Herr Opacki; „ich werde mich also noch heute zu ihr begeben, obgleich es schon ziemlich spät, und sie sehr leidend ist. Allein ich hoffe, daß die Freunde, eine neue Hoffnung zu gewinnen, sie stärken wird, damit sie zu schreiben vermag, und in ihren Palast kann man bis Mitternacht gelangen. Dann erst begiebt sich der Thürhüter zur Ruhe, und was das alte Gebäude dort anbetrifft, so überlaßt es mir, dafür zu sorgen, daß wir es auf vierundzwanzig Stunden zur Benutzung erhalten; denn es wohnen in diesen alten Häusern nur arme Leute von geringem Stande, und unsere Handelsjuden pflegen das Sprichwort nicht mit Unrecht im Munde zu führen: „Für Geld ist Alles zu kaufen. Aber wenn wir nun auf vierundzwanzig Stunden uns in

den Besitz jenes alten Hauses setzen können, was ist dann weiter anzufangen?"

„Wir schaffen ein langes und starkes Brett dahin, an dessen beiden Enden ein weites Loch angebracht ist. Um dieses Brett wickeln wir einen Strick, damit der Graf es drüben befestigen kann, und schieb es hinüber in ein Fenster der Rüstkammer, das er zu diesem Zwecke öffnen muß."

„Ach," sagte Herr Opacki seufzend und kleinlaut: „Ihr habt vergessen, daß die Fenster der Rüstkammer mit eisernen Stäben versehen sind, daß er mithin nicht auf die Weise zu entfliehen vermag, welche Ihr ihm vorzuschlagen beabsichtigt."

„Die Stäbe sind durchzufeilen," erwiederte der Graf, „und das Eisen ist mürbe zu machen, so daß es wie Glas springt, wie Euch aus der Chemie bekannt sein wird. Ich wundere mich nur, daß weder seine Freunde, noch seine Feinde daran gedacht haben."

„Man traute dem Reichskanzler nicht zu, daß er den Grafen Ignatowski begünstigen, oder gar ihm heimlich Vorschub zu seiner Flucht leisten würde, wenn er ja solche beabsichtigen sollte," antwortete Herr Opacki, „schon darum nicht, weil seine Feinde keinen Begriff von Edelmuth haben, viel weniger daran glauben, daß ein Anderer ausüben könnte, was sie sich selbst nicht zutrauen; es nicht wollen,

oder nicht können. Darum nahmen sie an, daß der Reichskanzler einen Groll auf alle Mitglieder der Familie Ignatowski haben müßte, weil Agraffia ihn zum Besten gehabt hat. Allein, so ist es keineswegs, wie ich Euch schon gesagt habe. Im Gegentheile, der Reichskanzler hat wie ein wahrhafter Freund an dem armen Gefangenen gehandelt. Sonst aber kam Niemand zu ihm, als sein Wächter und ich wurde gerufen, nachdem er sich krank gestellt, welchen Rath ihm auch der Reichskanzler gegeben hatte. Nun sollte zwar der Hauptmann von der Wache dabei zugegen sein, so lange ich mich bei ihm aufhielt; doch dieser ließ ein vernünftiges Wort mit sich reden, und darum vermochte ich, die Gräfin Ignatowski in männlicher Kleidung, als meinen Diener, der mir das Kästchen mit Arzneimitteln nachtrug, zu ihrem Gatten zu führen. Indessen hat sich die Sache seitdem gewaltig geändert; jetzt glaube ich, würde man mich nicht mehr zu ihm lassen, auch wenn er krank würde. Nur der Reichskanzler hat noch Zutritt zu ihm; allein auch diesen scheinen sie nun zu beobachten."

„Nun, es wird ihm doch wenigstens möglich sein, ihm ein ganz kleines Fläschchen mit einer Flüssigkeit zuzustellen, welche die Eisenstäbe vor seinem Fenster mürbe machen soll, und eine Feile, womit er sie schnell durchbrechen kann."

„Das wird der Reichskanzler gewiß gern thun," erwiederte Herr Opacki, „und morgen werde ich ihn darum ansprechen."

„Ich aber will noch heute in der Nacht an unsern unglücklichen Freund schreiben," sagte Graf Romanow, „und ihn mit unserem Plane bekannt machen; hoffentlich wird er ihn billigen, und diesen Brief soll ihm der Reichskanzler zustellen."

„Gott segne diesen Ehrenmann tausendfach für Alles, was er für unsern Freund wagt," versetzte Herr Opacki; „aber glaubt Ihr wirklich, daß unser Plan gelingt?"

„Wenn die Vorsehung uns nicht bei der Ausführung im Stiche läßt, gewiß," antwortete der Graf; „aber damit der Reichskanzler später mit gutem Gewissen allenfalls darauf schwören kann, daß er von Ignatowski's Flucht nichts weiß, darf er wirklich nichts davon erfahren, sondern muß in einem versiegelten Päckchen die Feile und die ätzende Tinktur durch Euch empfangen."

„Er ist aber ein so wahrhafter Freund des Grafen, und dabei so edelsinnig —" sagte der Doktor.

„Das von meinem Vetter zu hören, macht mir große Freude," unterbrach ihn Graf Romanow, „aber dennoch darf er von der Flucht unseres Unglücklichen nichts wissen; denn erstens wissen wir nicht mit Gewißheit, wie er darüber denken würde, und dann

werden sie ihn später sicher darüber zur *Rechenschaft* ziehen. Weshalb sollen wir ihn also in den *Fall* setzen, daß er ihnen eine Unwahrheit sagen müßte? Nein, kein Mensch, außer wir Beide, darf davon erfahren! Ich will mir den Dank der liebreizenden Olga ohne Theilung erwerben; denn Ihr werdet großmüthig sein, nicht wahr, und bei ihr mir ihn nicht streitig machen. Mögt Ihr dagegen von den Uebrigen ihn in meiner Stelle, mithin doppelt empfangen."

„O, steht es so," versetzte der Doktor lachend, „dann ist mir auch um das Gelingen unseres Vorhabens nicht bange; denn die Liebe pflegt verwegen zu machen, wenn es gilt, der Angebeteten einen Dienst zu erzeigen, und das müssen wir sein, sobald wir unsern Zweck erreichen wollen. Ist das aber nicht geschehen, dann wird Gott Euch durch die Hand dieser Lieblichen belohnen."

„Nein," erwiederte der Graf mit unverhehlter Wehmuth im Tone, „so kann und so darf es nicht kommen; denn es ist ein unbesiegbares Hinderniß vorhanden, das mich abhält, ihr meine Hand anzubieten. Ich bin kränklich — und auch zu alt, um ihr Gemahl zu werden."

„Ihr seht jetzt bei weitem wohler aus, als früher," meinte der Doktor, „und seid noch ein Mann in den besten Jahren."

„Ich bin auch gesunder, wie damals, als ich zuerst hier war," versicherte der Graf; „aber doch nicht so wohl, daß ich Olga's Schicksal an das meinige ketten darf, da ich sie wahrhaft liebe, und ihr ein besseres Loos wünsche, als das einer Krankenpflegerin. Dann — Ihr sagt, ich stehe in den besten Jahren? Als Mann bin ich allerdings noch nicht alt; doch, um Olga's Gatte zu werden, ohne die Besorgniß, später ihr Glück zu schmälern, viel zu alt. Ueberdies wünsche ich, daß sie nicht glauben soll, es habe mich Eigennutz dazu verleitet, ihren Vater zu befreien. Nein, ich will das Glück, sie mir dankbar zu wissen, rein und ohne Beimischung von Beschämung genießen können, und darum darf sie nie erfahren, daß ich sie liebe. Werdet also nicht etwa zum Verräther meines Geheimnisses."

„Nun, das wird die Zeit schon gestalten," meinte der Doktor; „sie ordnet oft ohne unser Zuthun die Verhältnisse und Umstände zu unserem Besten. Vorläufig aber bleibt es die Hauptsache, daß wir im Stande sind, ihren Vater zu befreien."

„Ich hoffe es," erwiederte der Graf, „sobald nur der Reichskanzler es übernimmt, ihm das kleine Päckchen zuzustellen, worin sich das Fläschchen mit der ätzenden Flüssigkeit und die Feilen befinden."

„Dafür stehe ich ein," betheuerte Herr Opacki.

„Nun, dann wird Alles gut gehen," versicherte

der Graf; „kommt daher nur noch mit mir nach der Behausung meiner ehemaligen Amme, damit ich Euch diese Gegenstände einhändige."

Auf dem Wege dahin sagte der Doktor: „Es bleibt für uns ein Unglück, daß in dieser Jahreszeit das Wasser im Stadtgraben so seicht ist, daß kein Boot darauf weiter kommt, und dabei doch so tief mit Schlamm ausgefüllt, daß man auch auf keine andere Weise an das jenseitige Ufer, vom Schlosse aus, zu gelangen vermag."

„Ich habe schon daran gedacht, ob es nicht möglich wäre," sagte der Graf; „wenn es anginge, so dürfte mein Freund sich nur an einer Strickleiter herunter lassen."

„Nein, das geht nicht," versicherte der Doktor; „denn es müßte doch ein Boot ihn aufnehmen können; das aber vermögen wir nicht unter sein Fenster zu bringen, und noch weniger darauf an das jenseitige Ufer zu schieben. Er versänke im Schlamm und Moder. Ueberdies würde ein solches Unternehmen Geräusch verursachen, und das müssen wir vermeiden; denn unter der sogenannten Rüstkammer befindet sich leider die königliche Bäckerei. Nun ist es aber bekannt, daß in der Nacht alles Brot gebacken wird, damit man es am Morgen frisch erhalten kann. Wie leicht möchte also einer von den Leuten die Anstalten zu der Flucht unseres Freundes

wahrnehmen, und in der Voraussetzung, einen großen Lohn dafür zu erhalten, Lärm machen. Ein solches Wagniß wäre also unbedingt zu gefährlich. Aber nicht minder scheint es mir anderer Art so zu sein. Nämlich, ich kann nicht begreifen, wie der Graf auf dem Brette über die Straße kommen soll, ohne dabei den Hals, oder doch wenigstens Arm und Bein zu brechen."

„Es wird allerdings auch ein Wagniß, aber doch ein zu bestehendes sein," entgegnete Graf Romanow. „Er muß sich der Länge nach, mit der Vorderseite seines ganzen Körpers, erst auf das Brett legen, sich mit den Armen daran festklammern, und so sich so lange langsam weiter schieben, bis ich ihn erreichen und ihn zu mir herziehen kann; denn ich rücke ihm eben so entgegen, und suche eine Hand frei zu behalten, um ihn damit zu fassen."

„Zum Teufel, das wird eine gefahrvolle Art durch die Luft zu reisen abgeben!" sagte der Doktor erschrocken.

„Für Euch würde sie es allerdings, und nicht zu bestehen sein," antwortete der Graf; „doch ist es ein Anderes mit unserem Freunde; er besitzt noch mehr Kraft, und ist muthig —"

„Aber Ihr?" fiel ihm der Doktor in die Rede, „wenn Ihr auch Muth besitzt, so seid Ihr doch weniger kraftvoll, als er."

„Ich habe das Experiment schon als Knabe geübt," sagte der Graf, „wenn ich mit den Söhnen unserer Nachbarn Versteck auf dem Heuboden spielte, und an einen Ort gelangen wollte, wo sie mich nicht suchen, mithin auch nicht finden konnten; für meine Sicherheit hegt deshalb keine Besorgnisse."

„Aber —" wandte der Doktor ein, „wenn ich das auch will gelten lassen, „so wird doch das Brett am folgenden Morgen ausweisen, auf welchem Wege der Gefangene seine Flucht unternommen hat."

„Wir müssen das Unternehmen in der Art ausführen, daß es nicht so kommt," sagte der Graf, „und das wird möglich sein; denn Graf Ignatowski darf nur drüben das Brett an einem mittleren Eisenstabe, den er zu diesem Zwecke stehen läßt, in der Art anbinden, daß es herunterfallen kann, sobald wir es auf dieser Seite losbinden, was ganz gut angeht, da die Fenster seines Gefängnisses ungleich weiter von dem Stadtgraben entfernt sind, als dieser, und die sehr schmale Straße auf der Seite bis zu dem Fenster, wo wir uns befinden, breit ist, das Brett mithin nur an der Mauer des Schlosses hinunterschlagen kann, und zwar an einer Stelle, wo unten kein Fenster ist, wenn der Graf nur das wählt, welches ich ihm dazu vorschlagen werde."

„Wenn aber das nur ganz gerade über einem

des Hauses sein wird, in dem wir uns aufhalten können," entgegnete der Doktor besorgt. —

„Wir halten das Brett erst nur an einem Seile fest, das wir durch die am Ende angebrachte Oeffnung ziehen," erwiederte der Graf, „und zwar so lange, bis es der Gefangene an dem Eisenstabe, oder noch besser an zweien, die er zu diesem Zwecke benutzen kann, fest angebunden hat, worauf wir sehen können, ob die Richtung seines Fensters zu der Ausführung unseres Planes behülflich ist. Wo nicht, so schlagen wir in dem Hause, wo wir uns aufhalten, ein Loch durch die Mauer, und schaffen uns so ein Mittel, um unsern Zweck dadurch zu erreichen. Allein, so viel ich in der Dunkelheit wahrnehmen konnte, waren die Fenster der Rüstkammer denen des Hauses, das ich Euch zur Ausführung unseres Vorhabens bezeichnet habe, gerade gegenüber."

„Ihr seid doch verteufelt klug," sagte der Doktor, indem er unwillkürlich stehen blieb, und den Grafen mit Erstaunen ansah. „Nein, auf alles Dergleichen wäre ich nicht gekommen; aber — erlaubt mir noch eine Frage. Wenn man am Morgen das Brett angebunden, die übrigen Stäbe durchfeilt findet, so wird daraus doch die Frage entstehen, wie ist der Gefangene zu dem Brett, wie zu der Feile gekommen? Der die Wache habende Haupt-

mann wird also zur Rechenschaft deshalb gezogen werden —"

„Gewiß," unterbrach ihn der Graf; „aber der gute Mann wird beschwören können, daß er von nichts weiß. Der Reichskanzler, der Einzige, welcher Zutritt bei dem Gefangenen hatte, wird gleichfalls befragt werden. Er betheuert dann, nach Gewissen, dasselbe, beschwört seine Aussage allenfalls, und man muß endlich sich dazu bequemen, zu glauben, daß dem Gefangenen von unten herauf alle die zu seiner Flucht erforderlichen Gegenstände, trotz dem, daß der Stadtgraben kein Wasser, sondern nur Schlamm und Moder hat, konnten zugeschoben werden, wie es auch anginge, wenn der Graf davon zu unterrichten wäre, und uns nichts Besseres übrig bliebe; denn auf irgend eine Weise befreiten wir Ignatowski dann doch. Dagegen ist jetzt aber kein anderes Wagniß nothwendig, als das, worüber wir, denke ich, einig sind, daß es uns zu dem gewünschten Ziele führen soll."

Sie waren unter diesem Gespräche an die Behausung der ehemaligen Amme des Grafen Romanow gekommen; dieser hatte dem Doktor die ätzende Flüssigkeit, wodurch Eisen so mürbe gemacht werden konnte, daß es wie Glas sprang, eingehändigt, wie auch die Feile, und ihm gesagt, daß er ihm am folgenden Abende, wenn er wieder zu ihm käme, den Brief

für den Grafen Ignatowski einhändigen, und in diesem Schreiben ihm genau angeben wolle, wie seine Flucht bewerkstelligt werden sollte, und darauf begaben sich Beide, Graf Romanow in seinen Mantel tief eingehüllt, nach dem Palaste des Gefangenen, und das geschah nur darum, damit sie noch länger zusammen sprechen konnten; denn Graf Romanow hatte nicht die Absicht, sich gleichfalls zu der Gemahlin desselben zu begeben.

Indem sie sich aber eben trennen wollten, sagte er noch zu seinem Begleiter, indem er dessen Hand erfaßte: „Eine Frage möchte ich nun noch an Euch richten; aber beantwortet sie aufrichtig. Wie hat Olga sich ausgewachsen? Entspricht sie den Hoffnungen, zu welchen in früherer Zeit ihr Aussehen berechtigte?“

„Vollkommen,“ versicherte der Doktor mit dem Tone der Ueberzeugung; „denn sie ist nicht allein ungemein schön geworden, sondern auch liebenswürdig; ein wahrer Engel an Herzensgüte. Ich jedoch kann sie am besten beurtheilen, weil ich täglich Gelegenheit habe, sie am Krankenbette ihrer Mutter zu beobachten, und — mit welcher himmlischen Sanftmuth, mit welcher nicht genug zu bewundernden Geduld ertrug sie von jeher die Launen ihrer Schwester, die jetzt dagegen hinlänglich dafür gezüchtigt wird, wie sie es um die Ihrigen verdient

hat; denn es war der böse Dämon des Hauses Ignatowski, und Gott wolle nur geben, daß die ihr zugetheilte Strafe sie bessert."

„Je mehr Gutes ich von Olga höre," sagte der Graf mit einem Seufzer, „um so weniger wäre es recht von mir gehandelt, wenn ich ihr meine Hand anbieten wollte. Darum kein Wort weiter über diesen Punkt. Doch — wird die Gräfin noch auf sein?"

„Noch wach gewiß," antwortete der Doktor; „denn es brennt Licht in ihrem Schlafzimmer, und ich sehe, daß Jemand darin herumwankt. Die Aermste ist also gewiß kränker geworden."

„Nun, so beeilt Euch, sie zu beruhigen," versetzte der Graf. „Aber es bleibt bei unserer Verabredung; sie erfährt nicht eher, wer ihren Gemahl befreit hat, bis dieser außerhalb der Stadt und in Sicherheit ist."

Der Doktor begab sich nun in den Palast des Grafen Ignatowski, und Graf Romanow in die Behausung seiner ehemaligen Amme, um an seinen Freund noch zu schreiben, bevor er sich zur Ruhe niederlegte.

Ende des zweiten Theiles.

BSB Bayerische StaatsBibliothek

MDZ Münchener DigitalisierungsZentrum Digitale Bibliothek

Satori-Neumann, Johanna

Agraffia und Fatime, oder: Die Folgen der Schuld Historisch-romantische Erzählung aus der Zeit Königs Siegmund III. von Polen. Von Johanna Satori-Neumann
Bd.: 2.

Braunschweig (1847)

P.o.germ. 1243 k-1/2
urn:nbn:de:bvb:12-bsb10118219-7